Oswald Ehrenhaupt

oder

Pharisäer und Zöllner.

Zeitroman

von

Fr. Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.
1851.

Oswald Ehrenhaupt

oder

Pharisäer und Zöllner.

Zweiter Theil.

Und ich will zu euch kommen und will ein schneller Zeuge sein wider die Zauberer, Ehebrecher und Meineidigen und wider die, so Gewalt und Unrecht thun den Tagelöhnern, Witwen und Waisen und die Fremdlinge drücken und mich nicht fürchten, spricht der Herr Zebaoth.

Aus dem Propheten Maleachi, Kap. 3, V. 5.

Das Ereigniß, mit welchem wir den ersten Theil unserer Geschichtserzählung schlossen, bildete in Oswald Ehrenhaupts Leben einen Wendepunkt, der für ihn von den größten Folgen war. Er hatte sich gerettet durch den Sprung von der hohen Mauer, die den königlichen Garten seiner Länge und Breite nach umgrenzte. Zu Boden gefallen bei dem Sprunge, hörte er über sich die Aeußerung eines der ihm nachsetzenden Lakaien, daß sie seiner jetzt um so gewisser habhaft werden würden, als er jedenfalls ein Bein oder einen Arm gebrochen habe.

Oswald fühlte sich, eine kleine Contusion am Knie abgerechnet, ganz unverletzt, und seine Geistesgegenwart sagte ihm, daß er dem Wahn seiner Verfolger, einer ihn an fernerer Flucht hindernden, bedeutenden Beschädigung, entsprechen müsse; er blieb eine Weile lang ruhig am Boden liegen, horchte auf jedes Geräusch in der Höhe, da sich aber keins mehr hören ließ, kroch er, begünstigt

von dem Dunkel in der Tiefe, in welcher er lag, vorsichtig nach dem Buchengang, durch den er vorher gekommen. Diese Vorsicht wäre in der That unnöthig gewesen, indeß, er wußte nicht, daß seine Verfolger die Terrasse verlassen hatten, er glaubte, sie täuschen zu müssen. Als er den Buchengang und dessen noch tieferes Dunkel erreicht hatte, sann er einen Augenblick lang nach, auf welche Weise er sich ihnen am sichersten entziehen könne. Der Vernunft nach konnte er erwarten, daß diese Leute, nicht an's Springen und Voltigiren gewöhnt, den Eingang in das Terrain, auf dem er sich befand und das er nach ihrer Ansicht als schwer verletzt nur mit Anderer Hülfe verlassen könne, durch das Gitterthor, von der Straße her, suchen würden, und jene Seite deswegen für ihn gänzlich ungangbar sei. Ohne langes Zaudern beschloß er daher, einen andern Punkt zu suchen, wo er einen sicheren Uebergang fände. Der richtigste war wohl am Strome, und er eilte deshalb den Buchengang entlang und erreichte, nachdem er zwischen lebendigen Hecken und Blumengängen einen Weg nach der den Garten vom Flusse abgrenzenden Mauer gefunden hatte, sein Ziel. Indeß der Uebergang über diese Mauer war um so schwieriger, als die Höhe derselben der des königlichen Gartens nicht nachstand, und am Flusse hin mit derselben ganz gleich war, blos durch die eben so hohe Scheidewand beide an Umfang ungleiche Grundstücke trennte. Diese Mauer

war am Strome hin, der Sicherheit wegen, sehr nothwendig, um der Möglichkeit eines Einbruchs vorzubeugen.

Oswald befand sich in großer Verlegenheit; er hörte von der jenseitigen Straßenseite, wo der Eingang durch's Gitterthor war, Stimmen und den lauten, dröhnenden Schall einer Glocke in dem Landhause; man hatte, Einlaß begehrend, die Klingel gezogen. Er sah in dem Landhause Lichter sich hin- und herbewegen, hörte eine Thür öffnen und plötzlich das Gebell zweier Hunde, die, der Richtung nach zu urtheilen, nach dem Gitterthore hinsprangen; auch eine Männerstimme vernahm er, die den schrecklich lärmenden Hunden zurief. Spürten diese Hunde ihm nach, ehe er noch einen Uebergang gefunden, wurde er daher sicher entdeckt und gab er den schon gefaßten Gedanken auf, sich auf einen der hier einzeln stehenden Lindenbäume zu schwingen; die Hunde würden ihn sicher gewittert und ihr Gebell ihn verrathen haben.

In dieser mißlichen Lage war er an der Mauer längs der Flußseite hingeeilt, ohne nur eine Möglichkeit entdeckt zu haben, auf sie hinauf zu kommen, und stand jetzt an deren Ende. Alle Sorge schien plötzlich geendet von einem nebengelegenen Besitzthum schied hier ein; Staketenzaun, der am Tage das täuschende Ansehen eines eisernen Gitters bot; der Märzabend war nicht so dunkel, ihm die Flucht zu erschweren; fern im Westen schwammen noch einige weißgelbe Wölkchen, deren Ge-

genschein der untergegangenen Sonne zurückwerfend, und dieser schwache Lichtreflex schien den Kampf zwischen Nacht und Tag, die Dauer eines nebeligen Zwielichts zu verzögern.

Oswald erstieg den Staketenzaun; er war fast um mittle Mannslänge niedriger, als die Mauer, die auch, wie er sah, das nachbarliche Besitzthum vom Flusse abgrenzte. Durch die ungewöhnliche Muskelkraft seiner Arme zog er sich, die Hände fest auf den Mauerrand legend, an derselben in die Höhe. Dies war ein Wagstück, welches ihn im Falle des Nichtgelingens nicht nur in die Gewalt seiner Verfolger, sondern auch vielleicht dem Tod in die Arme werfen konnte. Seine Muskelkraft durfte, nachdem er sich von dem in Spitzen auslaufenden Stakete etwas erhoben, nur im geringsten nachlassen, oder ein Stein in dem Mauerrand durfte wanken, und er mithin die feste Stütze entbehren, so stürzte er herab auf die Staketspitzen; der geringste Unfall bestand dann in einer schweren Verletzung; indeß, er kam glücklich in die Höhe und saß nun auf dem Rande, einer Gefahr entflohen und eine zweite vor sich erblickend. In dem trüben, nebeligen Zwielicht war es ihm unmöglich, die Tiefe zu ermessen, die Gegenstände am Fuße der Mauer deutlich zu erkennen.

So entschlossen Oswald auch war, so scheute er sich doch vor dem ungewissen Sprunge; der bleiche,

schwache Lichtreflex, den der Westen auf den Fluß fallen ließ und in wasserblauen Streifen zwischen die tiefen Abendschatten zeichnete, die sich von beiden Ufern aus nach der Mitte des Stromes zudrängten, hoben nur noch mehr die Verdüsterung der zwischen dem Flusse und der Mauer befindlichen Gegenstände in's Auge. Er war noch nie in dieser Gegend gewesen, er wußte nicht, ob ein Fußweg zwischen Fluß und Mauer hinlief. War dies nicht der Fall, so sah er auch keine Rettung für sich.

Indem er so, in reitender Stellung, überlegend auf dem Rande saß, hörte er das Gebell der beiden Hunde im Garten sich der Flußseite nähern, man durchsuchte die einzelnen Partien. Was auch kommen mochte, er mußte nun den ungewissen Sprung wagen. Schon im Begriff dazu vernahm er noch rechtzeitig ein Rauschen vom Flusse her, er hörte sprechen und bemerkte über einen der helleren, wasserblauen Lichtstreifen ein Boot gleiten, das wie ein unförmlicher Schatten in dem tieferen Abenddunkel nach dem Ufer zuschwamm. Jetzt schien ihm auch dieser Ausweg abgeschnitten, denn die im Boote würden, da sie schon nahe am Ufer waren und allem Anschein nach landen wollten, jedenfalls ihn als Dieb betrachtet haben, der sich durch einen Sprung in's Freie setzen wollte.

So sah er sich also gezwungen, auf der Mauerhöhe zu bleiben; um von keiner Seite entdeckt zu wer-

den, streckte er sich auf dem nicht sehr breiten Rand der Länge nach aus; diese sehr schwierige Lage erforderte ein strenges Gleichgewicht, eine starre Unbeweglichkeit des Körpers, er hatte für seine Augen auf beiden Seiten der Mauer Beschäftigung; indem der Schein von Laternen im Garten näher kam, der Lärm der Hunde lauter erschallte und einzelne Stimmen ganz deutlich wurden, erblickte er in dem Boote ebenfalls das Licht einer Laterne, welches mehrere darinsitzende Gestalten schwach beleuchtete.

Das Boot hatte das Ufer erreicht; Einer sprang heraus und hing es an, wenigstens hörte Oswald eine Kette klirren; die Darinsitzenden stiegen aus. Es war eine Fischerfamilie, die, wie der auf der Mauer Lauschende aus ihren Reden vernahm, zu Hause gingen und über ihren schlechten Verdienst sprachen. Sie mußten nicht weit von hier wohnen, wenigstens that Einer die Aeußerung, daß es gut sei, daß sie nur noch ein paar hundert Schritte bis zu Hause hätten, denn er sei todtmüde.

Obwohl das Laternenlicht schwach war, so erhellte es für Oswald doch so viel am Boden, daß er so ziemlich deutlich erkennen konnte, wie dieser eben und nicht steinigt sei. Während auf der einen Seite diese Fischerfamilie sich längs der Mauer hinbewegte, stöberten auf der andern die beiden Hunde, unter mörderlichem Lärm, am Fuße der Mauer.

„Das weiß der Henker, wo der Bursche hingekommen ist,“ sagte einer der Diener.

„Hm, ich glaube, daß er weniger wahnsinnig, als mit einer schlechten Absicht gegen Se. Majestät sich in den königlichen Garten eingeschmuggelt hat,“ bemerkte ein Anderer.

„Scheint mir auch so, Herr Tafeldecker,“ stimmte ein Dritter bei, „der Kerl muß die Wege hier genau wissen; das ist Alles schon vorher untersucht, wie sich der Schurke salviren konnte im Nothfall, und unser ganzes Nachspüren ist umsonst, da wette ich meinen Kopf!“

„Ein Attentat auf Se. Majestät!“ rief eine fette, heisere Stimme; „es ist schändlich!“

„Ja, Herr Küchenschreiber, die Haut schaudert Einem bei solch' einem Gedanken. Der war nicht wahnsinnig, da muß ich dem Herrn Kammerheiducken beipflichten, der war nicht wahnsinnig; aber ein Bösewicht war es, ein Königsmörder! — Eure Hunde sind verrückt, was lärmen sie denn so entsetzlich an der Mauer? da hinüber kommt kein Teufel!“

Die Suchenden entfernten sich und eins der kläffenden Thiere mochte einen sehr unzarten Wink zur Ruhe empfangen haben, denn es entfloh heulend nach dem Landhause zu. Oswald blieb noch eine Weile lang ruhig liegen, dann schwang er sich wieder in reitende Stellung und rasch entschlossen, beide Füße nach

der Flußseite über den Rand hängend, stemmte er die rechte Hand fest auf die äußere Kante desselben und gab sich einen Abstoß. Eine heftige Körpererschütterung war Alles, was er von dem hohen Sprunge davontrug; er rastete eine Weile, um sich zu erholen. Bis jetzt hatte er noch nicht Zeit gehabt, über die Ursache seiner Flucht nachzudenken, sich den Auftritt im königlichen Garten wieder in's Gedächtniß zurückzurufen; seine Freiheit stand auf dem Spiele, er wußte nur, daß er verfolgt wurde und daß er flüchten mußte; kein anderer Gedanke, als dieser, war in ihm rege; nun erst, als er sich außer dem Bereiche seiner Verfolger sah, dachte er an Alles zurück; die tiefe Stille, die über dem nächtlich beschatteten Fluß lag, die Entfernung von dem lebendigen Treiben der Stadt, alles dies war geeignet, ihn zu Reflexionen zu stimmen.

„Wahnsinnig!“ sagte er zu sich, „man sah mich für einen Wahnsinnigen an, der dem König an's Leben wolle — warum? — warum? —“

So sehr sich auch Oswald mit dieser Frage quälte, sie blieb ihm unenträthselt und dieses nutzlose Nachdenken beunruhigte ihn außerordeatlich, weil die Idee, daß der Verdacht einer schlechten That, wenn auch die letztere gestaltlos blieb und eben nichts als eine gegen ihn gefaßte Idee war, sein Selbstbewußtsein, die makellose Reinheit desselben schwer verletzte. Er fühlte eine heftige Empörung gegen die Comteß; warum hatte sie geschwie-

gen? sie kannte ihn ja — schämte sie sich seiner? Einige Worte von ihr hätten hingereicht, den Irrthum zu zerstreuen. Und Graf Frederic, der doch wußte, wer Oswald sei, der in Haus Else so freundlich sich gegen ihn gezeigt, erklärte ihn für wahnsinnig — warum? welcher Grund konnte ihn zu solch einem Vorgeben bewegen? „Wenn ich jemals mit ihm zusammentreffe, soll er mir Rechenschaft geben; er hat den Argwohn eines verruchten Mordes auf mich gewälzt, ich mußte fliehen wie ein Verbrecher.“ Aus diesem höchst unangenehmen Nachsinnen, wurde er durch das Gebell der Hunde in dem Garten, aus welchem er sich vor Kurzem gerettet, aufgerüttelt; er mußte den Ort verlassen. Nicht wissend, ob der Weg, der hier zwischen Fluß und Mauer entlang lief, ihn gewiß in's Freie führen würde, fand er es am geeignetsten, sich des angekettelten Bootes zu bedienen und indem er sich auf das andere Ufer übersetzte, jeder Gefahr sich zu entziehen. Dieser Entschluß wurde schnell ausgeführt. Da hier keine Strömung vorherrschend war, so hatte der Besitzer des Bootes es auch nicht für nothwendig gefunden, das Boot, wie es oft zu geschehen pflegt, während des Nichtgebrauchs der Fahrzeuge anzuschließen, sondern nur, vermittelst des an den am Ufer eingerammten Pfahl befindlichen Hakens, die Kette eingehakt und um den Pfahl geschlungen. Dies begünstigte Oswalds Unternehmen und in wenig Minuten schaukelte das Boot

auf den leicht gekräuselten Wellen unter dem Schutze des Abenddunkels. Oswald ließ es eine Weile stromab schwimmen, dann gebrauchte er das Ruder, um nach dem jenseitigen Ufer zu wenden. Er hatte Muße, sich den Auftritt im königlichen Garten abermals und zwar recht lebensklar vor die Seele zu rufen. Seine Phantasie zauberte ihm das Bild des Königs in der reichen, glänzenden Uniform vor. Da diese Erinnerung so schön war, so verweilte er lange bei ihr; das sanfte Wiegen des kleinen Fahrzeuges begünstigte dies angenehme Nachsinnen, welches so ganz mit der für Glanz und Schönheit so großen Empfänglichkeit des Jünglings übereinstimmte.

„Er ist noch so jung wie ich," sagte er zu sich, „aber er ist weit schöner als ich; ich begreife es leicht, daß er deswegen auch die schönste aller Frauen, die Comteß, sehr liebt; es mußte so sein."

Indeß so angenehm die Erinnerung an den jungen, glänzenden Monarchen auch war, so wurde sie doch von der Betrübniß, die Oswalds Gemüth wahrhaft ergriff, verdüstert. Der Gedanke, daß dieser in Jugendfülle und Glanz lebende König jetzt an ihn nur mit einem unangenehmen, widerwärtigen Gefühle sich erinnern müsse, that ihm weh; aber er wußte kein Mittel, dies schlimme Andenken zu mildern und zu verwischen und dies war ein Kummer für ihn.

Der Strom hatte ihn eine ziemliche Strecke von

der Stadt abwärts getrieben und als sich Oswald umsah, erblickte er die Lichter, welche in den Häusern der Stadt bereits angezündet worden, als kleine, leuchtende Punkte, ein Beweis, daß die Entfernung von derselben gar nicht unbedeutend sei. Er bemühte sich, das Boot aus dem Strome zu rudern und als ihm dies, troß der starken Strömung, weil der Fluß hier einen ziemlichen Bogen beschrieb, gelungen war, dauerte es wenige Minuten noch und er legte es an, die Kette an starkes Strauchwerk befestigend, dann begann er den Weg nach der Stadt einzuschlagen und erreichte diese nach einem halbstündigen Marsche.

Sein erster Gang war zu Beinlich; er fand ihn nicht zu Hause, so ging er also nach seiner eigenen Wohnung. Er fühlte sich in der That etwas erschöpft; die Eindrücke, welche in den kurzen Stunden des verwichenen Nachmittags ihn bestürmt hatten, waren so aufregender Natur, daß er einer Ruhe bedurfte, um sich selber wiederzufinden. Der Magister war in seiner Studirstube, als Oswald zu ihm eintrat. Der gute, alte Mann brütete, wie gewöhnlich, über einem längst vermoderten Theologen und staunte nicht wenig, als Oswald ohne Umstände einige Bücher, welche auf dem zweiten Stuhle lagen, herunterschob und sich, gleichsam abgespannt, auf den Sitz niederfallen ließ. Das war ungewöhnlich, Oswald war sonst kein Freund vom Sitzen.

„Mein Himmel, was ist denn? was ist denn?“

rief der alte Mann erschrocken und schlug den grünpapierenen Schirm von der Lampe zurück; „es ist etwas geschehen — gewiß, etwas sehr schlimmes — Du bist ganz außer Athem, unglückliches Kind — ach, mein Himmel — warum bist Du so außer Athem?“

„Weil ich gelaufen bin,“ antwortete Oswald; „übrigens, es ist mir wirklich etwas geschehen — ich mußte laufen und springen.“

„Etwas geschehen!“ stammelte der Magister, die Hände vor Entsetzen faltend, „was denn? Ach, das ist schrecklich!“

„Jetzt nicht mehr; früher aber, vor zwei Stunden, als man im königlichen Garten auf mich Jagd machte und mich für einen Wahnsinnigen und für einen Menschen hielt, der dem Könige an's Leben wolle,“ entgegnete Oswald; „aber ich bin ihnen entgangen, sie hatten keine Lust, von der hohen Mauer, mir nach, den Sprung zu wagen und das freut mich — es ist schändlich, mich für wahnsinnig oder gar für einen Mörder zu halten!“

Jetzt folgte eine lange Pause, der Magister saß vollkommen erstarrt. Das, was er gehört, war hinlänglich, um sein zaghaftes Gemüth in die Fesseln des größten Entsetzens zu schlagen.

„Ach, Du unglückliches Kind!“ rief er dann, als er sich etwas erholt hatte, „Du unglückliches Kind!

mein Himmel, wenn ich nicht bei ihm bin, giebt es noch das größte Unglück!“

Dieser Ausruf und gleichsam Selbstvorwurf, den sich der ehrwürdige Mann machte, reizte Oswald zum Lachen; es klang zu komisch, daß sich der gute Magister für einen Schützer in solcher Lage betrachtete, aus welcher nur die Verwegenheit und die Körperkraft den Jüngling befreit hatte.

„Du kannst noch lachen!“ rief der Ehrwürdige; „mein Himmel, er hat gar keinen Begriff von Furcht — das ist das größte Unglück!“

„Nein, sagen Sie, es ist das größte Glück, Vater; mit der Furcht wäre ich nicht weit gekommen, man hätte mich festgenommen und ich säße nicht hier. Was soll ich denn fürchten? Ich bin nun einmal so — Sie werden es nicht ändern.“

„Nein, nein, ich weiß wohl,“ stimmte der Magister kleinlaut bei, „das ist eben das Traurigste.“

„Grämen Sie sich nicht darüber, Vater,“ redete Oswald; „ich bin hier, das ist das Beste. O, meinen Sie vielleicht, ich solle mich ohne Gegenwehr ergreifen lassen, wenn man Hand an mich legen will? Nein, gewiß nicht! Und in Gegenwart des Königs mich wie einen Verbrecher fassen zu lassen — ach, ich würde lieber gestorben sein; als daß sie mich lebendig gefangen hätten.“

„Ein Schlag kommt immer stärker, als der an-

dere!“ stammelte Magister Ehrenhaupt, mit vor Angst zitternden Lippen; „in Gegenwart des Königs!“

„Ja, Vater! ich werde Ihnen das erzählen; gewiß, Sie werden sagen, ich sei ganz im Rechte, eben so wie damals, als der rothbärtige Cavalier in unserm Haidewald mich wie ein Stück Wild niederschießen wollte.“

Diese Erinnerung war überflüssig, sie verstärkte nur noch mehr die Angst des Magisters. Welches Entsetzen hatte der alte Mann damals ausgestanden! Und jetzt sah er eine nicht minder große Gefahr für Oswald, der, ohne auf das Beben, welches Magister Ehrenhaupt an allen Gliedern ergriffen hatte, zu achten, ihm sein Abenteuer erzählte und mit den Worten endete: „Ich weiß nicht, was ich Unrechtes daran gethan haben sollte, in den königlichen Garten einzudringen; ich wollte mit der schönen Comteß sprechen — war das etwas Böses? Sie kennt mich, ich habe ihr von unserm einsamen Leben in der Haide, im Elsehaus, erzählen müssen — sie wußte sogar von der guten, blauen Dame, die, wie ich noch ein kleiner Knabe war, einigemale zu uns zu Besuch kam und mir Spiel ...“

Ein unartikulirter Schrei des Magisters unterbrach Oswalds Rede.

„Was ist Ihnen, Vater?“ rief Oswald verwundert.

Der alte Mann hielt die Hände vor's Gesicht ge-

schlagen und blieb eine Weile in dieser Stellung, als fürchte er etwas Gespenstiges zu erblicken.

„So sagen Sie doch, was ist Ihnen?“ fragte Oswald; „haben Sie Schmerz? ist Ihnen unwohl? ich will Valentin rufen, auch Thoms ist draußen.“

„Nein, nein, Niemand!“ stöhnte der Magister aus tiefer Brust; „mein Himmel! — die blaue Dame!“

„Sind Sie darüber so erschrocken?“

Magister Ehrenhaupt antwortete nichts darauf; er hatte die Hände vom Gesicht niedergleiten lassen und sein Blick ruhte auf dem Jüngling, der sich allerdings nicht wenig durch dies räthselhafte Wesen betroffen fühlte. Mit einem tiefen Athemzuge hob dann der alte Mann langsam an:

„Die Comteß hat Dich nach der blauen Dame gefragt?“

„Gewiß, Vater; es war sonderbar, daß diese schöne Frau darum weiß, wer uns im Herrenhause besuchte,“ entgegnete Oswald; „ich mußte mich recht ernstlich darauf besinnen, um ihr von der guten, blauen Dame erzählen zu können; ich war sehr unzufrieden mit mir, ganz auf die blaue Dame vergessen zu haben, die mich doch so sehr lieb hatte und mich küßte nnd herzte, als wäre ich ihr Sohn.“

Eine Bewegung, die Oswald nicht entgehen konnte, glitt über des Magisters tief gefurchtes Gesicht

hin, er schlug die Augen nieder, als wünsche er das, was ihn jetzt bewege, in sich zu verbergen.

„Ich habe vergessen, Ihnen davon zu erzählen, Vater," fuhr Oswald fort; „ich weiß nicht, wie es kam, daß ich darauf vergaß, es war bei der Gelegenheit, als ich ihr das Packet, welches ich durch einen Irrthum in dem großen, schönen Hause empfangen hatte, übergab. Die Comteß sagte, die blaue Dame hätte zu Vater Anselms Familie gehört — ist das wahr?"

Der Magister befand sich in der sichtbarsten Verwirrung; mit ganz ungewöhnlicher, seinem pedantischen Wesen fremder Hast antwortete er:

„Ja, ja, ganz gewiß ... ich glaube wenigstens ... es wird gewiß so sein."

„Wie?" fragte Oswald erstaunt, „Sie wissen das nicht genau?"

Ueber Magister Ehrenhaupts Gesicht schien der schnelle Wechsel von Fiebergluth und Fieberfrost zu ziehen; für einen Moment war es wie vom Wiederschein einer starken Flamme überströmt, dann wieder bleich, als sei alles Blut aus ihm entschwunden. Er schien aus Angst zu antworten:

„Genau? hm ... das heißt, ich kannte sie ... ich wußte, daß sie ... sehr vornehm war ... Ja, das wußte ich ganz gewiß ... ich hatte sie erst im Elsehaus kennen lernen, das ist wahr."

„Und wer war sie?" fragte Oswald.

Der Schweiß perlte auf des Magisters Stirn.

„Wer?“ stammelte er, „eine ... eine Tochter des Freiherrn ... der Freiherr sprach sich nicht klar darüber aus ... sie ging immer blau.“

Nach einer Pause fragte Oswald, der dies verlegene Wesen seines Vaters nicht recht zu deuten wußte: „Warum hatte sie mich so außerordentlich lieb? Ich erinnere mich, sie schloß mich unzählige Mal in ihre Arme und küßte mich, wobei sie öfters weinte.“

„Weil ... weil,“ stammelte der alte Mann, „Du ihrem Sohne, den sie verloren hatte, ganz ähnlich sein solltest.“

„Ihr Sohn war gestorben?“

Der Magister nickte mit dem Kopfe, das Reden schien eine große Anstrengung für ihn zu sein.

„Also deshalb hatte sie mich so lieb? — Die arme, blaue Dame! Sie war sehr vornehm, sagten Sie?“

„Ja,“ antwortete der Magister leichter, „sehr vornehm.“

„Das muß so sein, wenn so vornehme Leute, wie die schöne Comteß, von ihr wissen. Ist sie todt?“

„Ja, sie ruht in Gott!“ antwortete der Vorige mit feierlicher Rührung.

Das Gespräch stockte; wie in einer wunderbaren Uebereinstimmung schien die Erinnerung an die blaue Dame bei Beiden erloschen, weder der Magister, noch Oswald berührten diesen Gegenstand mehr; der Erstere

hatte das Gesicht auf die Brust sinken lassen und die gefalteten Hände deuteten an, daß die Vergangenheit, welche mit der Erinnerung an die blaue Dame so innig verbunden war, ihn sehr ernstlich beschäftigte; auch Oswald, der sich durch die nun schon öfteren Erinnerungen an sie, welche gleichsam ihr in seinem Gedächtnisse ziemlich verwischtes Bild neu, lebendig und farbenreich wieder hervorriefen, von einer Wehmuth ergriffen fühlte, die der ihm erzeigten Liebe galt, beobachtete ein tiefes Schweigen. Endlich erhob sich der Magister, über seine gefurchten Wangen rannten große Thränentropfen, er umarmte Oswald und sagte recht kummervoll:

„Armes, unglückliches Kind!“

„Warum nennen Sie mich immer unglücklich, Vater?“ fragte der Jüngling; „was fehlt mir denn? Ich bin jung, kräftig und fröhlich — nennen Sie das Unglück, daß man mich zwang, zu laufen und zu springen? Ist es nicht sogar lächerlich, daß mich der Cavalier für einen Wahnsinnigen ausschrie und die Andern mich für einen Mörder ansahen? Geben Sie Acht, wir lachen später noch darüber.“

„Ach nein, mein Kind,“ antwortete der Magister, „es ist nicht zum Lachen — mein Himmel, ich weiß nicht, was wir anfangen sollen! Es ist große Gefahr für Dich vorhanden, Du glaubst das nicht — Du bist zu jung und zu sorgenlos; aber ich, ich ... Deine Freiheit steht auf dem Spiele — ach, mein Himmel,

man wird Dir nachspüren und Dich einsperren — wenn ich das noch erleben sollte!“

„Aber warum denn? was that ich Böses?“

„Ich weiß es nicht, aber Andere werden es wissen,“ antwortete Magister Ehrenhaupt; „denke nur, man hat sich in den Kopf gesetzt, Du wolltest dem König an's Leben; das ist ein schweres Verbrechen.“

Oswald konnte sich eines lauten Gelächters nicht enthalten.

„Man müßte es mir doch beweisen,“ entgegnete er, „und wer könnte das?“

„Wer?“ fragte der Magister; „ach, mein Kind, denke doch, wie Du in den königlichen Garten gekommen bist, das ist schon sehr strafwürdig. Wer wird denn auf den tollen Gedanken gerathen, über solch eine hohe Mauer zu steigen, um mit Jemand zu sprechen und besonders, wo sich der König befindet? Wer wird denn glauben, daß Du diese Tollheit nur deswegen begingst, um mit der Comteß zu reden — mein Himmel, das glaubt Niemand! Man wird darin einen andern Grund sehen, gewiß, das wird man. Und Deine Flucht! ach, mein Kind, das ist ein großes Unglück, in welches Du Dich gestürzt hast — ich weiß nur ein Mittel, Dich zu retten — Du mußt fort — ganz fort.“

„Fort?“ rief Oswald überrascht.

„Ja, fort!“ sagte der Magister hastig; „es ist meine Pflicht, Dich zu retten und ich will Alles thun, ich

will mit Dir zu Fuße fort gehen, ich will einen Winkel aufsuchen, wo Du ganz sicher bist, ich will mit Dir sterben, wenn es zum Schlimmsten kommt, ich verlasse Dich nicht, armes, unglückliches Kind, ich gewiß nicht!"

Der alte, ehrwürdige Mann war warm geworden in der Rede; die Angst, welche ihm für Oswald Gefängniß und die Schrecken des Todes vorspiegelte, steigerten seine Empfindungen zu einem ungewöhnlichen Grade, so daß er aus der Schranke der ihm anklebenden Muthlosigkeit gänzlich heraustrat.

Dieses furchtsame, hingebende und sich jedem kräftigen Charakter unterordnende, sanfte Gemüth des Magisters gehörte zu jenen wunderbaren Erscheinungen, die uns zuweilen im Leben aufstoßen, denen wir aber nicht die Aufmerksamkeit schenken, die sie verdienen; die Gefahr, vor der sie mehr, als Andere, zittern, macht sie, sobald sie sich mitten in dieselbe hineingerissen sehen, ohne sich derselben mehr entziehen zu können, zu Helden, aus welcher Höhe sie augenblicklich in ihre vorige Bescheidenheit und Schüchternheit wieder hinabsinken, sobald keine Gefahr mehr vorhanden oder dieselbe ihrem kurzen Gesichtskreis entrückt ist.

Eben diese ungewöhnliche Wärme der den Magister beherrschenden Gefühle wurde für Oswald eine Ueberzeugung, daß in der That Gefahr für seine Freiheit zu fürchten sei; vielleicht trug zu dieser Ueberzeugung die Aufopferung, zu welcher sich der alte, ehrwürdige

Mann anheischig machte, nicht wenig bei; sie war ungewöhnlich und auf einen Charakter, wie Oswald, übt das Neue, nicht Alltägliche, einen Reiz, der schnell tiefe Wurzel schlägt.

Der Jüngling fand sich gerührt durch diese väterliche Liebe; er ergriff des Magisters Hand und fragte: „Glauben Sie wirklich, daß mir Gefahr droht?“

„Gewiß, gewiß!“ rief der Magister; „der morgende Tag kommt nicht sicherer — ach, diese Leute sind furchtbar und Du hast gar keinen erheblichen Vertheidigungsgrund, im Gegentheil, Alles ist wider Dich, Alles, mein Kind.“

Oswald schien nachzusinnen. „Sie können Recht haben, ich glaube es — aber fort von hier? Nein, Vater, das geht nicht; eben erinnere ich mich an Herrn Beinlich, das ist ein rechtschaffener Mann, fragen wir den erst. Er weiß, daß ich durchaus nur wegen der Familie des Lumpenschneiders die Comteß aufsuchte; ihm sagte ich es, ehe ich ging.“

Das schien dem Magister einleuchtend; Beinlich war in seinen Augen ein sehr braver Mann, und mit Oswald einverstanden, setzte sich der alte, ehrwürdige Mann hin und schrieb einen langen Brief an Beinlich, den Thoms zu seinem größten Erstaunen noch an diesem Abend zu dem Notar tragen mußte, nachdem ihm vom Magister besonders eingeschärft worden war, das

zugesiegelte Schreiben an Niemand Andern zu geben, als an Beinlich selbst.

„Es ist sehr merkwürdig,“ murmelte Thoms; „hm, in diesem Häuserrevier ist alles anders, als in der Haide. Wer hätte je gedacht, daß ich Briefe tragen sollte — und heute geschieht es — hm, sehr merkwürdig — bei Jena gab es keine Briefe; aber wir mußten auch laufen.“

Dieser letzte Punkt schien den ehrlichen Thoms über die ihm neue Commission zu beruhigen und er trat seinen Weg an, ausgerüstet mit dem schwarzknöpfigen Eichenstock und Dreimaster. Kaum war eine Stunde vergangen, als er wieder zurückkehrte mit einer kurzen, schriftlichen Erwiederung.

Beinlich schrieb: „er werde morgen im Laufe des Vormittags kommen; sie möchten nichts unternehmen bis dahin, die Sache werde sich anders wenden lassen.“

Der ehrwürdige Magister konnte die ganze Nacht nicht schlafen; die Sorge, wie das werden würde, erhielt ihn wach und der Morgen fand ihn bleicher, als je; man sah ihm den Kummer an, das übernächtliche Wesen gab dem alten Mann den Ausdruck eines Krankheitszustandes.

Oswald war ebenso, wie er, auf die Ankunft Beinlichs gespannt; er hatte sich durch einen gesunden Schlaf auf's vollständigste von dem Ereignisse des verwichenen Abends erholt und die Ungewißheit, in der er sich befand,

war um so quälender für ihn, als sie seinem Charakter gänzlich entgegen war.

Endlich erschien Beinlich.

„Sie wissen Alles,“ sagte der Magister zu ihm; „rathen Sie, wir haben unser einziges Vertrauen auf Sie gesetzt.“

„Sie sollen sich nicht täuschen,“ antwortete Beinlich, und sich zu Oswald wendend, sagte er:

„Sie haben eine große Thorheit begangen, junger Freund; Sie sind Ihrem Muthwillen gefolgt und dürfen es nur dem Glücke verdanken, daß Sie jetzt nicht als ein des Königsmords stark Verdächtiger im Gefängniß sitzen. Man unterhält sich in der ganzen Stadt von diesem vorgeblichen Attentat auf die geheiligte Person des Königs.“

„Ach, mein Himmel, dann ist er auch verloren!“ rief der Magister.

„Nein,“ entgegnete Beinlich mit Ruhe, „er ist es nicht; überlassen Sie mir diese Sorge, Ehrwürden. Ich habe schon dafür gehandelt; es gilt jetzt vor allen Dingen, diesem jungen Muthwilligen ein Asyl zu verschaffen, wo er sicher vor jedem Späherauge ist. In dem Hause der Frau von Kauritz ist er es, ich bürge dafür, Niemand sucht ihn dort.“

„Das ist ein Trost!“ rief der Magister; „das Herz wird mir leichter.“

„Sie haben Frau von Kauritz, ihre Tochter und

den ehrwürdigen Diaconus kennen gelernt, Oswald, Sie befinden sich da in einem ehrbaren Hause; Frau von Kauritz hat auf meine Anfrage, ob sie Ihnen ein Asyl in ihrem Eigenthum vergönnen wolle, bereits eingewilligt und ich ersuche Sie, Ehrwürden, uns heute Abend, in der Dämmerstunde, in dies fromme Haus zu begleiten, ich werde Sie und Oswald abholen."

Der Magister fühlte eine Centnerlast von seiner Brust sinken; er ergriff Beinlichs Hand, er wollte sprechen, aber die Worte fehlten ihm.

„Keinen Dank! keinen Dank!" verbat sich der Notar; „ich habe Ihren Sohn liebgewonnen, deswegen stehe ich Ihnen bei, nur deswegen. Ich hatte auch einen Sohn und verlor ihn — ich liebe die Menschen nicht, weil ich ihren Eigennutz hasse . . . man findet selten Menschen, die man lieben kann."

Der Notar sagte das mit dumpfem Tone, mit niedergesenktem Gesicht, ein Beweis, wie sehr ihn diese Erinnerung ergriff.

Es folgte eine Pause, welche Oswald unterbrach, mit der Frage: „Wie lange soll ich in dem Hause der Frau von Kauritz verborgen bleiben?"

Beinlich sah ihn ernst an. „Junger Freund," sagte er, „ich bin nicht im Stande, Ihnen hierauf eine unfehlbare Antwort zu geben. Lassen Sie die Zeit walten. Ich glaube, das Asyl in dem Hause der Frau von Kauritz ist jedenfalls angenehmer, als ein Gefäng-

niß, in welches man Sie gewiß bringen würde, wüßte man Ihren Aufenthalt. Bedenken Sie, der Verdacht eines beabsichtigten Königsmordes ruht auf Ihnen; Sie können denselben nicht entkräften, Niemand kann einen Beweis dagegen aufstellen; denn wer wird der Thorheit, mit Gewalt in den königlichen Garten einzudringen, Glauben schenken? der Unparteilichste wird dieser Thorheit einen Grund unterlegen, der zu Ihrem Nachtheil ausfällt. Fügen Sie sich also in den kurzen Zwang, die Zeit muß das Weitere ergeben. Sie sind vor der Hand gesichert, das ist das Nothwendigste."

Der Magister stimmte bei und so kam es, daß im Abenddunkel der Notar mit einem Wagen am Hause hielt und Oswald mit dem Magister in denselben einstieg. Die Fahrt war kurz; bald traten sie in das Haus der gottseligen Frömmigkeit, wo die Geweihten des Lammes ihrer Ankunft harrten.

Der ehrwürdige Magister war entzückt von der theologischen Gelehrsamkeit des Diaconus, von der christlichen Demuth desselben.

Niemand als Frau von Kauritz und ihre Tochter Therese und der fromme Stutenthal empfingen das unentweihte Herz — der Diaconus schloß Oswald in seine Arme.

„Ihr Eingang in dieses gottselige Haus sei gesegnet, die Frommen des Herrn nennen Sie willkommen in ihrer Mitte!" rief der fromme Mann und Magi-

ster Ehrenhaupt fühlte seine Augen feucht werden vor Freude, seinen Oswald unter solchen christlich-moralischen Menschen zu wissen; er drückte Beinlich die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er leise; „hier ist gut Hütten bauen."

Beinlich lächelte.

Therese hatte sich Oswalds bemächtigt. „Wir wollen wie Geschwister leben, in Frieden und Liebe," sagte sie flüsternd; „der Himmel ist sehr gütig, er hat mir den im Herzen still genährten Wunsch erfüllt, ein Herz zu finden, an das ich mich anschließen könnte. Unser Leben ist allerdings etwas einförmig, dafür aber ist es auch befreit von all den bittern Täuschungen, welche das Leben in der großen Welt bereitet."

„Ich kann darüber nicht urtheilen," antwortete Oswald; „ich habe noch keine solche Täuschungen erfahren, von denen Sie sprechen."

„Nennen wir uns nicht mit dem fremden Worte Sie; es stößt das Vertrauen zurück und zieht eine Schranke zwischen die Herzen. Wer in unserer Gemeinschaft lebt, wird als Bruder oder Schwester angesehen und nur, wenn er sich dessen unwürdig macht, wird ihm das Vertrauen, das wir ihm schenkten, wieder entzogen."

„Wer bewohnt dies große Haus noch außer Ihnen?" fragte Oswald.

„Nicht dieses Sie,“ flehte Therese; „ist es denn so schwer, Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern?“

„Nun, wenn es hier Sitte ist, dann freilich darf ich mich nicht weigern,“ entgegnete der Jüngling; „also Du zwischen uns — ich glaube, das ist eine sehr gute Sitte; zu Hause, ich meine in der Haide, wo ich erzogen bin, nannte ich auch Alle Du.“

„Das Du stellt uns auf eine gleiche Stufe, es entfremdet nicht,“ erklärte Therese; „es macht den Verband der Herzen inniger.“

Oswald wiederholte seine Frage, wer noch in dem Hause wohne?

„Niemand, als wir; es ist das Eigenthum meiner Mutter.“

„Es wird sehr einsam sein,“ bemerkte der Vorige.

„Gewiß nicht,“ widersprach Therese und erklärte das Angenehme ihrer Lebensweise mit so phantasiereichen Farben, daß es für den Moment auf das so sehr empfängliche Gemüth Oswalds einen günstigen Eindruck machte.

Frau von Kauritz war gegen den ehrwürdigen Magister die Huld selbst.

„Sie sollen auch sehen, wie Ihr Sohn bei uns aufgenommen ist,“ sagte sie, und rief Therese zu sich, welche mit zwei Lichtern der kleinen Gesellschaft voranschritt, die, ihr folgend, nach dem Zimmer sich begab, das man für Oswald eingerichtet hatte.

Das Innere des Hauses entsprach vollkommen seiner, bezüglich der Bauart, veralteten äußern Ansicht; es war winklich und verschlungen durch Gänge und Treppen; Oswald hatte für jetzt wenig Acht darauf, er empfand nur den Gesammteindruck des Neuen, das sich ihm bei diesem unvermutheten Wechsel seiner Lage aufdrängte.

Man trat endlich in das für ihn bestimmte Zimmer ein. Es war ziemlich groß und vollkommen, obwohl etwas altmodisch, ausmöblirt, ein Alkoven mit grünen Vorhängen barg sein Bett.

Da Oswald, nachdem er den Blick über alle Gegenstände, die sich in dem Gemache vorfanden, hatte hinstreifen lassen, an eins der beiden Fenster eilte, sagte Frau von Kauritz entschuldigend:

„Die einzige Unannehmlichkeit dieser Wohnung ist, daß sie keine Aussicht hat; es war nicht möglich, eins der Frontzimmer, die verschiedener Reparaturen bedürfen, da sie lange von Niemand bewohnt worden, in dieser kurzen Zeit herzurichten.“

„Das ist ein Glücksumstand sogar,“ bemerkte Beinlich; „unser junger Freund bedarf für einige Zeit der Verborgenheit.“

„Ich dachte schon darauf,“ entgegnete Frau von Kauritz; „es ist unmöglich, daß ihn hier Jemand entdecken kann, die Aussicht aus diesen Fenstern bietet nur

den Anblick von den Brandmauern der jenseit der Stadtmauer angebauten Häuser.“

Oswald fühlte einen unheimlichen Schauer, als er in dem tiefen Abenddunkel die noch schwärzer sich darstellenden Mauern, von denen eben die Rede war, sich gegenüber, wie schroffe Bergwände, empor- und das Haus, in dem er sich befand, überragen sah; indeß er schwieg von der seine Brust unwillkürlich belastenden Empfindung, von diesem Schauer, der sein so lebendiges Freiheitsgefühl unheimlich angegriffen hatte.

Wenige Stunden später befand er sich allein in diesem Zimmer, welches ziemlich entfernt von dem bewohnten Theile des Hauses lag.

Oswald kannte Furcht nur dann, wenn er seine Freiheit bedroht sah, wie gestern im königlichen Garten; es war dies eine Furcht, die, als ein angeborner Instinkt, jedem Wesen durch alle Klassen der Schöpfungen eingepflanzt ist, vielmehr also ein Freiheitstrieb — jetzt aber, in der tiefen Stille, welche rings um ihn herrschte, überkam ihn ein Grauen, dessen er sich nur mit Anstrengung seiner geistigen Kraft entreißen konnte. Es däuchte ihm, als sei er in ein Grab eingeschlossen, das ihn zu ersticken drohe; eine ihm nicht deutlich bewußte Ahnung sagte ihm, daß er einen Wendepunkt in seinem Leben, einen Markstein seines Glückes erreicht habe. Er konnte sich diesen unheimlichen Zustand sei-

nes Gemüthes durch nichts erklären und fühlte die Einsamkeit in diesem Zimmer doppelt.

Die braunrothen Tapeten an den Wänden, aus einer früheren Zeit herstammend, wo dies Haus einem vornehmen Besitzer gehört hatte, die dunkelpolirten Möbel, die Ueberzüge der Stuhl- und Fensterpolster von schwarzgeblumtem Damast, die Höhe und Breite des Zimmers, in dem das kleine Flämmchen des Lichts nur wie ein schwacher Schein sich kaum bemerkbar machte, verschlang mit seiner düstern Möblirung die spärlichen Strahlen und an den Wänden hin schien sich ein geheimnißvolles Halbdunkel zu lagern — das bisher so muthige Herz Oswalds empfand Beklemmung und um dieselbe abzuschütteln, da sich sein Muth gegen diese, ihn plötzlich überfallende Angst, für die er sich nicht einmal einen Grund anzugeben vermochte, den er als irgend eine gültige Entschuldigung betrachten konnte, empörte, warf er sich in sein Bett und löschte das Licht.

Durch die tiefe Stille drang der helle, scharfe Ton der Thurmglocke von der Vorstadt her, in zehn langgedehnten Pulsen — seine Gedanken verwirrten sich allmälig, er schlief ein. Durch seinen Traum zogen seltsame Gestalten, ihm gänzlich fremd, aber auch Gestalten, die er kannte und welche im innigsten Verbande mit den unbekannten zu stehen schienen. Das liebliche Bild Bettina's, der junge, lebenslustige König, in der glänzenden Uniform, der greise, ehrwürdige Vater An-

selm mit dem weißen Haar und dem langen, auf die Brust herabwallenden Bart, der wie leichte Schneeflocke anzusehen war, die blaue Dame, jene freundliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit, Magister Ehrenhaupt, mit dem milden Ausdruck der Gutmüthigkeit in den gefurchten Zügen, der alte Thoms und Beinlich, mit den blauen Brillengläsern — alle diese Gestalten wirbelten durcheinander, sie drängten auf ihn ein, als wollten sie sich seiner bemächtigen, ihn schützen vor einer Gefahr, deren Nähe, obwohl er sie nicht sah, doch sein Blut zu erstarren schien. Es war unter den Figuren um ihn her ein Ringen um seine Person, ein schweigender Kampf für und gegen ihn und er selbst fühlte keine Kraft in sich, sich zu regen, seine Glieder schienen bleischwer. Aber die gegen ihn Kämpfenden gewannen die Oberhand; eine der ihm befreundeten Gestalten nach der andern entschwanden, zurückgedrängt aus seiner Nähe — unter ihm wich der Boden, tiefes Dunkel umgab ihn, ein lichtloser Abgrund schien ihn zu verschlingen. Dieser Zustand war tödtlich, er sank immer tiefer — da fühlte er plötzlich ein leises Rauschen um sich, ein Lichtstrahl drang in seine Augen, er erkannte die blaue Dame, sie hob ihn an ihr Herz und er schwebte wieder auf; aber das war eine andere Welt, in die er sich versetzt sah — nur der alte Thoms war ihm hier bekannt; er befand sich an dem grünen Ufer einer unübersehbaren Wasserfläche. Die Sonne schien wieder,

der Tag lag glänzend über Alles, wohin er nur sah, er ruhte im Arme der blauen Dame, wie er sonst geruht hatte an ihrem Herzen. Und so erwachte er mit dem frohen Gefühle, als habe er eine große Gefahr hinter sich; es kostete ihm Mühe, sich zu erinnern, daß Alles nur ein Traum gewesen — der Morgen war bereits angebrochen.

Im Vorzimmer des Königs hatten sich die Cavaliere versammelt, man flüsterte leise, laute Worte waren verpönt. Das Ereigniß im königlichen Garten bot einen unerschöpflichen Stoff zu tausenderlei Vermuthungen, auch Se. Excellenz, der Graf von Böhlenburg und der Oberhofstallmeister, Graf Bojerström, befanden sich unter den Harrenden. Sie standen abseits miteinander in einer Fenstervertiefung, ihre Unterhaltung wurde sehr leise geführt.

„Was halten Sie davon?“ fragte der Gesandte; „fasse ich Alles zusammen, wie ich es vor mir so wunderbar sich entwickeln sah, so ahne ich fast, daß hier ein Geheimniß unterliegt — meinen Sie nicht auch? ein Geheimniß, zu dem der Graf Feldernburg und der König den Schlüssel hat?“

Bojerström schien sehr zerstreut, sehr unruhig.

„Möglich, möglich,“ antwortete er; „Majestät fühlten sich so ergriffen, daß sie das improvisirte Fest plötz-

lich endeten und ins Schloß zurückkehrten — auch meine Tochter hat der Schreck sehr berührt."

Der Gesandte ließ eine Pause folgen, dann erfaßte er leicht den Arm Bojerströms.

„Sie weichen mir aus, Graf," sagte er; „Sie vergessen, wie wir zusammenstehen nnd vergessen auch, daß ich scharfsinnig genug bin, um zu errathen."

Die gewöhnliche Ruhe Bojerströms schien gewaltsam erschüttert.

„Der junge Mensch, den Feldernburg für wahnsinnig ausschrie, war von der Comtesse, Ihrer Tochter, gekannt, er sah sie, sie ihn nicht zum ersten Male — er war nicht wahnsinnig, ich weiß es besser. Und combinire ich Feldernburgs schnellen Entschluß, sich auf diese Weise dieses jungen Menschen zu bemächtigen, dann gerathe ich auf die Idee, Herr Graf, daß Sie ein treuloser Verbündeter sind."

„Excellenz!" entgegnete Bojerström.

„Lassen Sie uns als Männer zusammensprechen," redete der Gesandte, ohne auf die scheinbare Entrüstung Bojerströms zu achten; „Ihr Interesse sowohl, als das meine, treffen hier zusammen. Ist ein Theil treulos, muß der Andere ihn verrathen und stürzen, Sie begreifen das — die Selbsterhaltung geht über Alles. Ihre Tochter kannte den jungen Menschen, wie sie das Geheimniß kennt, welches zufällig uns verbündet. Feldern=

burg war als Gesandter des Königs nach dem Exil des Freiherrn von Thonradel gereis't — trifft dies?"

Bojerström nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun," fuhr Böhlenburg fort, „so bedarf es weiter nichts, als jetzt bei dem Lever Sr. Majestät zu bekennen, daß auch wir um dies wichtige Geheimniß wissen und Graf Bojerström und seine schöne Tochter ein falsches Spiel gegen Sr. Majestät aufgenommen haben — das wird Sensation machen."

Bojerström erbleichte sichtbar.

„Und was glauben Sie dadurch zu gewinnen?" fragte er nach einer Weile.

„Sie errathen es nicht?" fragte der Gesandte; „ich zerschneide mit einem Hieb, wie der große Alexander, den Knoten, welcher später selbst eine unauflösbare Schlinge für mich zusammenziehen könnte — Sie verstehen? Ich beobachte hierin nur den Grundsatz der Politik: vernichte Die, welche dich vernichten könnten."

„Was erwarten Sie für Früchte von Ihrer Handlungsweise?" entgegnete Bojerström.

„Die besten und die einzigen, die in dieser Situation zu gewinnen sind," antwortete der Gesandte mit dominirender Ruhe; „ich räume meinen Gegner, der mir über den Kopf wachsen könnte, aus dem Wege."

„Aber Sie opfern sich selbst dabei auf," warf Bojerström ein.

Der Gesandte lächelte.

„Sie vergessen, daß ich immer nur die Stellung eines Werkzeuges bei dieser Sache einnehme," sagte er, „und daß, wenn man die Untauglichkeit eines Werkzeuges einsieht, dasselbe beseitigt und durch ein besseres ersetzt wird."

Eine Pause folgte, Bojerström fragte dann:

„Und Ihr Wunsch, Excellenz?"

„Mehr Vertrauen, nichts Anderes," antwortete der Gesandte leicht, „und eine unschuldige schriftliche Meldung dieses Vorfalls, mit Ihrem Namen und Siegel unterzeichnet, an das Cabinet meines Monarchen."

„Was verlangen Sie!" rief der Schwede erblassend.

„Nichts, als daß Sie sich eine kleine Fessel anlegen, Graf, die mich sicher stellt und die Sie compromittirt, sobald ....."

„Ich werde nie in solch einen Zwang einwilligen!" rief Bojerström zornig.

Der Gesandte sah ihn einige Sekunden mit ruhigem Blick an, dann verneigte er sich ein wenig und fast spöttisch vor ihm und trat schnell unter die anderen Cavaliere, die einzelne Gruppen im Vorzimmer bildeten.

Bojerström blieb gedankenvoll und in sehr übler Stimmung allein in der Fenstervertiefung zurück; es war der erste Tritt auf Dornen, den er in seiner kaum begonnenen, glänzenden Carriere that und welchen er

überwinden, oder dieser so lockenden Laufbahn entsagen mußte.

Unterdeß diese Scene in Gegenwart Vieler, und doch im Schleier des Geheimnisses gehüllt, im Vorzimmer stattfand, schritt der König in einem Nebengemach des großen Empfangzimmers unruhig auf und nieder. Die glänzende Uniform, welche dieser junge und schöne Monarch trug, war die grellste Parodie gegen den Zustand seines Gemüthes. Im Aeußeren Glanz, im Innern Unruhe, Sorge, Furcht. Sein Antlitz war etwas blaß, wie von einer schlaflosen Nacht.

In einer geringen Entfernung, an dem Piedestal eines aus Alabaster wundervoll gearbeiteten Amor, lehnte Graf Frederic, dem hin- und herwandelnden königlichen Gebieter mit den Augen begleitend, der dem heiteren Wesen, welches einen noch helleren Glanz, als seine Königskrone, um ihn ausstrahlte, für heute ganz entsagt zu haben schien.

„Frederic! Frederic!“ sagte der König, stehen bleibend, „sprich doch! — Du siehst meine Unruhe — warum schweigst Du?“

„Majestät, ich sinne nach, um die Ursache dieser Unruhe, welche Sie so sehr belastet, zu entdecken.“

Diese Antwort überraschte den Monarchen außerordentlich.

„Willst Du Scherz treiben?“ fragte er erstaunt; „der Moment ist wenigstens sehr unpassend gewählt.“

„Majestät," entgegnete Frederic, „ich meine, der Scherz sei nur ein Schein im gegenwärtigen Moment. Ich finde in der That keine Ursache zu einer so bedeutenden Unruhe, welcher Sie sich freiwillig hingeben."

„Freiwillig?" rief der König; „Du weißt nicht, was Du sprichst."

„Wenn es eine Ursache zu Besorgnissen giebt, so ist diese nicht in der Begegnung zwischen Ew. Majestät und dem jungen Menschen zu suchen, vielmehr in dessen Bekanntschaft mit der Comteß Bettina."

„Bettina?"

„Sollte es Ew. Majestät entgangen sein, daß die Art und Weise, in welcher er sich an sie wendete, eine vorhergehende Bekanntschaft zwischen ihr und ihm bestätigte?"

„Frederic!" rief der König.

„Wäre es unmöglich, daß die Ohnmacht, welche die Comteß fingirte, nur eine Verhüllung des Schreckens gewesen sei, diesen jungen Bekannten Ihrer Majestät gegenüber zu sehen — wäre dies unmöglich."

„Mein Gott! wenn Du recht hättest!"

„Ich hielt es für Pflicht, mich nach allen Umständen genau zu erkundigen, welche Bezug auf diese Angelegenheit haben können und erfuhr, daß meine Vermuthung nicht ungegründet sei. In der That, der junge Haidebewohner ist eines Abends, an demselben Abend, als Graf Bojerström ankam — bei der Com-

teß gewesen. Gestern hat man ihn von dem Eintritt in den Garten mit Gewalt abhalten müssen; er verlangte zu der Comteß und nach genauer Nachforschung hat es sich ergeben, daß er vermittelst einer, aus dem Nebengarten angelegten Leiter über die hohe Mauer auf die Terrasse gestiegen, ein deutlicher Beweis, daß nur eine große Nothwendigkeit ihn zu diesem verwegenen Entschluß trieb, eine Nothwendigkeit, mit der Comteß zu sprechen. Was von solch einem unternehmenden Charakter, der keine Gefahr scheut, zu erwarten steht, wenn er im Besitz eines wichtigen Geheimnisses, wie das seine ist, gelangt, bedarf keinen Zweifel."

„Du zweifelst an einer Ursache zur Besorgniß und enthüllst nur noch mehrere," entgegnete der König; „Frederic, Du spielst mit Räthseln."

„Das Räthsel ist gelös't, wenn Ihre Majestät nur einer kleinen Erinnerung, daß Sie im Besitze der Macht, der Gewalt sind, Raum geben wollen."

Der König schien durch die Andeutung außerordentlich aufgeregt zu werden; die letzte Spur der Gemüthlichkeit, welche eine Folge des ihn beherrschenden frohen Sinnes und des lustigen Lebensgenusses seinem Antlitz so unverkennbar aufgedrückt war, verschwand, schweigend durchschritt er das Zimmer. Sein schönes Gesicht verlor den Glanz der Heiterkeit, sein Blick wurzelte am Boden. Frederic unterbrach mit keiner Sylbe den Gang seiner Ideen. Endlich blieb der Hin- und

Hergehende stehen, ein Gedanke, ein Entschluß schien ihn lebhaft zu beschäftigen, seine Gedanken wurden laut.

„Bettina," sagte er, „Bettina liebt mich — sie ist keine Heuchlerin — nein, es ist unmöglich — ich kann nicht daran glauben — ich will nicht — aber er ist gefährlich."

Ein kurzes Sinnen folgte dieser lauten Reflexion, dann wendete er sich zum Grafen.

„Frederic!" sprach er, „die Comteß ist zu schön, um einen falschen Gedanken im Herzen zu haben."

Ueber das Antlitz Feldernburgs flog ein Schein, wie Lächeln.

„Raube mir den Gedanken, diesen Glauben nicht!" rief der König heftig; „eben so gut müßte ich dann Deine Treue für Betrug halten."

„Majestät!" entgegnete Frederic mit einem Ausdruck unangenehmer Ueberraschung, „ich habe keineswegs behauptet, daß Comteß Bettina um das Geheimniß weiß; es ist noch mehr Grund verhanden, zu glauben, daß sie durch Heinrich von Kronenhelm diesen jungen Haidebewohner hat kennen lernen, wenigstens ist es mir erinnerlich, daß Heinrich mir erzählte, er habe bei irgend einer Gelegenheit den Jüngling hier gesehen."

„Nun, Du Argwohn!" rief der König, sichtbar erleichtert; „warum quälst Du mich also? Du weißt, ich liebe Bettina."

„Ich bekenne, Majestät, daß mich die Treue vielleicht zu weit geführt hat; ich bitte um Verzeihung für diese Schwäche," entgegnete Frederic, sich verbeugend.

„Gut, gut," sagte der junge Monarch, „ich verzeihe Dir gern, Frederic, und — ich will nicht, daß Du je mir sagen sollst, ich sei leichtsinnig bei einer Gefahr gewesen; ich werde es darauf hinzuleiten wissen, daß Bettina mir die Weise ihrer Bekanntschaft mit — mit diesem jungen Verwegenen erzählen muß und dann, Frederic, sollst Du Dich überzeugen, wie ungerecht der bloße Gedanke des Argwohns war."

Diese Idee durchlebte den jungen Monarchen so schnell, daß sein Gesicht der treueste Spiegel der schnell bei ihm die Oberhand gewinnenden Heiterkeit wurde.

„Welch ein schönes, reizendes Beichtkind!" rief er lachend; „es wird mir Vergnügen gewähren, sehr viel Vergnügen, ihr Erröthen, ihre Verwirrung, daß ich allwissend bin."

„Aber er ist gefährlich," sagte Frederic leise.

„Ja, er — freilich — wenn er es weiß, wer.."

„Gewiß, Majestät," stimmte der Graf bei; „ich erachte es von nun an als die heiligste Aufgabe meiner Treue für Ihre Majestät, die Spur dieses kühnen Wolfsfängers zu ergründen, ihn zu überwachen, im Nothfall unschädlich zu machen; ich bitte Ihre Majestät um völlig freie Hand in dieser Bestrebung."

Der König schien von einem Gedanken ergriffen; er war unentschlossen.

„Ha, Frederic, mein Herz sträubt sich gegen den Gedanken," sagte er; „wenn er es wirklch wäre!"

„Dann wäre er Ihrer Majestät größter Feind," erklärte Frederic; „und eben deswegen muß man sich seiner bemächtigen."

Der König durcheilte wieder, mit sichtbarer Unruhe, das Gemach; indeß diese abermalige Gemüthsaufregung wurde eben so schnell, wie sie ihn überkommen, verscheucht, die Flügelthüre öffnete sich, Prinzeß Therese, in Begleitung Bettina's von Bojerström und einiger anderen Damen, trat ein, die ihr folgenden Cavaliere blieben im Saal zurück. Der junge König schien plötzlich elektrisirt bei dem Anblick der Comteß, jeder Unmuth versank vor dieser lieblichen Erscheinung.

Nachdem die ersten Begrüßungen geendet waren, wußte der König die Aufmerksamkeit der Prinzeß und ihrer Ehrendamen auf ein Prachtwerk zu lenken, welches ihm von einer Gesellschaft Künstler dedicirt worden — Graf Frederic, genau auf jeden Wink seines Gebieters achtend, übernahm das Geschäft, die meisterhaften Stahlstiche zu erklären, und auf deren Schönheiten die hohen Frauen aufmerksam zu machen. Vielleicht war es mehr Gefälligkeit für den Wunsch ihres königlichen Bruders, als wirkliche Aufmerksamkeit, welche die Prinzeß veranlaßte, sich in die Betrachtung der von

Meisterhand ausgeführten Kupferstiche zu vertiefen und solchergestalt ihren Damen ein Beispiel zu geben, nur auf dies Prachtwerk zu achten.

Der König hatte Bettina in eine Fenstervertiefung geführt; ihre Wangen waren mit dem köstlichsten Purpur übergossen, sie zitterte und ihr Blick ruhte am Boden. Es folgte eine kleine Pause, die Augen des jungen Monarchen leuchteten — in diesem Moment war Bettina schöner als je, die Verwirrung in der sie sich befand, verlieh ihr einen wunderbaren Reiz.

„Bettina," sagte er leise, „sind Sie noch von dem Ereigniß am gestrigen Abend so angegriffen?"

„Es hat mich tief erschüttert," antwortete die Comteß.

„Ich glaube es Ihnen, Ihr Herz schlug in Angst, der junge Wahnsinnige wandte sich an Sie — und ich gestehe Ihnen, auch ich war frappirt; ich wußte nicht, daß Sie ihn kannten, ich fürchtete für Sie, die Verwegenheit dieses jungen Menschen überraschte mich zu sehr."

Die Verwirrung Bettina's erstieg den höchsten Grad; sie wollte zu seinen Füßen niedersinken, der König vereitelte es.

„Was thun Sie, Bettina?" rief er leise; „die Schönheit demüthigt sich nicht vor der Macht."

„Majestät!" stammelte Bettina, „Sie sehen eine Schuldige vor sich."

„Aber eine schöne Schuldige, der ich, kraft der mir zustehenden königlichen Gnade, alle Sünden vergebe," lächelte der junge König; „und wem sollte denn vergeben werden, wenn nicht der Schönheit?"

„Ich verdiene diese Gnade nicht," entgegnete die Comteß; „aber ich will sie verdienen; die Huld Ihrer Majestät ergreift mein Herz und auch das Geringste, was sich darin verborgen hat, will ich bekennen."

„Wirklich!" fragte der König lächelnd, „wirkt meine Allwissenheit so sehr auf Sie ein, Bettina? O, das ist eine herrliche Minute! Aber ich will von meiner Eigenschaft Gebrauch machen, Sie sollen sehen, daß ich Alles weiß, was Ihr Herz verborgen hat."

Bettina wollte sprechen.

„Rauben Sie mir den kleinen Scherz nicht," bat der König; „er macht mir Vergnügen. Der junge Wahnsinnige war eines Abends bei Ihnen . . ."

„Majestät!"

„O, unterbrechen Sie mich doch nicht, Bettina! Er war bei Ihnen, ich weiß es. Kronenhelm hat Ihnen von ihm erzählt, ein Wolfsfänger ist ein Gegenstand der Bewunderung für das zarte Geschlecht, und so kam es, daß er, der nichts von Sitte weiß, Sie aufsuchte, vielleicht in dem Gedanken, den Baron bei Ihnen zu finden — es war an dem Abend, als Ihr Vater ankam."

Die Purpurgluth, welche kurz vorher noch Bettina's

Wangen übergossen hatte, war jetzt einer Leichenblässe gewichen.

„Erschreckt Sie denn meine Allwissenheit so sehr? Ei, fassen Sie sich doch, Bettina, es ist ja nur ein Scherz, und Laune von mir, allwissend zu scheinen. Aber ich wollte Ihnen ja Ihr Herz enthüllen; nur einmal war dieser junge Mensch bei Ihnen und daher auch gestern Abend Ihr Schreck, ihn, auf den Sie vergessen hatten — warum sollten Sie auch länger an ihn denken, als sein Besuch bei Ihnen dauerte! — so plötzlich vor sich zu sehen. Sie fürchteten, Bettina," fuhr der König fort mit leiser Stimme, „die Majestät möchte entsetzlich böse werden, daß ein junger, unbedeutender Halbwilder, der es vorzieht, über die Mauern zu klettern, um mit Ihnen zu sprechen, denn man hat ihn am Eingang des Palastes abgewiesen, Sie in die Verlegenheit bringen konnte, von mir mit einer Aufmerksamkeit betrachtet zu werden, welche Ihrer und meiner unwürdig wäre. Habe ich nicht recht? Sie schweigen? — Bettina! auch die Liebe hat eine Furcht, welche schnell erzittert, sobald nur ein Schatten aufsteigt, der sich zwischen sie und dem geliebten Gegenstand zu drängen scheint und das — war Ihr Schreck gestern."

Ein tiefer Athemzug hob den Busen der Comteß; sie wagte es, erleichtert von einer großen Befürchtung, den Blick zu dem König aufzuschlagen.

„Jetzt glaube ich, daß Ihr Herz mein gehört,"

fuhr er fort, leise ihr zuflüsternd, „und es soll mein bleiben, ich will es pflegen wie den köstlichsten Juwel meiner Krone. Aber die Liebe ist heiter, Bettina, sie ist frei und kühn und verklärt die Schönheit. Und wir haben ja Anlaß zu lachen, zu scherzen. Frederic sah einen Wahnsinnigen, die Andern gar einen Königsmörder in ihm — diese Verschiedenheit ist belustigend, — nicht wahr?“

Bettina hatte sich so weit gefaßt, daß sie ein Lächeln erkünsteln konnte; der König führte sie zu den andern Damen, die es gar nicht zu bemerken schienen, daß Beide erst jetzt hinzutraten.

„Sie weiß nichts von dem Geheimniß, Frederic,“ flüsterte der König dem Grafen zu; „Dein Argwohn war vergebens, Du bist ein Närrchen!“

Frederic lächelte, der König war sehr heiter und in dieser Stimmung empfing er an der Seite der Prinzeß im Audienzsaale die Cavaliere, die nach dem Maaßstabe der königliche Heiterkeit sich bestrebten, mit den freudigsten Mienen zu erscheinen.

Der Gesandte, Graf von Böhlenburg, schien allein eine Ausnahme von dieser Fröhlichkeit zu machen; er war ernst und feierlich.

„Betrachten Sie unser gestriges Abenteuer doch nur als einen Scherz, der uns in eine lächerliche Verwirrung brachte,“ redete der König zu ihm; „ich bin aufgeklärt über Alles und ich lache; es ist das beste,

was wir thun können, wenn wir uns nicht das Zugeständniß machen wollen, wir haben eine Mücke für einen Elephanten angesehen. Der junge Mensch war weder wahnsinnig, noch in der Absicht eines Attentates auf meine Person in den Garten eingedrungen; er ist nur ein junger Wilder, der, von einer wüsten Insel plötzlich in die große Welt eingetreten, keine Schranke anerkennt, die ihn irgend einen Wunsch unmöglich machen könnte."

„Vielleicht will man Ihre Majestät nur nicht betrüben," entgegnete Böhlenburg, „und hat es für gut gefunden, die Absicht dieses jungen Menschen in einem milden Lichte erscheinen zu lassen."

Graf Bojerström, der neben dem Gesandten stand, war kaum im Stande, seine Verwirrung zu verbergen.

„Excellenz äußerte bereits gegen mich diese Besorgnisse, die nur der Ausdruck der innigsten Verehrung für Ihre Majestät sind," sagte er.

„Ich erkenne das," antwortete der König; „aber ich bin heiter, der Herr Gesandte wird meine Heiterkeit nur noch mehr erhöhen, sobald er, wie ich, ein Ereigniß belächelt, welches uns überrascht hat, ohne daß ein Grund vorhanden ist, dieser Ueberraschung länger nachzudenken, als sie eben dauert."

Mit einem freundlichen Kopfnicken entfernte sich der König.

„Was wollen Sie thun?" flüsterte Bojerström dem Gesandten zu.

„Mich sichern, Sie und Ihre Tochter durch ein Wort stürzen,“ war die Antwort Böhlenburgs; „man hat den König getäuscht, ich zerreiße die Täuschung — weiter nichts.“

Bojerström biß sich auf die Lippen; dieser Gegner war zu Allem fähig, er würde mit derselben Ruhe in seinem Herzen gewühlt haben, um den letzten Blutstropfen zu vertilgen, der ihm gefährlich hätte scheinen können.

„Sie lassen mir keine Wahl?“ fragte der schwedische Graf.

„Nein,“ entgegnete der Gesandte kurz; „wo Alles auf dem Spiele steht, giebt es keine Wahl — jede Zögerung ist verderblich. Später wäre es möglich, daß Ihre schöne Tochter eine Gewalt besäße, die den König beherrschte, jetzt ist das noch nicht, deshalb ist es auch noch an der Zeit, Sie mit ihr zu unterminiren.“

„Ich unterwerfe mich Ihrem Willen,“ sprach Bojerström nach einer Pause des Nachdenkens.

„Sie sind sehr zäh, Graf, oder sehr — gewissenhaft; ich verstehe dies nicht zu unterscheiden.“

Bei dieser Ironie lächelte der Gesandte; Bojerström aber gab keine Antwort darauf.

„Nach dem Lever sehe ich Sie in meinem Hotel, — nicht?“ fragte der Vorige.

„Ich komme!“

Mit diesen Worten verneigte sich Bojerström leicht gegen den Gesandten und wechselte den Platz.

„Er ist gefährlicher, als ich glaubte," sagte der Gesandte, ihm nachblickend, zu sich; „er will herrschen und keine Fesseln tragen; aber er soll Fesseln tragen, und nicht herrschen."

Bojerström fand sich einige Stunden nach dem Lever bei seiner Tochter ein. Er fand sie sehr abgespannt, sehr niedergeschlagen, ihre Augen zeigten Thränenspuren. Der Graf ahnte, daß etwas vorgefallen sein müsse, fast schien es ihm an Muth zu mangeln, sie zu fragen — so waltete eine lange Pause zwischen Vater und Tochter, Beide schienen sich vor einander im Schweigen zurückziehen zu wollen, endlich brach der Graf diese Stille.

„Bettina," sagte er, „es ist etwas geschehen, ich fühle es, ich sehe, wie Du es vor mir zu verbergen strebst — was ist es? Ich muß es wissen."

„Lassen Sie mich, Vater," entgegnete die Comteß; „geht Ihre Macht so weit, daß Sie mich zur Heuchlerin machen dürfen? Nein, nein, das kann nicht sein — die Lüge empört, erniedrigt mich!"

„Welche Lüge?" fragte der Graf erstaunt.

Bettina gab keine Antwort, sie hatte ihr Antlitz verhüllt und er hörte sie weinen.

„Bettina," sagte er, zu ihr tretend, „woher diese Aufregung? Ich verlange es zu wissen."

Die Gefragte ließ die Hand mit dem Tuche von ihren Augen in den Schooß niedergleiten, ihre Augen waren voll Thränen, sie sah ihn mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blicke an.

„Sie fragen noch?“ rief sie; „o mein Gott, haben Sie denn keine Ahnung, was mich vor mir selber schaamroth macht? Er liebt mich, und ich muß ihn täuschen — ihn, den ich so heiß, so glühend mit allen Kräften meines Herzens wieder liebe, daß ich nicht leben möchte, ohne in seiner Nähe zu sein. Sie kennen solch ein Gefühl nicht, Vater!“

„Es ist möglich, mein Kind, daß ich etwas kälter in meinen Ansichten bin,“ antwortete der Graf ruhig; „ich gebe das zu und — vielleicht ist es ein Glück, daß es so und nicht anders ist. Du bist jung, das ist eine große Entschuldigung für die Leidenschaftlichkeit. Wir haben Beide ein Ziel, wenn auch die Wege zu demselben von einander abweichen.“

Bettina schien durch die Kälte, womit der Graf dies entgegnete, nur noch mehr aufgeregt.

„Ein Ziel?“ rief sie; „ich zweifle, Vater.“

Der Graf lächelte.

„Es ist mir lieb, daß Du zweifelst, meine Tochter,“ entgegnete er; „und in der That, es freut mich sogar. Die Menschen, die sich willenlos dem Willen eines Anderen fügen, mag derselbe in naher oder ferner Beziehung zu ihnen stehen, sind nie zu großen Dingen ge-

eignet, weil ihnen der Muth, der Charakter fehlt, selbstständig zu handeln — sie sind Marionetten, mit denen das Leben ein lächerliches Spiel treibt. Ich wußte es," fuhr er, nach einer ganz kurzen Pause, mit etwas erhobener Stimme fort; „meine Tochter ist charakterstark, sie ist keine Marionette, die sich befehlen läßt, die Luft unsrer norwegischen Alpen hat ihr einen freien, kräftigen Willen ins Herz gehaucht, sie ist eine Bojerström, die Tochter des Mannes, der zu stolz war, um an dem Throne seines Herrschers eine untergeordnete Stellung einzunehmen, wie seine Armuth nur auf eine solche angewiesen worden wäre, der ein langes Leben in der Einsamkeit seiner Berge zubrachte, um nicht der Fußschemel eines Uebermüthigen zu werden — so frei, so stolz ist auch meine Tochter."

Bettina's Unmuth schien sich zu mindern, die weibliche Eitelkeit verschließt nie ihr Ohr einem Lobe.

„Ich begreife Sie nicht," sagte sie.

„Du wirst es, Bettina," entgegnete der Graf mit dem Ausdruck einer Bestimmtheit, die ganz geeignet war, die Aufmerksamkeit der Comteß für das, was er sprach, zu steigern; „nicht ich bin es, der von Dir Heuchelei verlangt, die Macht der Verhältnisse am hiesigen Hofe klage dieses Zwanges an; aber sei auch nicht leidenschaftlich bei dieser Anklage. Prüfe, was Du willst, was ich will und dann erst entscheide. Ich achte

meine Tochter für edel genug, die Liebe eines Königs und — seinen Thron zu erringen."

Bettina stieß einen unwillkürlichen Laut der höchsten Ueberraschung aus; es folgte eine kleine Pause, sie schien nicht fähig, ein Wort zu stammeln, der Gedanke schoß wie ein zündender, aber betäubender Blitzstrahl in die Tiefe ihres Herzens.

„Ueberrascht Dich das?" fragte der Graf; „hast Du nie davon geträumt, daß dies in Erfüllung gehen könnte? O, meine Tochter, fasse den Gedanken in seiner Größe, in seiner Schönheit und dann, wenn Du es noch vermagst, aber ich zweifle daran — dann wirf die Schuld eines verabscheuten Zwanges auf Deinen Vater, der nichts scheut, um Dich an dies herrliche Ziel zu leiten."

Bettina konnte sich nicht der Betäubung entreißen, die sie bei diesem großen und kühnen Gedanken überrascht hatte, sie saß unbeweglich, ihre Augen auf ihren Vater gerichtet, der jetzt den Ton wechselte und den Ausdruck einer selten bei ihm sich offenbarenden Wärme annahm. Er ergriff ihre Hand mit Zärtlichkeit, legte seinen Arm um ihren weißen, vollen Nacken, beugte sich zu ihr herab und sagte:

„Bettina, ist nicht eine Stimme in Deinem Innern, die Dir sagt, Du wärst würdig, die Gemahlin eines Königs zu sein? Und ist Deine Ueberzeugung von der Liebe dieses Königs zu Dir so schwach, daß Du

den Gedanken an eine Möglichkeit, seinen Thron mit ihm zu theilen, nicht wagst Raum zu geben in Deinem Herzen?"

Bettina bekam Leben, eine hohe Purpurgluth übergoß ihr liebliches Antlitz.

„Er liebt mich!" sagte sie leise.

„Und woher die Aufregung, die Dich treibt, mir den Vorwurf eines Zwanges zur Heuchelei zu machen? Nennst Du es Heuchelei, ihn zu lieben?"

Bettina preßte ihr Gesicht an seine Brust.

„Ach, mein Vater, welche Qual und Angst, welche Beschämung habe ich erlitten!" rief sie. „Er weiß es, daß dieser junge Mann an dem Abend, als Sie hier ankamen, bei mir war, ich fürchtete, er wisse Alles — ich konnte nicht sprechen. Schon war ich im Begriff, vor ihm niederzusinken und ihm zu bekennen, wie treulos und doppelzüngig ich gegen ihn handele..."

„Um Himmelswillen!" rief der Graf erschrocken.

„Sein Sie ruhig, Vater, er würde an Alles glauben, nur an keine Falschheit meines Herzens," redete Bettina; „und so stand ich da vor ihm, mit dem erdrückenden Selbstbewußtsein — denken Sie sich diese Qual! meine Ohnmacht gestern deutete er für den Schreck, den ich empfunden hätte, als man rief, der junge Mann sei wahnsinnig und wolle dem König ans Leben."

Der Graf schwieg eine lange Zeit, nachdem seine Tochter geredet hatte.

„Man spürt uns also nach?“ sagte er dann; „man belauscht Deine Handlungen, natürlich auch die meinigen — man haßt uns als Fremde und möchte eine wunde Stelle an uns herausfinden. Nun, mein Kind, wir können den Verhältnissen nur dann widerstreben, wenn wir uns Derer bemächtigen, die uns auf dem schlüpfrigen Pfade zum höchsten Ziele gern fallen sehen möchten. Wir dürfen nicht stehen bleiben, wir müssen vorwärts und Alles aufbieten, um jedes Hinderniß, was sich uns in den Weg drängt, zu beseitigen. Der Gesandte, Graf Böhlenburg, ahnet, daß wir ihm gefährlich werden können, und er zwang mich, ein Schreiben, mit meinem Namen und Siegel versehen, an das Cabinet seines Herren zu richten, es soll als Document meiner Kenntniß um die Pläne des Hofes von ***, als Beweis meines Beistandes bei dieser Staatsintrigue dienen.“

„Sie haben ein solches Dokument gegen sich selbst aufgesetzt und unterschrieben?“ fragte Bettina, vor Schreck erbleichend.

„Ich mußte,“ antwortete Bojerström, „ich mußte; der Gesandte ist mißtrauisch und würde das Geheimniß, um seinen Hof von irgend einer Beschuldigung bezüglich einer Intrigue solcher Art zu retten, dem König persönlich verrathen haben, was Niemand verderblicher werden konnte, als Dir und mir; der Gesandte hätte höchstens seinen Posten verlassen, er war jeden-

falls der Gesicherte. Ich schrieb, weil ich mußte, aber was ich nicht geschrieben, das werde ich verfolgen, nämlich das Geheimniß mit einem Schlage zu vernichten, sobald sich die passende Gelegenheit zeigt."

„Wie wollen Sie das anfangen?" fragte Bettina.

„Wie? Indem ich den vernichte, in dessen Person es sich personificirt."

Bettina erstarrte.

„Mein Kind," sprach der Graf, „nur auf diesem Wege erreichen wir unser Ziel. Fessle Du des Königs Herz durch Liebe, ich werde es durch Dankbarkeit zu fesseln suchen. Denke mit Ruhe über diesen Gedanken nach, laß keine unnütze Furcht in Dir aufsteigen, meine Tochter."

„Ein Mord?" rief Bettina schaudernd.

„Wer sagt das?" entgegnete der Graf mit fast gleichgiltiger Ruhe: „Vernichtung möglicher Ansprüche, ist nicht Vernichtung des Lebens — ich bin kein Mörder."

Nach diesen Worten verließ er sie. Bettina blieb in einer Stimmung zurück, welche jenem feindlichen Zustande des Meeres verglichen werden kann, wo die Wellen in peinlicher Unruhe, nach schon vorübergegangenem Sturm, wild auf- und niederfluthen, in hohen Schaumsäulen auseinanderstäuben und sich überstürzen, bald tief einander auf den Grund des Meeres hinunterwühlend, bald wieder hoch aufbäumend, wie Riesen gegen einander anrennend und ihre gewaltige Kraft ge-

genseitig messend. Der heutige Tag war der bewegteste ihres Lebens, er griff in ihr Herz. Liebe, Stolz, Eitelkeit, Schreck, Schauer kämpften in ihrem Herzen — es galt, die Wahrheit mit der Heuchelei zu vertauschen, nur das glänzende Ziel vor Augen zu haben, welches ihr Vater ihr enthüllt hatte — Alles neben diesem Ziele unbeachtet versinken zu lassen, nichts zu scheuen. Und Bettina war noch so jung, noch so wenig geübt in der Kunst der Verstellung! aber die Leidenschaft in dem Herzen eines Weibes ist furchtbarer, sobald sie nur erst geweckt ist, das schüchterne Gemüth wird stark, muthig, die eigenthümliche Elasticität des weiblichen Gemüthes ist ein Fond, der in der Phantasie Wurzel schlägt und in der lebhaften Einbildungskraft, in dem Vermögen größerer Nervenreizbarkeit eine wunderbare Stütze findet. Bei dem charakterstarken, leidenschaftlichen Weibe entwickeln sich die Entschlüsse weit schneller, als bei einem gleich leidenschaftlichen Manne, der mehr mit Zweifeln kämpft und daher auch mehr Anstrengung bedarf, sich über dieselben zu erheben. Selbst der leidenschaftlichere Südländer steht in den mächtigsten aller Leidenschaften, Liebe, Zorn, Rache, dem Weibe nach, wie zahllose Beispiele den Beweis liefern; was der Mann im Moment der Aufregung nicht wagt, wagt sicher das Weib und diese größere Entwickelungsgabe einer geistigen Kraft, welche wir anstaunen, steht auch in dem engsten Zusammenhange mit dem Wahnsinn, dem das weibliche

Geschlecht viel leichter unterworfen ist, als das männliche. Bettina hielt den Gedanken, das Ziel, welches ihr Vater ihr als erreichbar geschildert, fest — er war so schön, mit der heimlichsten Regung ihres Herzens zusammenstimmend, daß sie sich ganz in denselben vertiefte, daß sie träumte, es schon erreicht zu haben. Und eine wohlthätige, zauberische Gluth durchströmte ihr Herz, die Tochter des kalten Nordens unterlag der gewaltigen Uebermacht der Leidenschaft und mit dieser kam auch die ihr bis jetzt gänzlich fremde Kunst, zu berechnen; sie fühlte die Nothwendigkeit, welche ihr Vater ihr vorgestellt hatte, ein Opfer mußte fallen, und je länger sie anfänglich mit Schauer und Entsetzen über die Nothwendigkeit dieses Opfers nachsann, desto ruhiger wurde sie — die Ehrsucht, welche ihr das glänzende Ziel zeigte, trug den Sieg davon. — —

Wir führen den Leser in die Region der Armuth, in die trübselige Wohnung des Lumpenschneiders, dessen Töchterlein, in einem Bretterkasten, auf einem Schiebkarren in frühester Morgenstunde von ihm selbst nach der Ruhestätte gefahren worden war. Dies Bild ist ein greller Gegensatz zu dem glänzenden Leben am königlichen Hofe, aber es ist ein wahres Bild — der traurige Kasten, von schmutzigem, schwarzgrauem Anstrich enthält so wenig, den Körper eines an bösem Husten, Entkräftung und Kälte gestorbenen Kindes und der Mann, der dies sein Eigenthum auf dem Karren fährt, kann

froh sein, daß er jetzt — einen Mund weniger zu füttern hat. Die Leichenbegleitung ist gering, eine Frau in ein dürftiges, ausgewaschenes Kleid gehüllt, ein defectes Tuch von dunkler Farbe um den Kopf gebunden, aus dem das blasse, eingefallene Gesicht herausstarrt mit den erschlafften Zügen, das ist die Mutter der kleinen Leiche, sie trägt das jüngste Kind, in die armselige Kotze gewickelt, welche zur Nachtdecke dient, auf dem Arm. Das arme, traurige Weib wankt, von doppelter Last zerdrückt, hinter dem Karren her, das Kind auf dem Arme, welches sein Schwesterchen zur Ruhe mitbegleiten soll, erschöpft bis zum Tode die aufgeriebene, physische Kraft der Aermsten und im Herzen drückt sie die Last des Schmerzes um den Verlust ihres Kindes, dem der frühe Tod ein Erlöser gewesen von vieler Qual und schrecklicher Entbehrung.

Es ist sehr weise, daß diese Armen die frühe Morgenstunde wählten, um dies Geschäft abzumachen — jetzt schlafen die Reichen noch, die nicht begreifen können, wie eine Mutter, die ihrem Kinde mit Mühe einen Bissen Brot geben kann, um den Hunger zu stillen, noch weinen kann, wenn sie des Kindes ledig geworden.

Das Kind ruht in der Erde, der Todtengräber hat den Kasten in eins der Gemeingräber, welches die wohlthätige Armencommission für die Armen, Unbemittelten, ihr Verfallenen öffnen läßt, hinein versenkt — da stehen schon drei oder vier Särge, welche der Volkswitz

„Nasenquetschen“ nennt. Das ist Alles schweigend geschehen; der Lumpenschneider mit seinem Weibe und dem ihm gebliebenen Kinde sitzt auf einem Nachbargrab; tiefe Ruhe breitet sich rings umher aus, die Morgensonne ist in vollem Glanze über den stillen Platz aufgestiegen, fern erglänzen die vergoldeten Monumente der Reichen, fern — die Armengräber liegen in einem abgesonderten Theile des Friedhofes, ohne Kreuze und Steine bezeichnet, weil mehrere Särge immer ein Loch füllen müssen.

„Lägen wir drin, wär's besser,“ sagt der Lumpenschneider endlich, aufstehend.

Die Frau schweigt. Aber plötzlich erschrickt sie, denn der Mann fängt an, laut zu lachen. Das klingt hier schauerlich.

„Warum lachst Du, Julius?“ fragt sie.

„Sieh nur,“ sagt er, „wie der ganze Friedhof im Sonnenglanze liegt, nicht der Platz der Reichen allein, nein, auch unser kleines Julchen, sieh nur!“

Und dabei scheinen die erstorbenen Lebenskräfte dieses Armen mit neuer, lebendiger Kraft aufzuflackern; das ist aber nicht eine reine Freude, nein, das ist Hohn, Rache, die das Herz dieses Unglücklichen schlagen macht. Sein bleiches, eingefallenes Gesicht hat sich zu einem schadenfrohen Lächeln angespannt, seine tiefliegenden Augen leuchten, Frau Katharina antwortet nichts, die dem weiblichen Gemüthe so natürliche Hingebung ist bei

ihr zu jener schweigsamen Willenlosigkeit der Verzweiflung herabgesunken, die nur empfindet, aber nicht mehr reflectirt. Und was könnte sie auch entgegnen? Der Mann hat ja Recht, wenn er diese Sonne, die über alle Gräber scheint, ohne eine Ausnahme mit dem des Armen zu machen, für eine Rächerin der zahllosen Unbillen betrachtet, die dem Armen, dem Zöllner, der bescheiden im Vorhofe stehen bleibt, während der Pharisäer, der Reiche, mit tausend Ansprüchen der Selbstüberschätzung vor das Allerheiligste hintritt, täglich zugefügt werden. Und er hat wieder Recht, wenn er eine, obgleich traurige Schadenfreude empfindet bei dem Anblick dieser Gottesfackel, die wenigstens eine Gleichheit der Schlummernden auf diesem stillen Platze hervorruft. Die Reichen, deren Monumente mit Goldschnörkeln geschmückt, prachtvoll glänzen, sind von bezahlten Pfaffen — denn das geistliche Handwerk hat seinen goldenen Boden, wie das des Schusters oder Schneiders — mit einer schwunghaften Leichenrede bestattet worden. Für zehn oder zwanzig Thaler verwandelt der Pfaffe die Laster in Tugenden, und wer zum ersten Mal solch' einer Ceremonie beiwohnt, muß wahrhaftig glauben, ein Engel sei gestorben, weil der geldgierige Pfaffe ehrlos die Wahrheit hinter glänzenden Worten versteckt und dem anerkanntesten Schuft mit Blicken des Schmerzes nachsieht.

Der Lumpenschneider und sein Weib mit dem

Kinde wandern zu Hause. Hier vergehen einige Stunden, ehe die Aermsten sich wiederfinden. Der Mann sitzt, stier vor sich hinblickend, auf seinem Stroh, die Frau auf dem einzigen Schemel dieser Wohnung.

„Auch der Oswald hat uns verlassen!“ seufzt die Frau endlich; „er versprach, bei einer vornehmen Dame für uns Hülfe zu suchen.“

Ein kurzes, trockenes „Hm!“ ist die einzige Antwort des Mannes; eine lange Pause folgt, die endlich von dem Geräusch von Schritten gestört wird.

„Kommt Jemand zu uns?“ fragte Frau Katharina aufhorchend.

„Wer weiß!“

„Geh doch hinaus, Julius, sieh nach.“

„Weswegen? laß kommen, wer will, uns kann das nicht stören.“

So folgt abermals Schweigen. Die Schritte sind endlich die Hühnersteige heraufgekommen; es ist dunkel zwischen den Bodenkammern, man hört eine Hand an den hölzernen Wänden herumsuchen. Frau Katharina steht auf und öffnet. Doctor Pasqual steht vor der Thüre, eine lange Gestalt, einem italienischen Bravo ähnlich. Ein grauer, hoher Filz deckt sein Haupt, welches mit dem zweideutigsten Haar in einer aus dem Röthlichen in's Gelbe spielenden Farbe begabt ist und sich gleichsam erst mit dem dichten, etwas struppigen Barte von gleicher Farbe endigt; das Gesicht die-

ses Mannes deutet keinen auffallenden Ausdruck von Leidenschaft an, es besitzt einen leichten Carminanstrich, wie vom Trunk. Es ist dick, fleischig, die Augen klein — das Unverhältnißmäßigste in seinem Antlitz, da sowohl Nase, Kinn, als Wangen eine fleischige Erhabenheit bilden. Dieser Mann ist ein Sonderling, er trägt einen kurzen, braunen, spanischen Mantel, der in der Regel in Falten vom Halse herab, den ein weißes Tuch mit steifer Binde umschlingt, über die Brust herabfällt; unter diesem Mantel sieht man die Hälfte der dunkelblauen Frackschöße, mit zwei vergoldeten Knöpfen, hervorschauen, welcher Anblick ohngefähr den Eindruck macht, als wenn man einer Krähe ein kurzes Gewand übergehängt hätte, unter dem die Schwanzfedern hervorstehen. Dunkle, schwarze Pantalons und hohe Schuhe bildeten die Einfassung seines Piedestals. Dieser Mann stand vor der Thüre der Armen. Frau Kathrina war erschrocken.

„Der Mann zu Hause?“ war Doctor Pasquals Frage.

„Ja,“ antwortete die Frau.

„Wer ist's denn, Kathrinel?“

Ehe noch die Gefragte antworten konnte, schob sich Pasqual zur Thüre herein, bei welchem Manöver er den hohen Filz vom Kopfe verlor, da die Thüre, sehr niedrig, diese Erhöhung nicht duldete. Der Lumpenschneider raffte sich vom Stroh auf. Der Doctor ließ

flüchtig den Blick über die furchtbare Armseligkeit dieser Wohnung streifen.

„Euer Kind ist gestorben?“

„Ja, Herr Doctor.“

„Wo ist's? ich sehe es ja nicht.“

„Draußen auf dem Kirchhof.“

„Schon? Schade, ich hätt's Euch bezahlt.“

„Das Kind?“

„Ja, das Kind.“

„Es war ja todt!“ rief der Lumpenschneider.

„Lebendig brauche ich keine Kinder,“ war die Antwort, „zum Zergliedern hätte ich's gekauft.

„Ach, mein Gott!“ rief die Frau.

Befremdet sah sich der Doctor nach ihr um.

„Was ist?“

„Mein Kind zerschneiden!“

„Hm, hat Sie so schwache Nerven? Sie ist albern, das gehört zur Wissenschaft, zum Studium. Hätte Euch einen ganzen Thaler dafür gegeben, so hätte Euch der Tod noch etwas eingebracht.“

Weder der Mann, noch die Frau antworteten; so groß auch ihr Elend war, so hatte es doch das natürliche Gefühl des Abscheues vor einem Verkauf der Leiche ihres Kindes nicht erstickt. Der Doctor mußte endlich die Pause endigen.

„Wovon lebt Ihr?“ fragte er.

„Ich bin Schneider,“ antwortete der Mann.

Pasqual sah sich um.

„Hm, ich zweifle, daß Ihr hier Kundschaft habt,“ sagte er fast höhnisch.

„Aber ich hatte welche!“

„So! — jetzt hungert Ihr aber und erfriert in dieser Baracke, — liederliches Volk wahrscheinlich.“

Der Lumpenschneider schwieg; so geistig niedergedrückt war dieser Arme, daß ihm die Meinung dieses Fremden gleichgiltig war. Die Frau fühlte sich tief verletzt.

„Herr Doctor, wenn Sie deswegen sich zu uns bemüht haben, um uns zu kränken, so wäre es besser gewesen, Sie hätten sich diese Mühe erspart. Wir sind Ihnen noch nicht durch irgend eine Bettelei zur Last gefallen; was kümmern Sie sich um uns?“

Diese Antwort schien wenig Eindruck auf den Doctor zu machen; ohne irgend ein Zeichen von Beschämung betrachtete er den schweigend auf dem Strohlager sitzenden Mann.

„Ich könnte Euch helfen,“ sagte er.

„Uns?“ fragte der Lumpenschneider; „geben Sie sich nicht die Mühe, Herr Doctor; mit ein, zwei Thalern hilft man uns nicht auf, man verlängert nur unser Elend.“

Eine plötzliche Spannung der durch sein großes Elend niedergedrückten Empfindungen schien sich des

Lumpenschneiders zu bemächtigen, eine Art Wahnsinn, der ihn Alles vergessen ließ.

„Ich danke Niemand dafür, — es ist ein Wassertropfen auf eine glühende Zunge, — der Teufel hält uns zu fest, — ach, es ist besser, er holt uns schnell, als langsam dies verfluchte Elend, diesen Hunger, diese Noth verzögern, — das ist Qual, — ja, Qual! Der Räuber, der Mörder hat es besser, als der rechtschaffene Arme, der sich ein Gewissen daraus macht, einen Pfennig zu stehlen, — ich will nicht mehr ehrlich sein, — ich will nicht hungern, ich will schlecht sein, wie die Andern, die im Wohlleben sitzen; — verflucht sei jeder ehrliche Gedanke in meiner Seele!“

Frau Katharina war tief erschüttert von diesem Aufruhr, den das Elend in der Seele dieses Unglücklichen hervorrief; sie warf sich nieder neben der Streu, sie erfaßte seine Hände.

„Julius, Du verfluchst mich!“ schrie sie, „ich bin Dein Elend, — ich bin die Ursache desselben.“

Der Mann entriß ihr eine seiner Hände, er schien ganz von Sinnen zu sein, sein Blick wurzelte starr auf ihr.

„Du?... Du?... ei ja, es ist wahr!“ — ein grelles Gelächter, das fast wie Vergnügen klang, erscholl aus seinem Munde, — „'s ist wahr! aber habe ich denn nicht Recht — he? Sag's! sag's! ich war zu ehrlich — zu ehrlich — und deswegen — siehst Du,

man darf nicht ehrlich sein, das ist Dummheit, Unsinn — ein Schurke muß man sein — ein schlechter Kerl — aber ich hätte Säufer werden sollen — Branntwein ist Balsam für Alles — ich hätte stehlen sollen, ich wäre reich — jetzt ist's zu spät, zu Allem — war'st hübsch, Käthchen — wärst's noch; ei, da wäre Alles gut — wir hungerten nicht, 's ginge uns gut — ja, Käthchen — 's ist Dummheit, wenn man tugendhaft ist — wärst's nicht gewesen, wir wären andere Leute!"

In das laute, schallende Gelächter, das er seinen Worten nachfolgen ließ, mischte sich ein Schrei des Entsetzens von Seiten der Frau ein; Doctor Pasqual lehnte, die Arme unter seinem kurzen, spanischen Mantel verschränkt, als Zeuge, dessen Gegenwart man gar nicht beachtete, an der hölzernen Wand. Obwohl er sich die Rede des Mannes nicht entwirren konnte, so erkannte er doch deutlich, daß eben dieser Arme den Glauben an die Menschheit verloren habe und er bedurfte Leute, welche Niemand glaubten, die rücksichtslos die Welt haßten. Die Frau vergoß einen Strom Thränen; das Kind, das neben dem Vater auf dem Stroh saß, begann zu weinen, als es die Mutter so sehr weinen sah.

„Julius! Julius!" schluchzte Katharina, „rede nicht so, ich bitte Dich um der Barmherzigkeit Gottes willen, erwähne das nicht mehr, es bricht mir das Herz, es erinnert mich an meine . . ."

Heftiges Schluchzen unterbrach die Aermste und verhinderte sie, ihre Rede zu vollenden. Die Thränen des armen Weibes schienen das empörte Herz des Lumpenschneiders zu sänftigen; er hob ihr auf einen seiner Schenkel herabgesunkenes Gesicht in die Höhe und fragte mit einer Mischung von Herzensgüte und Verzweiflung:

„Glaubst denn wirklich noch an Gott, Käthe? Ich nicht — ich nicht! Wo ist denn eine Barmherzigkeit gegen uns herauszusuchen? in unserm Hunger, in unserm Elende?! Die Pfaffen sagen's — ja, sie verdienen dabei, wie jeder Handwerker bei seiner Arbeit. 'S ist Alles Betrug; würden sie nicht dafür bezahlt, sie schwiegen darüber, weil sie keine Barmherzigkeit beim Hunger und Elende eines Armen herausfinden könnten, weil's nicht wegzuleugnen ist, daß es dem Schurken besser geht, als dem Rechtschaffenen."

Nach einer kurzen Pause fuhr der Aermste fort:

„Käme heute ein Schurke zu mir und sagte: Komm, wir wollen stehlen, Der oder Jener ist reich und wir sind so blutarm dagegen, Der hat so viel, daß es todt im Kasten liegt oder wächst, ohne Jemand zu nützen — Käthe, so wahr ich heute mein armes Kind begraben habe! ich ginge mit stehlen, ich ginge mit, — weg mit der Ehrlichkeit! zum Teufel mit ihr — ich verhungere dabei, — ob ich dereinst auf dem Kirchhofe

oder auf dem Schindanger verscharrt werde, 's ist gleich."

In wie hohem Grade dieser Elende von seinem Unglück niedergebeugt war, daß auch der gute Gedanke keine Statt mehr bei ihm fand, wie sehr sein Gefühl, sein Herz zerrissen, sein Gemüth verdüstert, sein Geist zerschmettert war, bewiesen diese gleichsam im ohnmächtigen Paroxysmus einer wilden Empörung gegen das furchtbare Schicksal, das ihn so unaussprechlich elend machte, herausgestoßene Reden. Dieser Zöllner, das Bild eines Wurmes, der sich unter dem Fußtritt eines Menschen in Todeszuckungen krümmt, konnte in diesem Momente froh sein, daß kein pharisäischer Theologe zugegen war, der ihm bewiesen haben würde, daß es gerade so und nicht anders sein müsse, daß jenseits Alles gutgemacht würde, wie die alten Propheten schon vorausgesagt hätten. Ach, der volle Magen eines geistlichen Pharisäers hängt so fest mit den schönen Trostreden vom Jenseits zusammen, daß es sich der Mühe wohl verlohnte, den Versuch zu machen, ob ein leerer Magen nicht wunderbarerweise ihn anders reden lernte! — Ueber Doctor Pasquals Gesicht flog ein stumpfes Lächeln.

„He? Mann!" rief er, „wenn Ihr vernünftig seid, kann's anders mit Euch werden."

Die Armen hatten auf den Doctor vergessen; die Morgensonne warf in dies Quartier des Elendes keinen

Strahl, da es der Abendseite zugewendet war und der Doctor lehnte in der Ecke neben der niedrigen Thüre. Jetzt sahen sie auf, sie waren erschrocken.

„Der Herr hier?“ zitterte Katharina.

„Hm,“ sagte der Lumpenschneider, „was erschrickst denn, Käthe? Ei, laß doch Jedermann hören, daß ich dies elende Leben verfluche, das ist das Einzige, was ich habe.“

„Der Mann hat Recht,“ stimmte Pasqual bei, „'s haben Andere auch so geredet; aber ich will Euch helfen, ihr sollt aus diesem elenden Loche heraus, sollt Euch satt essen, sollt Kleider haben, nicht frieren.“

Eine Pause folgte; die Ueberraschung war zu groß, der Wechsel vom tiefsten Elend zum Glücke, wenigstens zum Anerbieten eines solchen Glückes, nicht mehr Hunger leiden zu dürfen, nicht mehr in dieser scheußlichen Wohnung zu frieren, bessere Kleidung zu haben, erschien ihnen als etwas Unmögliches, das sie sich kaum zu denken getrauten; vielleicht mangelte ihnen in diesem Moment auch der Muth, die Kraft der Phantasie, um diese Idee, welche so plötzlich wie ein Blitz in die finstre Nacht ihrer Armuth hineinleuchtete, und sie, die nur an diese Nacht gewöhnt waren, blendete, in sich aufzunehmen, sie mit Schnelligkeit im Geiste auszubilden; sie starrten den Doctor sprachlos an.

„Ich brauche einen Diener, der bei meinen Kranken wacht, der meine Aufträge besorgt, verschwiegen ist,“

sagte dieser, „wenn Ihr das wollt, dann wohnt Ihr heute Abend bei mir unten in einer ordentlichen Stube.“

Der Mann stieß einen Freudenschrei aus.

„Ich will Alles! Alles!“ rief er.

Und die Frau sprang vom Strohlager auf, sie warf sich zu Pasquals Füßen nieder, sie umklammerte diese.

„Weg da, Weib!“ rief dieser hart, „ich liebe das nicht. Weil ich Euch vom Hunger erlöse, deswegen seid Ihr freundlich — Menschen und Hunde! 's ist wenig Unterschied zwischen ihnen.“ —

Am Abend dieses Tages war in dem Leben dieser Armen ein großer Wechsel vorgegangen; das traurige Schicksal, welches sie bisher verfolgt hatte, schien geendigt, eine Zukunft ohne Sorgen ihnen aufzugehen. Sie besaßen andere Kleidung, sie wohnten in einem, wenn auch kleinen, doch anständigen Stübchen, das gegen ihre frühere Wohnung ein Palastzimmer genannt werden konnte, sie hatten keinen Hunger und zwei Betten standen da, — ja, sie hatten sogar Geld im Besitz — welch' ein Contrast gegen ihr schreckliches Elend an diesem Morgen. Wie der Lumpenschneider beim Schein des Lichts sich in dem Stübchen umsah, lachte er laut vor Vergnügen; sein Kind lag bereits in dem einen Bette und schlief so sanft; das kleine, bleiche Gesichtchen war leicht von der angenehmen und bisher ganz fremden Wärme geröthet.

„Ein sonderbarer Mann, der Doctor," sagte er, „so abstoßend, so hartherzig, wie es scheint, und doch unser Wohlthäter!"

„Ich fürchte mich vor ihm," redete Käthe, „und doch muß ich ihm dankbar sein!" —

Daß der Wechsel, welcher diese Armen so plötzlich auf eine nicht geahnte Höhe des Glückes hob, bei dem würdigen Ehepaar, Tobias und Ursel, bedeutende Sensation gemacht hatte, war nur in der Ordnung und verlieh ihnen einen scheinbar unendbaren Stoff für ihre Unterhaltung. Der ehrliche Tobias vergaß oft beim Nachdenken über diesen so sonderbaren Glücksfall den köstlichsten aller seiner Genüsse, seinen Pfeifenstummel in Brand zu halten; Frau Ursel hatte sich schon öfterer beim Verfertigen ihrer Puppenkleider in die Finger gestochen, denn sie zog Schlüsse über Schlüsse, warum und weswegen der Doctor, welcher doch eigentlich mit keinem Menschen im Hause redete, gerade gegen diese Familie so menschenfreundlich sich erwiesen habe.

„Ich muß Dir sagen, Tobias, daß mir der Verstand still steht," redete die würdige Matrone.

„Mir auch, mir auch, Ursel, es ist sehr merkwürdig!" stimmte Tobias bei; „man erlebt so 'was nicht alle Tage. Aber gieb mal Acht, jetzt werden

Lumpenschneiders hochmüthig werden, gieb mal Acht, Ursel.“

„Na, das wäre 'was! da müßte man doch wirklich lachen!“ rief Frau Ursel ärgerlich; „auf was denn hochmüthig — he? Da sollten Sie mir nicht kommen, mir nicht, — ich würde es Ihnen schon vorsagen, ob Leute, die fünf Treppen hoch in einer Bodenkammer gewohnt, und auf einer Strohbucht geschlafen und gehungert haben, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten, ob solche Leute hochmüthig sein dürfen? Wer sind sie denn? — he? Weißt Du's anders, als daß er 'n Lumpenschneider ist, 'n Mensch, der höchstens zwei Groschen verdiente den Tag über, und der oftmals auf der Straße lag, betrunken — pfui Teufel! und die Sorte will hochmüthig thun gegen unser Einem? — da kommen Sie bei mir gerade recht. Von der Frau kann man just nichts Uebles sagen, aber — ich denke doch immer, sie muß nicht viel besser sein, als er, — ja, Tobias, Du bist 'n erfahrener Mann, ein ehrlicher Mann, ein Mann, der seine Pfennige langsam zu Thalern macht und Gott vor Augen hat — Tobias, Du mußt mir zugestehen — und Du wirst das auch — 's kommt viel auf die Frau in der Wirthschaft an, Alles kommt auf sie an, Alles, sage ich Dir und das weißt Du auch, Du bist ein sehr vernünftiger Mann; aber die Frau Kathrinel — na, das nehme mir Niemand übel — ja, 's ist eine kreuzbrave Frau; aber — lieder-

lich muß sie doch auch sein, denn so pover — ne, Tobias, ich will gar nichts weiter sagen, — aber so — na, ich will mich nicht erst darüber aussprechen, die Frau Kathrinel ist auch eine aus der siebenten Bitte."

Frau Ursel hatte sich gewaltig erschöpft; ihr Gesicht war roth geworden, als hätte sie lange Zeit vor'm Feuer gestanden. Sie gehörte zu jener Klasse Leute, die eigentlich gutmüthig sind, denen aber das Unglück widerfährt, ihren Nächsten bei geringem Anlaß, wo ihr eigenes Selbstgefühl nur im mindesten verletzt zu werden scheint, lieblos mitzuspielen, ohne die Absicht zu haben, ihnen zu schaden.

„Na, Ursel," entgegnete Tobias, „wir wollen noch nichts sagen, man weiß noch nicht, ob sie hochmüthig werden; aber der Doctor ist auch 'n närrischer Kauz, schafft sich die Leute an!"

Indem Ursel in diesen Worten einen neuen Gegenstand fand, welcher ihr Gelegenheit gab, ihr Mundwerk in Bewegung zu setzen, trat leise ein großer, wohlgekleideter Herr in die Stube ein, welche, da es schon am Spätnachmittage war, ein wenig düster wurde, da der Hof, auf den die Fenster die Aussicht hatten, nicht sehr geräumig war und dies Logis an und für sich am Tage schon, seiner tiefen Lage wegen, etwas dunkel sich wies. Weder Tobias noch Frau Ursel bemerkten den Fremden, der einige Secunden an der Thüre stehen blieb, und dann nach der Mitte des Zimmers zu trat.

Frau Ursel fiel fast vom Stuhl vor Schreck, plötzlich Jemand, den sie gar nicht hereintreten gesehen, unweit vor sich zu erblicken. Sie schrie laut auf; Tobias zitterte an allen Gliedern, der Pfeifenstummel entfiel ihm aus dem Munde, er hielt sich an seine theure Ehehälfte an. Der Fremde schien mit ganz andern Dingen beschäftigt, als auf diese höchst lächerliche Angst des würdigen Ehepaares zu achten. So folgte ein kurzes Schweigen von beiden Seiten, bis Frau Ursel sich so weit ermannt hatte, nach den Fensterwirbeln zu greifen, um sie aufzureißen, und nach Hilfe in den Hof hinauszuschreien. Dies mochte der Fremde bemerken.

„Seid nicht albern, Frau," sagte er mit rauher und nicht sehr angenehmer Stimme, „ich thue Euch kein Leid, ich will nur hier auf Jemand warten."

„Das ist sehr sonderbar," platzte Frau Ursel heraus, „unsere Stube für ein Wartezimmer anzusehen."

„Hm, Ursel hat Recht," stimmte Tobias nun bei, „sehr sonderbar — wer sind wir denn? man möchte es doch wissen."

„Das geht Euch nichts an," antwortete der Fremde, indem er in die Tasche griff und einen ganzen Thaler auf den Tisch zwischen ihnen am Fenster warf; „hier, für die Erlaubniß, in Eurem Lokal ein halbes Stündchen zu warten."

Die Handlungsweise dieses Mannes mußte für Leute, wie Tobias und seine Ehehälfte, um so mehr über-

raschend sein, als sie von einer vornehmen Herablassung begleitet war, die selten ihren Eindruck auf gemeine Charaktere verfehlt. Tobias schob seine Zipfelmütze von einem Ohr zum andern, Ursel saß ganz verdummt und Beide sahen das große, glänzende Geldstück an. Geld hat fast unter allen Umständen eine revolutionaire Einwirkung, und so war es ganz natürlich, daß auch dies würdige Ehepaar eine gänzlich andere Ansicht von diesem splendiden Manne bekam, der, sich gar nicht um sie kümmernd, in die Nähe der Thüre trat und, wie es schien, mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch außerhalb der Stube lauschte.

„Ursel,“ flüsterte Tobias, „was ist das? ich werde nicht klug daraus.“

„Ich auch nicht,“ war die Antwort der Matrone, „ich auch nicht.“

„Es muß 'was los sein, Ursel, und ich müßt's eigentlich wissen,“ bemerkte Tobias; „weswegen bin ich denn eigentlich Hausmann? Das greift in meine Rechte — meinst' nicht, Ursel?“

„Gewiß,“ stimmte die Gefragte bei, „ich möcht's auch wissen, was das bedeuten soll?“

Tobias warf einen prüfenden Blick auf den Fremden, der, den Rücken nach ihnen gewendet, mit den Füßen hin und her trat, als brenne er vor Ungeduld. Die Kehrseite dieses Mannes wies einen stammhaften Körperbau; den Hut auf dem Kopfe, war er scheinbar

noch einmal so groß, als Tobias, der vielleicht einen tollkühnen Gedanken auf einen Augenblick haben mochte, mit dem Fremden, kraft seines Amtes, in diesem Hause anzubinden; indeß jeder solcher aufsteigende Plan verging dem ehrlichen Tobias bei der Betrachtung des robusten Gegners und die einzige Bewegung, welche Tobias für geeignet fand, auszuführen, bestand in einem gewandten Griff nach dem Thalerstücke, das er mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit in seine Westentasche hinter dem Latze seiner Schürze verschwinden ließ. In der That war die Situation Beider außerordentlich seltsam; ein Fremder in der Stube, von dem sie nicht wußten, wer er war, was er wollte, der es, wie sich herausstellte, auch nicht einmal der Mühe werth hielt, sie über einen oder den andern Punkt aufzuklären; vielleicht wären Herzhaftere, als Tobias, in dieser Lage unschlüssig gewesen, was dabei zu thun war. Indeß, während Tobias nachsann, um etwas aufzufinden, was ihm, diesem räthselhaften Fremden gegenüber, ein wenig Respect geben könnte — denn wir glauben schon erwähnt zu haben, daß der gute Pappkästchenfabrikant ein ganz besonderes Gewicht auf sein Amt als Hausmann legte, und Tobias konnte sich's, trotz dieses Thalers, der ihm eine höchst angenehme Empfindung machte, nicht leugnen, daß sein Ehrgefühl bedeutend verletzt war, da er sich ganz aus seiner Stellung gedrängt sah; vielleicht fühlte er sich auch, da dies

in Gegenwart seiner Ehehälfte geschah, besonders angegriffen — endete der Fremde selbst das Schweigen, und auch in einer Beziehung die fatale Ungewißheit, indem er, sich plötzlich umwendend, fragte:

„Giebt's noch einen Eingang in dies Haus?“

„Ich wüßte von keinem,“ antwortete Tobias, „und wenn ich das sage, muß es wahr sein, denn ich bin eigentlich eine Person hier, der man Alles in Aufsicht gegeben hat.“

Zu Tobias' größtem Aerger schien der Fremde von diesem zarten Winke nicht die geringste Notiz zu nehmen; er wendete sich wieder um und das vermehrte Hin- und Hertreten seiner Füße, ohne den Platz zu wechseln, bewies nur seine größte Ungeduld. Nach dem Verlauf von ungefähr vier bis fünf Minuten, während welcher Tobias abermals vergeblich nach einer Möglichkeit gesucht, dem Fremden auf irgend eine Weise zu imponiren, verläßt dieser die Nähe der Thüre.

„Habt Ihr vielleicht zuweilen eine Dame hier in's Haus kommen sehen, eine Dame, mittelgroß, in seidenem Mantel?“ fragt er.

„In unserm Hause wohnt keine Dame, Herr,“ antwortete Tobias.

„Nein, die ich meine, ist fremd.“

„So! um Fremde bekümmern wir uns nicht.“

„Und Ihr sagtet, Ihr hättet die Aufsicht hier?“

„Hm, das ist so, — ja, man genießt ein gewisses

Ansehen; indeß, wenn mich morgen Jemand fragt, ob nicht ein Herr, der so und so heißt, in unserer Stube gewesen ist, was soll ich denn da antworten — he?"

„Daß Ihr nichts wisset," entgegnete der Fremde.

„Alle Hagel!" rief Tobias, doch als wenn er sich plötzlich eines Besseren besänne, sagte er: „Nun, das ist sehr gut — ganz gut — wir wissen nichts, nicht wahr, Ursel, wir wissen nichts? O, das ist mehr als gut — danke schön für die Auskunft."

Tobias lachte vor sich hin, denn der Fremde hatte ihm selbst die Manier gezeigt, wie er, seinen Fragen gegenüber, sich verhalten solle.

„Ihr seid ein verschlagener Kopf, glaube ich, dem ein Stück Geld wohl so viel Vernunft lehren wird, sich nicht um anderer Leute Namen zu bekümmern, die es vorziehen, unbekannt zu bleiben."

Bei diesen Worten warf der Fremde abermals ein Thalerstück auf den Tisch.

„Ich verlange nichts von Euch, als eine aufrichtige Antwort. Habt Ihr nie eine fremde Dame in's Haus kommen sehen? Da keine Dame hier wohnt, so muß es Euch aufgefallen sein, das ist nicht zu bezweifeln."

„Gewiß, Herr," sagte Tobias, der den zweiten Thaler denselben Weg, wie den ersten, wandern ließ; „man denkt doch so Manches bei sich, nicht wahr, Ursel?"

„Freilich, freilich,“ stimmte Ursel bei, welche durch den zweiten Großmuthsbeweis des Fremden einen gewissen Respect vor demselben empfangen hatte, — „hm, 's hat uns nicht wenig gewundert, daß eine vornehme Dame, die einen seidenen Mantel trägt, so mir nichts, dir nichts zu dem jungen Offizier eine Treppe hinaufschlüpft; — na, unser Eins ist nicht so.“

„Und 's ist eine Frau, Herr, eine verheirathete Frau — wie heißt sie gleich, Ursel? sie hat einen sündhaften Namen, wie kein Christenmensch von unserer ganzen Bekanntschaft — aber, Ursel, Du hast doch ein Gedächtniß, wie ein Krebs — hast auch den Namen wieder vergessen, Du merkst Dir doch gar nichts — wofür hast denn den Kopf? blos um die Haube darauf zu setzen?“

„Weißt Du ihn noch?“ fragte Ursel.

„Hm, ich? — was das für eine Frage ist! Ursel, ich sage Dir ...“

Der Fremde beendete dies weitschweifig zu werden drohende Zwiegespräch der Beiden.

„Ich weiß genug!“ rief er, „schweigt davon! der Name thut hier nichts zur Sache — schweigt!“

In heftiger Aufregung durchschritt er die kleine Stube und sowohl seine schnellen Schritte, als das unverständliche Insichhineinmurmeln, das, gleichsam wie eine dumpfe Melodie, sein heftiges Auf- und Niederschreiten begleitete, ließen nicht verkennen, daß ein

bedeutender Grad von Zorn in ihm tobe. Endlich blieb er stehen.

„Ich glaube, Ihr seid rechtschaffene Leute," sagte er; „ich bezahle Euch gut — es liegt mir daran, diese Frau auf der That zu ertappen — sie wird kommen, ich weiß es bestimmt. Der junge Offizier ist zu Hause."

„Ja, das ist wahr, Herr!"

„Geht hinauf, Mann, auf die zweite Treppe, wartet dort, bis sie kommt, bringt mir Antwort, wenn sie in der Wohnung des Offiziers ist."

„Ich?" fragte Tobias erstaunt, „oh! und die Ursel? wo soll denn die Ursel bleiben — he?"

„Seid Ihr verrückt?" entgegnete der Fremde, zornig mit dem Fuße stampfend.

„Ja, wenn ich fortginge," antwortete Tobias, „die Ursel allein lassen mit einem steinfremden Manne? oh! das geschieht nicht!"

„Nein, das leide ich nicht, Tobias, Du bleibst — das wäre mir!"

Ohne zu antworten, rannte der Fremde nach der Thüre; er hörte leichte Schritte, die so eben die Treppe hinaufgingen.

„Zündet Licht an — nein, nein, seid ganz ruhig! — still! — ich muß hören, ob sie es ist?"

Der Fremde öffnete die Thüre und horchte; er hatte sich nicht getäuscht, die leichten Schritte hatten

noch ein paar Stufen bis zur ersten Etage, dann hielten sie an und er hörte die Klingel ziehen. Ohne ein Wort zu sagen, schleuderte der Horchende die Thüre weit auf und stürzte hinaus, nach der Treppe zu. Indeß das Glück war ihm nicht ganz günstig, da es schon ziemlich düster im Hausflur war, verfehlte er die erste Stufe und fiel nieder. Ein Fluch war das erste Wort, was diesem Unfall folgte.

„Hat der Herr sich weh gethan?“ fragte Tobias, welcher ihm verwunderungsvoll nachgeeilt war.

„Nein! nein!“ rief der Fremde zornig, „geht zum Henker! wo ist mein Hut? — sucht meinen Hut — ich muß hinauf — verwünschte Dunkelheit!“

„Bleib der Herr hier,“ rief Tobias, „'s kann ein Unglück geschehen. Ursel, mache Licht, der Herr fällt sonst noch einmal.“

„Mensch, laßt mich los!“ entgegnete der Fremde wüthend, indem er sich von Tobias losriß und nun die Treppe so rasch, als es, unbekannt auf derselben und im Dunkel, nur anging, hinaufeilte. — Niemand stand vor der Thüre der ersten Etage; mit den Händen herumtappend, ergriff der Fremde die Klingel und riß gewaltsam an ihr — nach einigen Secunden öffnete Lieutenant Birown, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand.

„Herr Commerzienrath Oelhorst!“ rief der Offizier im höchsten Erstaunen.

„Ja, Sie kennen meinen Namen gut, Herr Lieutenant!“ war die Antwort, „lassen Sie mich eintreten, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Mit mir?“

„Ja, mit Ihnen und . . .“

Die Thüre wurde gewaltsam zugeworfen.

„Du, Ursel,“ sagte Tobias, der unten an der Treppe die wenigen Empfangsreden bei dieser Visite zur Unzeit mit angehört hatte — „ich glaub', da oben wird 'was losgehen.“

„Hm, ist das möglich.“

„Wir bleiben hier an der Treppe, Ursel, das müssen wir wissen, ob sie einander todtschlagen werden.“

„Das arme Weibsbild!“ bemerkte Ursel mit einem Anflug von gutmüthigem Mitleid.

„Was? Ursel! Du bedauerst sie?“ rief Tobias; „das ist schön — ei, Du Gold-Urselchen, Du! pfui Teufel — das hätt' ich von Dir nicht gedacht!“

Ursel schien sich sehr beleidigt zu fühlen, sie wendete ihm den Rücken zu und brummte einiges von Albernheit; indeß Tobias fand durch ihr Mitleid einen sehr kitzlichen Punkt an seiner Ehre berührt.

„Ursel!“ sagte er mit tiefem Seufzer, „wenn ich jemals, wie dieser Herr, Dich bei einem jungen Lieutenant suchen müßte — 's wär' Dein Letztes!“ —

Unterdeß war in der That Athalie Delhorst, in der größten Todesangst, fast bewußtlos zwei Treppen höher

hinaufgeeilt. Sie war es, welche der Commerzienrath hatte heraufgehen hören, sie hatte die Klingel an Lieutenant Birowns Thüre gezogen, doch die harte, rauhe Stimme ihres Mannes, welche von unten herauf erscholl, erfüllte Athalie so sehr mit Schrecken, daß sie, nicht wissend, wohin sie sich flüchten sollte, um einer Begegnung mit ihm und Entdeckung ihres Verhältnisses mit dem jungen Officier, zu entgehen, ohne sich zu bedenken, die leichten Schuhe von ihren Füßen zog und die Treppe hinaufeilte. Wäre der Commerzienrath nur etwas schneller oben gewesen, er würde noch das Rauschen ihres schweren, seidenen Mantels auf der zweiten Treppe gehört haben. Athalie hielt sich am Geländer fest, sie glaubte sterben zu müssen vor Entsetzen, Fieberhitze wechselte mit Fieberkälte in ihren Gliedern ab, sie hörte ihres Mannes und ihres Geliebten Stimme, sie hörte die Thüre der ersten Etage zumachen — eine unbeschreibliche Angst durchbebte sie, der einzige Gedanke, der vor ihrer Seele schwirrte, war ein Mord. Ha! dieser Gedanke war gräßlich, sie die Urheberin dieses Mordes. Wer hatte den Commerzienrath ihr Verhältniß mit Birown verrathen? In der That, an diesen so natürlichen Gedanken dachte sie nicht im Geringsten in diesen Augenblicken des größten Entsetzens. Sie hatte nur Furcht in sich, keine Ueberlegung, keine Reflexion — es war der erste, heftige Schreck, den sie im Leben empfand und dessen Gewalt,

verbunden mit ihrer Unerfahrenheit in Täuschungen und Betrug, sie gänzlich erdrückte. Sie hörte Ursel und Tobias unten am Fuße der Treppe sprechen und dies wurde ihr zum Bewegungsgrund, noch höher hinauf zu steigen. Aber ihre geistigen und körperlichen Kräfte schienen sie plötzlich zu verlassen, die Füße, gelähmt und beschwert wie von Bleigewichten, versagten ihr den Dienst, sie sank auf eine der Stufen nieder.

Nach einigen Minuten kam Jemand die Treppe herunter aus dem vierten Stock; da es sehr düster geworden, wäre der Herabkommende unfehlbar gefallen, wenn nicht ein tiefer Athemzug Athaliens ihn erschreckt hätte.

„Liegt Jemand hier?“ war seine Frage.

Ein Seufzer war die Antwort und das Rauschen des seidenen Mantels bewies, daß sich die Seufzende aufrichtete.

„Wer ist hier? Geben Sie Antwort.“

„Sind Sie es, Herr Notar?“ fragte es mit leiser, zitternder Stimme zurück; „o, der Himmel sendet Sie mir als Retter — schützen Sie mich vor der Schande!“

„Die Stimme ist mir bekannt, aber ich weiß nicht gleich, wem ich sie zutheilen soll — Ihr Name, Madame?“

„Athalie Delhorst,“ antwortete es leise.

„Wie? Sie! — was ist Ihnen geschehen?“

„Mein Mann — o, um Gotteswillen, retten Sie mich, dieses Haus ist mir gefährlich — er ist hier unten bei dem Lieutenant Birown, er sucht mich bei ihm.“

„Ich verstehe jetzt Alles — Sie sollen nicht in seine Hände fallen; aber lassen Sie mich einen Augenblick nachsinnen; wohin mit Ihnen? Herr Steglich nicht zu Hause — Schade, der Ort wäre sicher — Niemand im ganzen, vierten Stock zu Hause, auch die beiden Schneidermamsells nicht — hm, ein französischer Doctor wohnt hier, wie ich weiß. Es muß gehen, ich kenne den Mann nicht, aber ... Ihnen muß geholfen werden. Geben Sie mir den Arm, Madame.“

„Sie sind mein Rettungsengel!“ flüsterte Athalie.

Sie stiegen die dritte Treppe vollends hinauf — Lichtschimmer fiel aus dem einen Fenster, welches dem kleinen Flur zugewendet war. Beinlich klingelte.

„Zeigen Sie sich leidend, Madame; gehen Sie auf Alles ein, was ich sprechen werde,“ raunte er ihr zu.

Es wurde geöffnet, Frau Katharina stand im Vorsaal.

„Der Doctor zu Hause?“

„Nein!“

„Wann kommt er?“

„In einer halben Stunde, glaube ich, mein Herr.“

„Gut, so warten wir,“ sagte Beinlich; „lassen Sie uns eintreten, gute Frau, meine Gattin ist sehr leidend.“

„Sogleich!“

Sie traten in das Empfangszimmer ein, wo Frau Katharina zwei vor einem großen Spiegel schon bereitstehende Kerzen anzündete und nach Beendigung dieses Geschäfts bemerkte, die Herrschaften dürften nur klingeln, wenn sie etwas wünschten, worauf sie das Zimmer verließ.

Peinlich ließ ein langes, schonendes Schweigen folgen, das Athalie endlich brach, indem sie von dem Stuhle, zu welchem er sie geführt und auf einem andern neben ihr Platz genommen hatte, herabglitt und knieend seine Hand ergriff.

„Mein Himmel, was thun Sie, Madame?“

„Nur das, was ich muß,“ sagte Athalie weinend; „Sie erretten mich von großer Schande.“

„Stehen Sie auf, ich bitte, Frau Commerzienräthin, ich bin nicht Ihr Richter — stehen Sie auf!“

Peinlich hob sie auf ihren Sitz zurück — eine Pause folgte.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte Athalie; „wer kann mir helfen? Niemand! Niemand!“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Commerzienräthin; wie soll ich das deuten — vor wenig Secunden erst sagten Sie zu mir, ich sei Ihr Retter.“

„Ja, für den Augenblick — aber morgen — o mein Gott, vielleicht schon heute Abend, meine Ehre vor der ganzen Stadt vernichtet.“

„Erklären Sie sich mir, Madame, ich nehme Antheil an Ihrem Kummer."

„Sie wissen, daß ich unglücklich bin, daß mich der Schein täuschte — ich liebe Delhorst nicht — er nicht mich. Ihn täuschte meine Jugend und — erachten Sie es nicht als Hochmuth — man sagte damals, ich sei schön, er wollte glänzen, sein Reichthum, sein Ansehen blendeten mich — er ist hart, schroff, ich bin nichts als seine Sclavin, dies läßt er mich täglich fühlen. Sie wissen auch, daß ich liebe, daß meine Liebe ein Verbrechen ist. In diesem Hause wohnt im ersten Stock Emil Birown, er ist Officier — ach, auch er hat mich getäuscht."

Ein fast unmerkliches Lächeln, wie Wohlbehagen, zuckte unter den blauen Brillengläsern Beinlichs hin.

„Und wie?" fragte er.

„Durch unglückliches Spiel hat er sich in eine bedeutende Schuldenlast gestürzt; er verlangt Hülfe von mir, er muß zweitausend Thaler haben und er droht mir, unser Verhältniß meinem Gatten zu verrathen, wenn ich ihm das verlangte Geld nicht schaffe. Ach, mein Herr, soll ich von dem tiefen Kummer sprechen, der mich fast tödtet? Sie haben ein Herz, Sie fühlen meine unglückliche Lage, Sie bemitleiden ein Wesen, daß sich keinen größeren Vorwurf machen kann, als daß es sich dem Wahne hingegeben, ein Herz

gefunden zu haben, das es liebte und welches jetzt so bitter enttäuscht wird."

Athalie ließ das Gesicht niedersinken und bedeckte die Augen mit dem Taschentuch.

Beinlich sann vor sich hin. Dann fragte er:

„Und es ist nicht das erste Mal, daß Ihr Geliebter Geld von Ihnen empfing?"

„Ich kann es nicht läugnen — was ich bei den Spielpartien gewann, die öfters von Delhorst in unserm Hause gegeben werden, erhielt er — es waren zuweilen an zwanzig oder dreißig Ducaten — man ließ mich sehr oft aus Artigkeit gewinnen, denn ich erkünstelte Mißmuth, wenn ich verlor, ich gab mich habsüchtig, um zu gewinnen — ach, mein Gott, ich täuschte, weil ich es bedurfte. Heute empfing ich am frühen Morgen ein Billet von Emil — er verlangte gebieterisch eine Zusammenkunft mit mir in seiner Wohnung hier — dies unglückliche Billet ist mir verloren gegangen, ich habe es den ganzen Tag über vergebens gesucht — jetzt weiß ich Alles — mein Mann oder Eins unserer Dienstleute hat es gefunden — als ich vor Emils Thüre stand und die Klingel schon gezogen hatte, hörte ich seine Stimme von unten herauf schallen — ich flüchtete — ich hatte alle Besinnung verloren."

„Ich glaube das!" antwortete Beinlich, „und begreife, daß Sie für jetzt, für den Augenblick gerettet

sind; aber wie aus dem Hause kommen, ohne entdeckt zu werden?“

„Schande ist mein Loos!“ seufzte Athalie.

Eine lange Pause folgte, endlich sagte der Notar:

„Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, Sie hier heraus zu bringen — Sie kennen die Lokalität des Hauses, Sie waren schon mehrere Mal hier?“

„Ja!“ hauchte Athalie mit tiefer Schaam.

„Nun, man muß Alles wagen, wenn man Alles zu verlieren hat — meinen Sie nicht auch, Madame?“

„Was gäbe es wohl, was ich scheuen müßte, wenn mich nur das, was Sie mir vorschlagen, vor der Schande einer Entdeckung in diesem Hause bewahrt — was ist es?“

„Lassen Sie mir erst Zeit, den Plan erst auszubilden; für jetzt müssen wir hier bleiben. Denken Sie nicht an Ihre unangenehme Lage; der Zufall hat Sie gerettet und ich hoffe, der Doctor, in dessen Wohnung wir uns befinden, wird ein vernünftiger Mann sein. Ihre Furcht besteht einzig in der Ungewißheit des Resultates, welches sich zwischen Delhorst, Ihrem Gemahl, und Emil, Ihrem Geliebten herausstellt — halten Sie ihn für so ehrlos, Ihrem Gemahl Ihr Verhältniß zu gestehen?“

„Er hat mir damit gedroht.“

„Hm, ich glaube das nicht, er ist Offizier — be-

ruhigen Sie sich, Madame; denken Sie selbst, was hätte er von einem so gemeinen Verrathe zu hoffen?"

„Ach, Sie geben mir das Leben wieder, ich verehre Sie wie meinen Schutzgeist."

„Sehr verbunden, schöne Frau," antwortete Beinlich ironisch, „aber ich will Ihnen noch ein Mittel in der Perspective zeigen, um sich gegen Ihren Gemahl, wenn kein Verrath ihm eine Gewißheit über ihr Verhältniß mit dem Lieutenant in die Hände giebt, sicher zu stellen, denn jedenfalls wird von nun an Ihr Leben an seiner Seite ein sehr trauriges sein — ich kenne ihn, er ist ein böser Mensch."

Der Eintritt des Doctors machte jeder weitern Fortsetzung dieses Gesprächs eigenthümlicher Art ein schnelles Ende. Pasquals Aeußeres hatte, wie wir schon erwähnten, eben nichts Anziehendes, im Gegentheil war sein erster Anblick ganz geeignet, einen Widerwillen gegen ihn einzuflößen. Sein graues Auge, unter kurzen, starren Wimpern, schien sich in das Innere dessen, der ihm gegenüber stand, bohren zu wollen und doch war dieser Blick nicht fest, er ruhte nicht anhaltend auf dem Gegenstande, er suchte einen andern und kehrte wieder zurück, gleichsam als bedürfe er kurze Pausen zur Reflexion.

Athalie hatte Beinlichs Hand erfaßt; sie zitterte heftig, der Doctor flößte ihr Furcht ein.

„Mein Herr," sagte Beinlich, „ich bitte um ein kurzes Gehör unter vier Augen."

„Unter sechs," bemerkte der Doctor, auf Athalie deutend.

„Nein, nur zwischen Ihnen und mir."

„Gut, im Nebenzimmer, wenn's beliebt."

„Fürchten Sie nichts, Madame, ich werde Ihre Ehre sichern, Ihren Namen nicht nennen," flüsterte Beinlich Athalien zu und schritt dann in das vom Doctor ihm geöffnete Nebenzimmer.

Es gehörte in der That eine gewisse Geistesstärke dazu, um beim Anblick des Innern dieses Nebengemachs bei Fassung zu bleiben; es war unheimlich im höchsten Grade. Die Wände waren mit Schränken versetzt, in denen weiße Menschen- und Thiergerippe geordnet standen, die Letzteren nur kleinen Thiergattungen angehörend, Hunden, Katzen, Wild, Ratten; die Ersteren dagegen in verschiedenen Altersgrößen, Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts. Der dunkle Grund des Innern der Schränke, welche diese Gerüste menschlicher und thierischer Körper umschlossen und hinter blanken Glasscheiben verwahrten, erhob noch mehr die Weiße der Knochen und der Anblick gewann dadurch an Grauenvollem. Das Ungewöhnliche macht jederzeit einen tiefen Eindruck, hier war er sogar erschreckend; Gerippe sind nicht Jedermanns Freude. Eine einzige Hängelampe beleuchtete etwas düster dies Zimmer, in welchem sich

noch Geräthschaften von mancherlei Form befanden; Instrumente zu Operationen hingen, wie das reinste Silber glänzend, in den Zwischenräumen, welche die Schränke trennten, in schönster Ordnung angereiht an den Wänden, darüber Bilder anatomischer Studien. Die wenigen Möbeln, die hier Platz gefunden hatten, ein Sopha, ein Tisch, zwei Stühle, waren dunkel; es herrschte in der Tapete, welche die Wände bekleidete und den Gegenständen, die sich hier befanden, eine auffällige Harmonie; aber eine Schauder hervorrufende. Bücher lagen auf dem Tische aufgeschlagen, ein Beweis daß der Doctor sich hier in seinen Mußestunden aufzuhalten pflegte, und er sich unter dieser, jede Heiterkeit verdüsternden Umgebung gefiel. Beinlich war kein schwacher Charakter, aber er fühlte sich so beengt, daß er mitten im Zimmer stehen blieb, und es erst der Erinnerung des Besitzers dieses unheimlichen Gemachs bedurfte, sich im Sopha niederzulassen.

„Fürchten Sie sich, mein Herr?“ fragte Doctor Pasqual; „hm, wie kann man sich vor seines Gleichen fürchten! schwache Nerven!“

„Mein Herr,“ entgegnete Beinlich, etwas empfindlich, „ich ahnte nicht, daß Sie mich in ein Beinhaus führen würden; der Eindruck überrascht, ich bin nicht furchtsam, Sie irren.“

Der Doctor ließ eine Pause folgen, dann wendete sich Beinlich zu ihm mit der Frage:

„Sie haben keine Leidenschaft, als Gerippe zu besitzen. Es ist das Reellste, was beim Leben herauskommt.“

„Vielleicht haben Sie nicht Unrecht, mein Herr; das Leben ist wie die Kaffeeschaale eines Taschenspielers, aus der der Kaffee verschwindet, während wir sie in der Hand halten; die Schaale bleibt.“

„So ist es. Nun, Ihr Begehr?“

„Mein Herr, ich habe Vertrauen zu Ihnen...“ Pasqual verneigte sich, „... es gilt die Rettung der jungen Dame, die Sie — an meiner Seite gesehen haben.“

„Sie ist blaß, ich sah es — ein Geheimniß vielleicht, das verborgen bleiben soll?“

„Ja, ein Geheimniß.“

„Gut, ist Sie von hier?“

Beinlich zögerte mit der Antwort.

„Ich brauche es nicht zu wissen, schweigen wir darüber, mein Herr,“ redete Pasqual und sich etwas näher zu ihm neigend, sagte er: „es ist nicht das erste Geheimniß, das unter meinem Schutze zur Welt kommt — Sie wissen das jedenfalls — eine fingirte Reise wo möglich, um die Aufmerksamkeit der Verwandten abzuleiten, selbst im schlimmsten Falle erfährt Niemand, wo die Dame blieb.“

Pasqual deutete nach den Gerippen hin.

Beinlich war so überrascht, daß er im ersten Mo-

ment der Sprache unfähig schien. Obwohl dem Doctor diese Ueberraschung nicht entging, so deutete er sie doch anders.

„Fürchten Sie nichts — seltner Fall nur — Sie verstehen, mein Herr," sagte er.

„Ich verstehe Alles," entgegnete Beinlich, „ich kenne jetzt Ihre Geheimnisse und bin um so sicherer, daß das meine, oder vielmehr das der jungen Dame sicher bei Ihnen aufgehoben ist."

„Gewiß, sprechen Sie, es ist nöthig, daß ich weiß, wann...."

„Sie sollen Alles erfahren, mein Herr. Es handelt sich hier nicht um ein Geheimniß, daß unter Ihrem Schutze zur Welt kommen soll, sondern blos darum, der jungen Dame ein oder zwei Stunden Aufenthalt bei Ihnen zu gönnen."

„Wie?" rief der Doctor sich aufrichtend und mit dem unsichern Blicke ihn anstierend, „Sie ... ... Sie ..."

„Beruhigen Sie sich," sagte Beinlich, gleichfalls sich vom Sopha erhebend, „wir sind Männer, Jeder handelt für sich — treffen unsere Wege einmal zusammen, wir kennen einander nicht, wir haben uns nie gesehen. Ich schweige, Sie schweigen — wer Gerippe liebt, wie Sie, meine ich, wird das Leben so zu fassen wissen, wie ich es in wenig Worten entwarf."

Das unschöne und von tiefen Blatternarben zer-

rissene Gesicht des Arztes prägte die höchste unangenehme Enttäuschung aus, in welche er sich versetzt sah; die Mundwinkel zusammengekniffen, unterdrückte er den Zorn, sich in eines Fremden, ihm gänzlich Unbekannten Hand freiwillig gegeben zu haben. Eine Pause trat ein.

„Wer sind Sie?“ stammelte Pasqual endlich.

„Ein Mann, der die Geheimnisse Anderer zu verschweigen weiß,“ war Beinlichs Antwort; „ich kenne Sie — hier meine Karte, ich bin Ihnen nun kein Fremder mehr. Somit gebe ich Ihnen Revange, mein Geheimniß ist in ihrer Hand, wie das Ihre in meiner.“

„Wer bürgt mir dafür?“

„Mein Geheimniß selbst — es wäre verrathen, wenn man erführe, daß ich mit der Dame an diesem Abend, in dieser Stunde bei Ihnen gewesen.“

„Und was verlangen Sie?“

„Wir müssen gegeneinander aufrichtig sein,“ antwortete Beinlich scherzend, denn er war im Besitz des Spieles; „es wäre mehr als lächerlich, wenn ich mit dem Beweis des Vertrauens zögern wollte; nur den Namen der Dame behalte ich mir vor, zu verschweigen.“

In wenig Worten theilte er dem Doctor die Ursache mit, die Athalie und ihn hierher geführt.

„Sie sehen ein, daß dieser Frau Ehre und Zukunft verloren ist, wenn sie in die Hände ihres Gemahls fällt, sie muß gerettet werden — ich will es.“

„Nun denn, ich schweige," entgegnete Pasqual, „aber ich weiß kein Mittel, sie ungesehen aus dem Hause zu bringen."

„Ueberlassen Sie das mir."

„Sie wollen es, mag es sein."

Beinlich trat dicht an ihn heran und sagte leise:

„Doctor, Sie haben sich heute einen Freund erworben, der Ihnen nützlich werden kann. Meine Wohnung ist Ihnen nun bekannt, wie mein Name; ich sehe Sie morgen bei mir — Jetzt lassen Sie uns zurückgehen."

Ohne auf eine Antwort Pasquals zu warten, schritt Beinlich rasch nach der Thüre und trat in das Empfangszimmer ein mit den Worten:

„Ich schreite Ihnen voran, mein Herr, aber Sie wollen es nicht anders."

Athalie saß auf einem Stuhle und hatte das Taschentuch vor die Augen gedrückt — die schöne, blasse Frau hatte sehr verweinte Augen.

„Fassen Sie sich, Madame, Sie werden aus diesem Hause kommen, ohne entdeckt zu werden," sagte Beinlich, auf sie zugehend.

„O mein Gott, wie soll ich Ihnen danken!"

„Lassen Sie das, danken Sie dem Herrn für die Gefälligkeit, uns bei sich ein Asyl auf wenig Stunden zu gewähren"

„Aber wenn mich Delhorst nicht zu Hause findet,“ rief Athalie leise.

„Er muß getäuscht werden,“ antwortete Beinlich, „sinnen Sie nach, Madame — haben Sie keine Freundin, die es auf sich nehmen würde, zu behaupten, Sie diesen Abend bei sich als willkommenen Besuch gehabt zu haben? Der Doctor würde Ihnen Papier und Schreibmaterial leihen, um ein Billet zu fertigen. Es dürfte auch nicht schaden, wenn diese Freundin Ihnen morgen persönlich eine Visite machte, um Ihnen etwas zuzustellen, was Sie heute bei ihr vergessen hätten, zum Beispiel Ihr Taschentuch. Es ist nichts Unmögliches.“

„Ich bewundere Sie,“ sagte Athalie, sehr niedergeschlagen, „ach, jetzt empfinde ich recht tief, wie ein Schritt von der Bahn der Tugend in immer größere Verirrungen stürzt, wie die Lüge nur allein die treue Gehilfin des Gesunkenen bleibt — diese Freundschaft, diesen Beistand bezahlen wir mit der Erniedrigung vor uns selber. Wie tief bin ich gesunken, daß ich zu diesen Mitteln greifen muß!“

„Madame,“ entgegnete Beinlich ironisch, „oft ist eine Lüge nützlicher, als eine Tugend.“

Doctor Pasqual schien, trotz seiner offenbaren Häßlichkeit, doch recht liebenswürdig sein zu können; er hatte den Schreck seines Selbstverrathes überwunden und eine ziemlich leicht fließende Unterhaltung zwischen ihm

und Beinlich war in Gang gekommen, während Athalie mit bebendem Herzen einige Zeilen schrieb. Diese Unglückliche empfand die Demüthigung, welche Verbrechen bereitet, sehr lebhaft; sie hatte das Billet schon beendet und überlas es nochmals — große Thränentropfen fielen auf die nasse Schrift, sie wollte sie auftrocknen und verwischte wenn auch nicht zum Unleserlichen, doch die Worte zum Flecken. So konnte sie das Billet nicht lassen; sie ergriff ein anderes Blatt und schrieb noch einmal, dann faltete sie es und verschloß es mit einer Oblate.

„Nun, Madame," sagte Beinlich, „Sie werden das Haus nicht auf Ihren Füßen verlassen, ich habe bereits mit dem Doctor deshalb Rücksprache genommen, Sie werden, als plötzlich heftig erkrankt, hinabgetragen und in eine Sänfte gehoben werden, die sein Diener herbeiholen wird — dies ist der einzige Weg, um Sie vor irgend einer möglichen Entdeckung zu schützen, denn wir müssen annehmen, daß Ihr Gatte es nicht wieder verlassen wird, ohne vielleicht in der Nähe Ihrer Ankunft, da er Sie nicht in der bewußten Wohnung gefunden, zu harren. Sein Sie ohne Furcht, ich weiche nicht von Ihnen."

„Ach, wäre dieser schreckliche Abend doch schon vorüber!" seufzte Athalie; „mein Gott, welche Angst durchbebt mich!" —

Unterdeß dies im obern Stockwerk vorging, ent-

wickelte sich im ersten eine nicht minder merkwürdige Scene zwischen dem Besitzer dieser Wohnung und Athaliens Gemahl. Der junge Offizier konnte nicht zweifeln, daß irgend eine Entdeckung vorgefallen sein müsse; Commerzienrath Delhorst hatte ihm noch nie die Ehre eines Besuches gegönnt. Wie sah der Mann aus! ohne Hut, die harten Züge seines Gesichtes in gewaltiger Bewegung, sie schienen verzerrt — das Ungewöhnte, sein Antlitz zum Spiegel seiner Leidenschaften zu machen, gab natürlich den harten, an wenig Bewegung gewöhnten Muskeln eine um so größere Heftigkeit, daß seine Züge schier in's Fratzenhafte überspielten. Er hatte selbst die Thüre zu Birowns Wohnung hinter sich zugemacht und stand jetzt vor dem Offizier, der in der That nicht wenig überrascht war; indeß er faßte sich.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte er; „aber lassen Sie uns in's Zimmer gehen, Herr Commerzienrath.“

Er öffnete dasselbe; die Eleganz, welche hier sichtbar war, deutete darauf hin, daß Birown bedeutende Quellen haben müsse, um auf solch einem Fuß leben zu können.

„Ich bitte, lassen Sie sich nieder.“

„Unnöthig, mein Herr,“ rief der Commerzienrath. „Sie treiben Ihren Scherz mit mir; aber Sie werden bald von dieser luftigen Höhe heruntersinken — kennen Sie Ihre Handschrift?“

Bei diesen Worten hatte Delhorst ein in tausend Brüche zerknittertes Billet hervorgezogen und hielt es ihm vor die Augen: „kennen Sie das?“

„Sie sind sehr heftig, mein Herr,“ entgegnete Birown; „ich weiß nicht, was Sie in diesen Zustand versetzt hat, aber ich denke, es muß etwas Großes sein.“

„Wirklich? denken Sie das? Sie bemitleiden mich wohl noch? ja, ja?! Mitleid von Ihnen, der Sie meine Ehre brandmarken? Ha, ha, ha!“

Birown trat einen Schritt zurück; er besaß Fassung und Ueberlegung genug, um zu wissen, daß eine scheinbare Empörung über das Benehmen Delhorsts, verbunden mit einer gewissen Ruhe, welche seinem Verbrechen die Maske der Tugend, gänzlicher Unwissenheit gegen die Anklage dieses aufgeregten Mannes geben konnte, nur allein im Stande sein dürfte, Jenes nur zu wahren Argwohn irre zu leiten.

„Herr Commerzienrath, nur die Aufregung, in der ich Sie sehe, hält mich zurück, Ihnen entgegenzutreten, wie Sie es verdienen,“ sagte er mit fester Stimme; „ich verlange auf der Stelle Erklärung. Sie halten mir einen zerknitterten Wisch vor — was soll das? Sprechen Sie!“

„Lesen Sie diesen Wisch, Herr, und dann sinken Sie nieder in den Staub; Ihre Abscheulichkeit ist entdeckt.“

Birown nahm das Blatt, strich die Knittern ein

wenig aus und las dann, ohne einen Zug seines Gesichts zu verändern — nachdem er gelesen, reichte er das Blatt zurück.

„Ich begreife Sie nicht, — Sie lassen mich ein Billet lesen, dessen Schrift so genau der meinigen gleicht, daß ich sie selbst dafür ansehen würde, wenn ich sie geschrieben."

„Wie?" rief Delhorst aufgebracht, „Lügner!"

Birown fuhr zusammen.

„Sie wagen es, Herr, mich zu beschimpfen? Sie verlassen dies Zimmer nicht, bevor Sie mir nicht Genugthuung gegeben haben. Wir bedürfen keines Secundanten, der Ueberlebende hat das Recht, zu veröffentlichen, warum ein Mord geschehen mußte!"

Birown eilte nach einem eleganten Gewehrschrank; er riß ihn auf, Läufe von Flinten und Pistolen glänzten darin.

Delhorst war frappirt; er hatte Verlegenheit, Angst zu finden erwartet und das Gegentheil machte ihn daher ungewiß; der junge Offizier war hastig, seine beleidigte Ehre schien ihm über Alles zu gehen, er riß mehrere Paar Pistolen von den Haken herunter und eilte damit zu dem Tisch zurück, an dem Delhorst stand.

„Wählen Sie, mein Herr!" rief er, „wählen Sie!"

„Ich werde keine wählen, denn ich kam nicht her, um mich mit einem Manne zu messen, dessen Pflicht es ist, sich in der Handhabung der Waffen zu üben,"

antwortete Delhorst; „das Resultat eines Kampfes zwischen uns ist leicht vorauszusehen, ich würde das Opfer sein.“

„Sie verweigern mir diese Genugthuung?“ rief der Offizier.

„Ja! das thue ich — lesen Sie den Brief noch einmal durch und Sie werden Grund darin finden, warum ich Sie einen Lügner schalt; ich fordere es sogar von Ihnen, noch einmal das Billet zu lesen.“

Schweigend nahm Birown aus der Hand Delhorsts das Billet, er las.

„Wie? mein Name unterzeichnet? Wer hat das gewagt?“

„Mein Herr, Sie sehen, daß ich im Rechte war — wenn es ein Betrüger ist, der Ihren Namen mißbraucht, dann bin ich auch vor Ihnen entschuldigt und nehme die Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt, unbedingt zurück.“

„Sie können es, Herr Commerzienrath; aber ich finde mehr als je Grund, diesem Betruge nachzuspüren; es betrifft meine Ehre.“

„Es betrifft die meinige, an der ein abscheulicher Verrath verübt wird.“

„An wen ist das Billet? — zeigen Sie den Namen.“

„Das Couvert fehlt, ich fand es in dem Zimmer meiner Frau — ich erkundigte mich; heute Morgen war ein Billet per Post an Sie gekommen — Sie sehen,

Alles stimmt, obwohl im Inhalt dieser schändlichen Zeilen Ihr Name durchaus nicht erwähnt ist. Der Ehrlose, der diese Zeilen geschrieben, droht ihr mit Verrath des unerlaubten Verhältnisses mit ihm, wenn sie ihm nicht zweitausend Thaler schaffe."

„Es ist empörend!" rief Birown, „und mein Name!"

Eine Pause folgte.

„Sie begreifen die Aufregung, in welche mich diese Entdeckung versetzte," fuhr Delhorst fort; „Alles deutet auf Sie, mein Herr, selbst der Umstand, daß zuweilen eine Dame im seidenen Mantel, flüchtig und verstohlen, die Treppe in diesem Hause heraufschlüpft und in Ihrer Wohnung verschwindet."

„Ah, das ist gut!" rief Birown lachend, „Sie werden wohl noch Rechenschaft von mir fordern, welches schöne Kind mich zuweilen mit einem Besuche beglückt! Nein, mein Herr, denken Sie nicht daran — meine Geheimnisse sind für mich."

„Ich verlange sie auch nicht zu wissen," antwortete Delhorst; „aber können Sie mir verdenken, daß ich argwöhnisch bin? Im Billet ist die jetzige Stunde angezeigt, in der der Schändliche sie erwartet und ich bin fest überzeugt, daß ich leichte Frauenschritte und das Rauschen eines seidenen Mantels auf der Treppe, und was noch mehr ist, sogar die Klingel zu Ihrer Wohnung hier habe ich ziehen hören."

„Ist das möglich — und wann?“

„Wenig Secunden vorher, als ich Ihre Klingel zog.“

„Herr Commerzienrath, Sie machen mir diesen Abend zu einem höchst merkwürdigen,“ sagte der junge Offizier, „und, um Sie zu überzeugen, in welchem Irrthum Sie sich befinden, erlaube ich Ihnen, meine Wohnung zu durchsuchen — unter andern Umständen würde ich ein solches polizeiliches Verfahren nicht dulden; aber es geschieht hier, um eine Selbsttäuschung, der Sie sich hingeben, zu zerstören — ich befinde mich allein in meiner Wohnung.“

„Ich nehme diese Erlaubniß an.“ Sie durchschritten die vier Zimmer; Birown öffnete sogar jeden Schrank, um den Commerzienrath zu überzeugen, auch das kleine Zimmer seines Burschen unterwarf er dieser Untersuchung, dann führte er ihn zurück.

„Nun, mein Herr, Sie bedürfen keiner Ueberzeugung weiter, hoffe ich — mehr kann Niemand fordern, als sich von seiner Täuschung zu überzeugen,“ redete Birown; „wäre mein Name bei dieser Intrigue nicht im Spiel, ich würde Ihnen die Erlaubniß einer Durchsuchung nicht ertheilt haben.“

Delhorst stand unschlüssig; er wußte nicht, was er von dem Benehmen Birowns denken sollte, er fühlte sich beschämt davon und doch stiegen imm^er neue Zweifel in ihm auf.

„Gewiß werden Sie mir die Erlaubniß geben, mein Herr, dieses interessante Abenteuer zu veröffentlichen," sprach der Offizier, „natürlich ohne Nennung Ihres Namens, das wäre gegen die Discretion."

Delhorst antwortete darauf: „Mein Herr, ich sehe keinen Grund, Ihnen dies zu verweigern; indeß setzen Sie auch hinzu, daß der Mann, welcher bei Ihnen irrthümlich seine Gattin suchte, demjenigen, welcher Ihren Namen mißbrauchte, gern die zweitausend Thaler und noch mehr geben würde, wenn dieser es vielleicht rathsamer findet, auf diese Art seine Wechselschulden zu bezahlen — das heißt mit andern Worten, ich kaufe ihm sein Geheimniß, seine mich hart berührende Intrigue ab — es kann ihm gleich sein, auf welche Art er aus seiner Schuldenlast gerissen wird und obendrein ist dieser Weg der sicherste, denn ich übe Discretion, werde seinen Namen nicht compromittiren. Setzen Sie das hinzu, mein Herr, wenn Sie von dem lustigen Abenteuer dieses Abends erzählen." Birown schwieg — Delhorst empfahl — sich dieser verhängnißvolle Besuch war beendet.

Tobias wartete unten an der Treppe mit dem gefundenen Hute des Commerzienrathes. Es konnte weder dem Ersteren noch Ursel entgehen, daß Delhorst zornbleich sei. Dieser blieb stehen.

„Es ist möglich," sagte er leise zu den Beiden, „daß die Dame, die ich suchte, später aus dem Hause gehen

wird — das ist sehr möglich — ich verspreche Euch einen Doppellouisd'or Belohnung, wenn Ihr mir morgen früh Nachricht darüber bringt — hier meine Adresse — Ihr verlangt, mich allein zu sprechen."

Tobias und Ursel fanden einen hinreichenden Beweggrund, den Hausflur gegen ihre Stube zu vertauschen — es war ein sehr würdiges Wächterpaar, mit Schlafmütze und Schlafhaube.

„Ursel," sagte Tobias, nachdem über eine Stunde vergangen war, „hörst Du nichts? 's kommt von oben etwas herunter."

Ursel erbleichte; die tiefe Stille im Hause ließ das Geräusch leichter Schritte vernehmlich zu ihren Ohren dringen; sie griff krampfhaft nach Tobias' Arm — es konnte nicht fehlen, daß die Angst ausdrückende Mimik ihres Gesichts und der fühlbare Griff nach Tobias' Arm auf diesen selbst einen wesentlichen Eindruck machte.

„Was ist denn, Ursel — was hast denn?" fragte er stammelnd.

„Das klingt sehr gespenstig," antwortete die Frau bebend, „mich grault."

Tobias war nicht der Mann, der irgend einer Furcht spottete; er knickte etwas zusammen, seine Schlafmütze schien sich ein wenig zu bewegen, als ob eine Empörung seiner Haare unter derselben vorginge; in stummer Uebereinkunft mit seiner Ehehälfte, machte er retrograde Bewegungen, Beide gleichmäßig, sich an einan=

der festhaltend. Sie zogen sich im Verhältniß, als das Geräusch der herabkommenden Schritte sich der Treppe der ersten Etage näherte, nach ihrer Stube — sie hatten so glücklich deren Schwelle erreicht, als Tobias bemerkte, daß sie die Lampe draußen auf einer Stufe hatten stehen lassen; hinter ihnen die dunkle Stube, vor ihnen die Zuversicht etwas Gespenstisches bei der kümmerlichen Beleuchtung zu sehen — diese Situation war nicht sehr erfreulich.

„Hol' die Lampe, Ursel!“ flüsterte Tobias; „hast sie vergessen!“

„Ich nicht — ich nicht — um keinen Preis der Welt!“

„Ursel, Du holst die Lampe; mach mich nicht böse.“

Ursel sank bei dieser Zumuthung fast zusammen.

„Du willst mich los sein, Tobias — Du weißt, ich fürchte mich — vor Gespenstern — ach, du meine Güte, du meine Güte — es ist schon da — Tobias, um Gottes willen sei ruhig — sonst ist's unsere letzte Stunde.“

Tobias besaß so wenig Heldenfeuer, daß die Angst seines Weibes ihn zittern machte, seine Beine schlotterten; ohne Ursels Warnung, ruhig zu sein, hätte er auch ohnehin kein Wort herausgebracht. Beide wagten nicht, von der Schwelle zurückzutreten in die dunkle Stube. Die Furcht verwirrte ihre Sinne, sie hatten die Augen

geschlossen und öffneten sie erst dann, als sie die Schritte von der Treppe auf sich zu kommen hörten.

Der Wahn verblendete sie dermaaßen, daß sie, die Gestalt, die sich ihnen nahte, immer noch für ein gespenstiges Wesen haltend, mit einem Zetergeschrei, blind vor Angst, in die Stube hineinstürzten, um sich zu retten. Tobias kroch unter den Tisch, Ursula riß ihren Kleiderschrank auf in der Verwirrung und zwängte sich hinein.

„Was ist das?“ fragte eine weibliche Stimme; „fürchtet Ihr Euch vor mir? Herr Tobias — wo sind Sie denn? Frau Ursel — Frau Ursel — mein Gott, ich bin's ja, die Kathrinel.“

Tobias konnte es sich nicht läugnen, daß diese Stimme die der Frau des Lumpenschneiders sei; er hob den Kopf auf unter dem Tische.

„Kein Gespenst?“ fragte er kleinlaut.

„Ich? wie so? habt Ihr mich für ein Gespenst angesehen?“

Tobias schämte sich; er bedurfte eine Entschuldigung für seine Feigheit, einen Gegenstand, an dem er seinen Aerger, sich blamirt, zum Spott gemacht zu haben, auslassen konnte.

„Die Ursel war's — die Ursel — ich nicht — ich ganz und gar nicht — ich habe mich nicht gefürchtet — vor wem denn? — vor der Frau Kathrinel? — so dumm bin ich nicht — überhaupt Gespenster! —

'ſ iſt ja lächerlich — nicht wahr? — freilich, wenn man ſo 'n blitzdummes Weib auf dem Halſe hat, wie ich — wo iſt denn die Urſel?"

Während dieſer Betheuerungen kroch Tobias unter dem Tiſch hervor, Urſel ſtak ſo feſt zwiſchen den Kleidern im Schranke, daß ſie, da ſie den Kopf ganz in denſelben eingehüllt hatte und mit der Kehrſeite der Thüre zu ſtand, von alle dem nichts hörte.

„Urſel!" ſchrie Tobias, „Urſel!" keine Antwort erfolgte.

„Frau Kathrinel, wir wollen die Lampe mit einander holen," ſagte Tobias.

„Bleiben Sie nur, Herr Tobias, das werd' ich ſchon."

„Nein, nein, ich gehe mit!" rief der Vorige, „die Lampe kennt mich — geb die Frau Kathrinel Acht, die Urſel iſt vor Schreck geſtorben.

Tobias war in noch größerer Angſt, als vorher; der Gedanke an Urſel als Leiche ſchmetterte ihn ganz nieder; er hatte ſo wenig Muth, allein in der Stube zu bleiben, obwohl Frau Katharina kaum vier oder fünf Secunden bedurfte, um die Lampe von der Treppe hereinzuholen; er hielt ſich feſt an ſie an und betrat mit Schaudern, unter dem Schutze der Aufklärung des dürftigen Lampenlichts, ſeine Behauſung — Urſel ſchien verſchwunden; endlich bemerkte Frau Katharina die offenſtehende Schrankthüre und, als Folge dieſer Entdeckung, auch die

Verborgene selbst. Ursel wurde von ihr hervorgezogen. Tobias, vor Kurzem noch das lebendige Beispiel der Hasenherzigkeit und nun überzeugt, daß seine theure Ehehälfte am Leben und außerordentlich perplex sei, versäumte es nicht, die Schaale seines Zornes in größtem Maaße über sie auszugießen; sein Zorn war bis zum Extrem lächerlich.

„'S wird eine Scheidung geben," polterte er; „kein Consistorium in der Welt kann mich zwingen, eine Frau zu behalten, die sich vor Gespenstern fürchtet und in den Schrank verkriecht — keins. Hätten wir nun keinen Schrank — he? was wäre dann geworden? Ich möchte es wissen!"

Als dieser Zornsturm nachließ, erklärte Frau Katharina, die alle Ueberzeugung besaß, daß sie die unschuldige Ursache dieses Vorfalls sei, warum sie so langsam die Treppe herabgekommen. Das Licht, das sie mitgenommen, sei ihr ausgelöscht und da sie nicht habe umkehren wollen, sei sie wegen der Dunkelheit langsam, Stufe für Stufe, herabgestiegen und habe das Licht bei ihnen so lange einstellen wollen, bis sie wieder zurückkäme, denn sie müsse eine Sänfte für eine kranke Frau bestellen, die vorhin mit ihrem Mann zum Doctor gekommen und einen bösen Krankheitsanfall habe.

„Na," sagte Tobias, „mir kommst Du nicht wieder mit Deinen Gespenstergeschichten, Ursel, mir nicht mehr! Man muß sich ja schämen, ein Weib zu haben,

die sich, wenn Jemand im Finstern die Treppe herunterkommt, verkriecht."

Ursel war tief gedemüthigt.

Eine halbe Stunde später trug man die Kranke, wohl eingehüllt in warme Decken, aus der Wohnung Doctor Pasquals in die im Hausflur stehende Sänfte — Tobias und Ursel waren sehr behülflich dabei — Beinlich drückte dem Ersteren ein Trinkgeld in die Hand und schritt, den Mantel der Erkrankten tragend, deren Gesicht man ganz verhüllt hatte, neben der Sänfte her.

„Im Ganzen," sprach Tobias zu Ursel, mit der er wieder versöhnt, „ist das ein ganz merkwürdiger Abend. Erstens ein Fremder, der Thaler auf den Tisch wirft und draußen den Kopf — nein, den Hut wollt' ich sagen — verliert — ein Doppellouisd'or, den er uns verspricht, den wir aber nicht kriegen werden, weil wir keine Dame herunterkommen sahen — dann ein Gespenst, dem's Licht ausgelöscht ist auf der Treppe und — Du, Ursel, im Schranke — pfui, schäme Dich — wer wird so 'ne Memme sein? — Dann eine kranke Frau, deren Mann eine schwarze Brille hat und mir ein Trinkgeld giebt — hm, alle Hagel, 'n merkwürdiger Tag!"

In einer der Vorstädte der Residenz waltete ganz im Stillen ein böser Geist; es gab daselbst Restaura-

tionen, in denen sich seit Kurzem viel Besucher zur Abendzeit einfanden, die absichtlich diese Orte wählten, weil sie an ihnen für ihre Denkweise die einzigen Plätze fanden, wo man sich mit größerer Freiheit aussprechen konnte, als in jenen öffentlichen Lokalen der inneren der Stadt, wo das freie Wort erst einen Passirzettel bedurfte, um — nicht anzustoßen.

Bis jetzt hatte der auffallend vermehrte Besuch dieser mit weniger Aufsicht begabten Orte noch keinen Argwohn erweckt; die Restaurateurs befanden sich wohl dabei und hegten ganz die nämlichen Gesinnungen, wie ihre Gäste — die Zustände des Landes unter der Regierung des jungen Königs wurden hier ohne Schminke und schöne Worte vor die Schranken gebracht und die Urtheile fielen eben nicht zu günstig für das neue Regiment aus.

Die sichtbare Unterdrückung des Bürgerthums, welche seit dem noch nicht einmal ganz verflossenen halben Jahre des Regierungsantrittes der jungen, lebelustigen Majestät methodisch verfolgt wurde, die veränderte Richtung, welche Alles genommen und eine neue Abgabe, welche seit zwei Monaten einen höchst unangenehmen Eindruck auf das Volk im Ganzen machte, da dem minder Begüterten, der arbeitenden Klasse, diese neue Last vorzüglich aufgebürdet worden war, der Reiche, der Wohlhabende dagegen ungleich weniger belastet, Viele, die doch ausschließlich am Mark des Landes saugten,

ganz ausgenommen wurden von der Verpflichtung, diese Abgabe zu entrichten.

Neuerungen solcher Art finden in der Regel keinen Anklang, im Gegentheil, sie verursachen, wenn keine sichtliche Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, heftige Abneigung und eine immer tiefer eingreifende Unzufriedenheit in den Gemüthern des Volkes.

Der Glanz der Hoffeste, die überreichen Besoldungen der hohen Staatsdiener entschädigen die arbeitende Klasse nicht; dieser Glanz, dies Wohlleben empört nur — der Bürger betrachtet mit heimlichem Grolle die Auserwählten und dieser Groll ist die Wurzel alles Uebels im gesellschaftlichen Verbande — die Ungleichheit erzeugt auf der einen Seite Uebermuth, auf der andern Ueberdruß und es bedarf nur eines rechtzeitigen Funkens, um eine Explosion herbeizuführen.

Eine der Restaurationen, „zum Fischer“ benannt, schien besonders geeignet, den Clubbs der Unzufriedenen ein sicheres Asyl zu geben; sie befand sich in einem Garten, dessen Staketenzaun sie von der Straße absonderte.

Obwohl der Frühling gar mächtig einherzog, wie ein Sieger, hinter dessen Fußtritt Blumenkelche aufschießen, und die Erde sich in das glänzende Hoffnungsgewand kleidete, mit jedem Tage neue Reize entfaltend, so war es doch noch nicht an der Zeit, daß der Garten „zum Fischer“ von den Besuchern benutzt werden konnte. Man drängte sich also in die Zimmer und genoß der

ungestörtesten Freiheit, seine Meinungen gegenseitig zu wechseln und der böse Geist der Unzufriedenheit erstarkte allmälig.

Unfern dieser Restauration, welche sonst wenig beachtet worden, befand sich das Schulgebäude, in dem wir als Oberhaupt einen Mann, den wir unsern Lesern bereits vorgeführt haben, den wohlgenährten Schuldirector, welcher zu dem Freundschaftsclubb der Frau von Kauritz gehörte, wiederfinden.

Er wohnte in dem Schulgebäude und die ganze Vorstadt kannte ihn als einen lammfrommen und äußerst humanen, zuvorkommenden Mann, der den Armen viel Gutes that und unter der Bevölkerung eines Stadttheils, der nicht zu den glücklichern gehört, welche reiche Bewohner in sich vereinigen, bedarf es eigentlich blos des Renommés der Wohlthätigkeit, um einen Mann in Gunst zu bringen.

Der Schuldirector besaß die Gabe eines lächelnden Gesichts, einer immerwährenden Freundlichkeit, die Niemand so leicht verletzte. Er war ein vollkommenes Muster der Frömmigkeit und fehlte niemals in den Nachmittagsbetstunden. Die Schüler unter seiner Leitung verstanden meisterhaft die biblischen Sprüche herzusagen und waren Muster der Weisheit, welche, zu aller Welt Erstaunen, mit Bibelstellen ausgerüstet, ein Erkleckliches leisteten, obwohl profane Menschen behaupten wollten, in andern und nützlicheren Dingen, als das

maschinenmäßige Auswendiglernen von Bibelsprüchen, wäre die dem sehr verdienstvollen Schuldirector untergebene Jugend mehr als vernachlässigt.

Wir finden diesen sehr würdigen Mann in seinem Zimmer ganz behaglich im Sorgenstuhle sitzen; ein junger Mann steht vor ihm, ein Lehrer, den er erst vor Kurzem seinen vier schon länger als brauchbar befundenen Lehrern als Adjuvant zugesellt hat.

Dieser junge Mann hat kaum das Alter von dreiundzwanzig Jahren erreicht und sein Aeußeres, seiner Jugend entsprechend, ist sogar anziehend, Vertrauen erweckend; er hat ein offenes, ehrliches Gesicht, recht schön blaue Augen, voll eines treuherzigen Blickes, aber seine Haltung zeigt, daß er mehr Selbstbewußtsein in sich trägt; er steht nicht mit gekrümmtem Rücken vor seinem Vorgesetzten, sondern mit einem zwanglosen, natürlichen Anstand.

„Herr Director, Sie haben mich zu sprechen gewünscht.“

Das immer lächelnde, fleischige Antlitz des Angeredeten wird von einem Schatten, wie Unwillen, getrübt.

„Sie irren, ich habe befohlen, Herr Werner,“ sagt er; „ich glaube, wünschen wäre blos in Ihrer Stellung anzuwenden, Sie verwechseln, wie mir scheint, die Begriffe.“

Werner antwortet nicht, aber er sieht ihn ruhig an.

„Sie haben noch viel zu lernen, Herr Werner, z. B. dies Augenaufreißen; ich glaube, es wäre schicklicher, die Augen niederzuschlagen, wenn ich Ihnen eine kleine, wohlgemeinte Ermahnung gebe — Sie sind noch sehr jung, die Ehrfurcht gegen Ihren Vorgesetzten sollte Ihr erstes Bestreben sein."

„Mein Herr Director, ich glaube bisher keinen Fehler gegen die Ihnen gebührende Hochachtung begangen zu haben; wenn es aber doch geschehen sein sollte, so wäre es unwissentlich geschehen und ich bitte ergebenst, mich auf solche Fehler gütigst aufmerksam zu machen."

„Nun, das läßt sich hören," antwortet der würdige Schulvorstand, „ich will noch nicht an Ihnen verzweifeln."

„Habe ich wirklich schon so viel Anlaß gegeben, an mir zu verzweifeln?"

„Sehen Sie, in Ihrer Frage liegt schon eine Art Widerspruch, der unpassend ist; Sie müssen in solchen Fällen eher bestürzt sein, daß man doch nicht so ganz zufrieden ist mit Ihrem Benehmen — das ist ein revolutionairer Geist, den Sie in sich haben, der ist nicht zu dulden."

Eine Pause folgt.

„Ich könnte Ihnen Manches zum Vorwurf machen, z. B. Sie haben nicht das rechte christlich-fromme Wesen beim Gebet mit den Kindern, Sie erheben den

Blick, der gute Christ, immer von seinen Sünden niedergedrückt, schlägt ihn nieder, er weiß es, daß er der göttlichen Gnade ganz unwürdig ist und nur die tiefste Demüthigung vor dem Herrn ihn derselben theilhaftig machen kann. Das ist ein großer Nachtheil für die Kinder selbst, sie werden zu dreist.“

Ueber das ehrliche Gesicht des jungen Hülfslehrers zuckt es wie ein Blitz; er gedenkt aber seiner großen Armuth, die ihm eine Unterwerfung aufzwingt und bescheiden antwortet er:

„Ich betrachte Gott als den großen Quell der Liebe und die Liebe freut sich, wenn das Wesen, welches sie geschaffen, mit Liebe zu ihr aufschaut, Gott, unser Vater, wir seine Kinder.“

„Hm, sehr schön gesagt; Sie lesen wohl solche von Licht strahlende Schriften, deren Inhalt nur darauf hingeht, uns nur eine Stufe niedriger als Gott zu setzen? — Ich werde Ihr Zimmer untersuchen lassen, Herr Werner.“

„Ich bin zu arm, um mir Schriften zu kaufen, Herr Director; die kleine Ersparniß von meinem Gehalt gehört meiner armen Mutter und reicht nicht hin, sie der Nothwendigkeit zu entheben, Aufwartungen bei Leuten anzunehmen, obwohl sie sehr kränklich ist.“

„Es wäre sehr gut, wenn Ihre Mutter in dieser Art des Broterwerbs einen gewissen Unterschied machte, Herr Werner; man hat mir erzählt, daß sie in den Bier-

häusern, z. B. in dem „zum Fischer", aushilft — es will nicht recht passen, Sie werden das selber einsehen."

„Ich kann es leider nicht ändern."

„Nun, so entschlagen Sie sich wenigstens der Besuche dieser Restauration; ich höre zu meinem Erstaunen, daß Sie allabendlich dorthin gehen."

„Das ist die Wahrheit, mein Herr Director; der Wirth „zum Fischer", ein Freund meines seligen Vaters, ist mein Wohlthäter, er hat mich nach seinen Kräften unterstützt, daß ich mich dem Lehrerstande widmen konnte — es wäre sehr undankbar von mir, ihn jetzt zu meiden, wo er sich seines wahrhaft guten Werkes freuen kann."

Der Schuldirector runzelte die Stirne. „Ich verbiete es Ihnen aber und sollte ich erfahren, daß Sie gegen dies Verbot handeln, würde ich mich genöthigt sehen, Jemand Anderen für Sie als Hülfslehrer anzunehmen, der einen gründlicheren Gehorsam besitzt."

Der junge Lehrer schwieg betroffen.

„Und dann noch Eins," fuhr der Director fort, „Sie sind verklagt worden, in den Unterrichtsstunden die Aufmerksamkeit der Kinder auf Dinge zu leiten, die denselben nichts nützen, eher schädlich sind."

„Ich?"

„Ja, Sie! Es ist der Plan, den Kindern gegen Ende der Lehrstunden Erzählungen aus der Bibel vorzutragen, ihre Gemüther zu erbauen, aber nicht über

Naturlehre und ähnliche Dinge zu sprechen — dadurch rauben Sie unserer Erziehungsmethode die Früchte. Mir ist ein Kind, das bei einem Gewitter in Angst geräth und glaubt, Gott zürnt und straft, viel lieber, als ein Kind, welches sich über das Naturschauspiel freut, das es bewundert und erklärlich findet. Der Staat selbst gedeiht besser bei der Unwissenheit des Volkes, als bei solcher Aufklärung, die später oft, und leider nur zu oft, Eingang in die kindlich-gläubigen Seelen findet. Der Glaube, merken Sie sich das, der blinde Glaube ist oder sollte überall die Basis der Erziehung sein, dann gäbe es nie Revolutionen; das Volk würde in der so wohlthätigen Furcht des Herrn und im Gehorsam aufgezogen; gläubige Staatsbürger sind die besten, die Aufklärung bringt keine Früchte, als Zweifel, Grübelei, Haß, Aufruhr. Also nur biblische Erzählungen, nichts Anderes; von Mosis, wie er unter Donner und Blitz die zehn Gebote empfängt, von der göttlichen Strafe, die die Anbeter des goldenen Kalbes getroffen, vom Untergang der Rotte Korah, von den Männern im Feuerofen und dem fliehenden Absalon — das sind würdige Vorwürfe und beim neuen Testamente vermeiden sie es besonders, den Kindern zu erklären, daß Jesus Christus aus dem Volke stammte, schildern Sie jederzeit die Erhabenheit des Davidschen Geschlechts; selbst ein heruntergekommenes Königsgeschlecht flößt noch Ehrfurcht ein und es ist ein wesentlicher Unterschied, ob man den

Kindern einprägt, daß der Gottessohn von einem Königsgeschlecht, als von armen Leuten entsprossen ist; auch die Evangelisten heben das besonders hervor, es wirkt besser auf die Menge, zu wissen, daß nur der Abkömmling eines erlauchten Geschlechts Messias sein konnte. Merken Sie sich das und richten Sie sich nach meiner Weisung, wenn Ihnen Ihre Stelle lieb ist. So, für jetzt genug; — schicken Sie mir die Minel herein.“

Er erhob sich und wendete ihm, nach dem Fenster zugehend, den Rücken. Des jungen Lehrers Gesicht überflog ein tiefes Roth; er schritt langsam aus dem Zimmer, mit dem Schmerze, sich als Sklave eines Mannes zu sehen, welcher als ein sehr würdiges Mitglied der so großen und mächtigen Zahl der Volksverdummer angehörte, der den Lehrer zum Knecht oder Lakai machte, dem er Brot und Lohn und Farbe der Livree giebt. Wir überlassen den jungen Lehrer seiner gerechten und ohnmächtigen Empörung, denn er war zu arm, um auf der Stelle eine Aenderung treffen zu können; die Aussicht, hungern zu müssen, ist sehr niederschlagend und entmuthigend.

Der Schuldirector hatte sich an's Fenster gestellt, bis Werner hinaus war, dann schritt er nach dem bequemen, weichen Sopha hin und ließ sich mit größter Gemüthlichkeit in demselben niedersinken und seine Blicke

richteten sich nach der Thüre, durch welche nach einer kurzen Weile ein Mädchen eintrat.

„Nun, mein gutes Minchen, tritt näher,“ sagte der sehr würdige Herr mit dem freundlichsten Lächeln; „gieb mir Deine Hand, mein Lämmchen, — so! — Ich habe Dich heute noch gar nicht gesehen, und es thut mir wohl, ein frommes, Gott liebendes Geschöpf zu sehen, denn die Welt ist sehr schlecht; man möchte Thränen vergießen. Setze Dich zu mir, mein Lämmchen, nicht so schüchtern; die Frommen, wenn sie beisammen sind, stehen auf gleicher Stufe und es giebt keinen Unterschied zwischen ihnen; die christliche Liebe gleicht Alles aus.“

„Ach, Herr Schuldirector, Sie sind zu gütig, ich bin ja nur ein armes Dienstmädchen.“

Der freundliche Herr zog sie neben sich nieder.

„Nur vor den Augen der Welt bist Du mir untergeben, mein Lämmchen, nicht, wenn ich allein mit Dir bin. Du bist ein sehr hübsches Mädchen und — ich bewundere jederzeit, wenn ich ein wohlgebautes Mädchen sehe, die Allmacht des Schöpfers.“

Minchen schlug die Augen nieder.

„Gefällt es Dir denn in diesem Hause?“

„Sehr wohl, Herr Schuldirector.“

„Besser, als bei Deinen Eltern?“

„Wie könnte es anders sein! Sie haben sich

meiner angenommen, meiner traurigen Lage erbarmt, der liebe Gott wird's Ihnen lohnen."

Sie wollte ihm die Hand küssen, er entzog sie ihr.

„Nicht die Hand," sagte er; „die Frommen vor dem Herrn sind sich gleich, der Handkuß erniedrigt, ein Kuß auf den Mund ist angenehm in des Herrn Auge, denn über die Lippen geht das fromme Gebet und so sollen auch die Lippen das Zeichen der Liebe und Dankbarkeit empfangen. Ich erlaube Dir, mich zu küssen."

Minchen wurde so verlegen, daß sie still, ohne Bewegung sitzen blieb.

„Du kleines Närrchen, Du leidest an einer sündlichen Ehrfurcht vor mir, wie ich sehe, und bringst mich dahin, Dir zu beweisen, daß ich nicht so viel auf den Standesunterschied gebe, den die gottlose Welt so besonders im Auge hat."

Der sehr würdige Herr zog Minchen zu sich und küßte sie.

„Herr Schuldirector!" rief das Mädchen, sich rasch erhebend.

„Was, mein Kind? wundert es Dich, einen so gütigen Brotherrn zu haben?"

„Ich weiß nicht," sagte Minchen in höchster Verwirrung, „es scheint mir, als sei ich Ihrer großen Güte unwürdig."

„Nein, nein, ganz gewiß nicht; gedenke doch an Abraham, da steht es ja klar, daß er Hagar, die Magd,

zu sich erhob; sollen wir uns nicht nach diesem frommen Beispiele richten?"

„Aber ich bin unwürdiger, als Hagar, Herr Director."

„Das ist zu große Bescheidenheit, mein . . ."

Ein leises Klopfen an der Thüre störte diese vortreffliche Unterhaltung, zu der der sehr würdige Mann sogar das alte Testament als Beleg bedurfte.

„Hier, hier, räume auf — wische den Spiegel ab."

Bei diesen leise geflüsterten Worten drückte der Schuldirector dem Mädchen sein eigenes Taschentuch in die Hand, während er mit wunderbarer Schnelligkeit an die Thüre des Nebenzimmers hineilte, diese mit Geräusch öffnete und wieder zumachte, ohne in das Zimmer hineinzugehen, nur um eine Täuschung, als trete er erst in das Zimmer herein, zu bewerkstelligen. Das Klopfen wiederholte sich.

„Aber hört Sie denn nicht, daß Jemand draußen ist?" rief er mit lauter Stimme; „so öffne Sie doch, sehe Sie nach, wer es ist; das Spiegelputzen hat Zeit, das ist nicht die Wohnung eines irdisch Gesinnten."

Minchen öffnete.

„Der Herr Schuldirector zu sprechen?" fragte draußen eine Männerstimme.

„Ist das nicht Herr Steglich? — nur herein!"

Auf diesen Zuruf des Besitzers trat Steglich ein.

„Soeben dachte ich an Sie, mein werthester Freund,“ sagte der Schuldirector, ihm entgegengehend; „ich sah nämlich die Rechnungen durch in meinem Arbeitszimmer —“

„Ah so, der Herr Director geben sich jederzeit dem Nachdenken hin, immer fleißig, immer regsam.“

„Ach, mein theurer Freund, Sie sind zu schnell mit Ihrem Lobe; oft erlahmt doch die schwache Menschenkraft; höre Sie jetzt auf, entferne Sie sich, Sie kann nachher Ihre Arbeit beendigen!“

Minchen verließ das Zimmer, Steglich sah ihr nach.

„Kennen Sie vielleicht das Mädchen?“ fragte der Director.

„Nein,“ antwortete er mit einem halbunterdrückten Lächeln, „ich kenne diese Hagar nicht.“

Ein gleichsam über das fleischige Gesicht des Ersteren hinhuschender Schatten bezeugte, daß er diese Anspielung Steglichs nicht ganz unrichtig deute; Steglich hatte gehorcht. Indeß, diese beiden Männer hatten in andern Beziehungen Gelegenheit, vor einander zu erröthen, und erlaubten ihrem Blut derlei momentane Wallungen nicht; um wie viel weniger Grund gab eine solche unbedeutende, läppische Spielerei zu irgend einer Schaam.

„Ihr Gehör ist sehr gut, Sie leiden wohl nie

daran?" fragte der Director, den Aerger über den Lauscher in ein scherzhaftes Lächeln verwandelnd.

„Bis jetzt, dem Himmel sei Dank, nein!"

„Nun setzen Sie sich, guter Steglich; Sie kommen in Geschäften?"

„Ja, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Lassen Sie hören."

„Können Sie über einige tausend Thaler verfügen?"

„Hm, zu wie viel, bester Steglich."

„Zu sechs."

„Nicht mehr?"

„Aber sicher, sehr sicher."

„Nun, wir wollen sehen; — sind Sie dabei betheiligt?"

„Versteht sich, man hat mir das Geschäft übertragen."

„Auf wessen Namen?"

„Auf meinen."

„Und nur sechs Procent?"

„Nun," sagte Steglich lächelnd, „wenn Sie einige Theilnahme finden, oder die Schulfonds mitverwerthen wollen, dürften wir einen etwas höheren Profit erzielen, vielleicht acht, aber nicht höher."

„Nun gut, morgen die Antwort, guter Steglich; ich muß erst Alles überrechnen; man hat jetzt so viele

Anträge in dieser geldarmen Zeit, daß man nur das Sicherste ergreifen darf."

„Und die höchsten Procente," schalt Steglich ein; „natürlich, es geht mir auch so, nur Sicherheit, das ist das Beste."

„Sie kommen nicht wegen dem allein, Steglich."

„Nein, es ist etwas Anderes, was mich herführt," sagte dieser; „haben Sie Eintritt bei dem Commerzienrath Delhorst?"

„Nein."

„Hm, das ist schlimm."

„Warum?"

„Nun, es dürfte sich herausstellen, daß in dem Hause ein großer Bruch entstände."

„Wie? Delhorst? accreditirt und — falliirt?"

„Nein, das nicht, etwas Anderes. Der Hausfriede ist dort in den Lüften."

„Erzählen Sie."

Steglich theilte ihm den Vorfall in seinem Hause mit.

„Mein Hausmann Tobias zeigte mir die Karte und erzählte mir, daß keine Dame heruntergekommen sei, nur eine kranke Frau sei vom Doctor heruntergebracht worden, deren Mann sie habe in einer Sänfte fortbringen lassen. Die Beschreibung, welche mir meine Hausmannsleute über den Mann der Kranken mittheilten, paßten so genau auf Beinlich, daß ich, um

der Wahrheit dieser Vermuthung auf die Spur zu kommen, Tobias beauftragte, sich bei den Sänftenträgern zu erkundigen, wohin sie die Kranke gebracht, und das Resultat ergab die Wohnung Beinlichs."

„Ist es möglich?" rief der Schuldirector.

„Wie ich Ihnen sage. Kennen Sie Beinlich genau?"

„Er wurde uns vom Herrn Diaconus empfohlen."

„Der Mann ist mir immer räthselhaft gewesen und es ist sehr zu bedauern, daß Frau von Kauritz und der Herr Diaconus so sehr an dieser Freundschaft halten."

Der Schuldirector legte die Hände auf den Rücken und machte einen Gang durch's Zimmer, dann blieb er bei Steglich stehen und sagte:

„Ich kenne den Beinlich eben so wenig, als Sie, trotzdem ich oft in Gesellschaft mit ihm bin; aber ich gestehe es Ihnen, ich habe immer eine gewisse Scheu vor dem Manne gehabt; es liegt etwas Verschlossenes, Starres in ihm; zuweilen habe ich ein Lächeln an ihm bemerkt, das mir eben nicht sehr gefiel."

„Ganz so, wie ich," stimmte Steglich bei; „und was soll der junge Mensch jetzt in dem Hause der Frau von Kauritz? — Ich begreife es nicht; man verbirgt sich in Geheimnisse, — wer ist er?"

„Sie sprechen aus, was ich schon länger mich

selber fragte und, wie Sie, nicht ergründen kann," redete der Schuldirector, „das gefällt mir nicht."

„Je nun, ich weiß Jemand, dem es im Gegentheil gar sehr gefällt, Fräulein Therese."

„Pfui, erwähnen Sie diese Babylonierin nicht," sagte der Vorige, „sie ist eine offenbare — — lassen Sie mich die Bezeichnung verschweigen, welche sie verdient."

Steglich lächelte.

„Nicht so unbarmherzig, guter Director," sagte er; „wer viel liebt, dem wird viel vergeben. Sie ist unschädlich, denken wir vielmehr an Beinlich, — er, glaube ich, ist gefährlich. Finden Sie Eintritt bei dem Commerzienrath Delhorst? wissen Sie vielleicht eine Art und Weise, sich in dessen Hause einzuführen?"

„Ich denke, es sollte mir nicht so schwer fallen," sagte der Schuldirector; „ich habe den Mann als sehr ehrsüchtig schildern hören, es käme darauf an, diese schwache Seite bei ihm anzuschlagen; überlassen Sie das mir."

„Gut, Sie werden das schon mit der gehörigen Vorsicht ausführen, wir müssen klar sehen."

„Nun," sprach der Director, nach einer kurzen Pause, „ich muß noch einen Punkt berühren, der Ihnen entgangen zu sein scheint, guter Steglich."

„Der wäre."

„Eva — wo ist Eva hingekommen?"

„Man sagt, sie sei in einem anständigen Hause untergebracht worden."

„Glauben Sie das auch?" fragte der Director mit einem ironischen Lächeln.

Steglich schwieg, dann sagte er:

„Warum nicht? es läßt sich hören. Eva war ein sehr hartnäckiger Charakter und zugleich eine Last für Frau von Kauritz; ein verzehrendes Capital, das nichts einbrachte und ihr im Gegentheil vielen Aerger bereitete."

„Ich bewundere Ihre Kurzsichtigkeit, Steglich; glauben Sie nicht, daß Eva unserer Freundin, Frau von Kauritz, viel Geld eingebracht hat?"

„Wie?"

„Ja, mein Freund, ich wittere ein Geheimniß; die Barmherzigkeit ist mir verdächtig gewesen, der Wunsch nach Aussöhnung mit dem verstorbenen Schwager, Eva's Vater, war eine christliche Finte; ich glaube an ein unterschlagenes Testament oder an einen Diebstahl."

Steglich war überrascht, es folgte eine Pause.

„Woher haben Sie das?" fragte der städtische Beamte dann.

„Durch Zufall. Ich war vorgestern bei unserer frommen Freundin und fand einen kleinen Zettel, auf dem verschiedene Summen aufgezeichnet waren von der

Hand derselben. Sie kennen ja ihre Handschrift, sehen Sie doch nach, ob ich mich irre."

Der Director ging in's Nebenzimmer, schloß sein Pult auf und reichte Steglich ein abgerissenes Blatt Papier hin.

„Wahrhaftig, es ist ihre Hand!" rief dieser; „wie? so reich wäre sie? 50,000 Thaler!"

„So reich ist sie geworden!" antwortete der Director bestimmt; „der Diaconus ist betheiligt bei dieser kleinen Finte, Eva ist der Gegenstand eines Verbrechens geworden, um jeden Anspruch ihrerseits zu vernichten; sie war zu klug und Frau von Kauritz, wie der Diaconus, fürchteten sie."

„Wer enthüllt uns dies Geheimniß?" fragte Steglich, noch ganz perplex.

„Das ist unnöthig und könnte uns nur gefährlich werden," entgegnete der Andere mit einem feinen, schlauen Lächeln, wobei er die Augen zukniff wie ein Kater, dem die Hand eines Gutmüthigen hinter den Ohren kraut; „wir haben blos ein Ziel, nicht wahr, guter Steglich, Sie meinen auch so? Das Geheimniß muß für uns Früchte tragen, das heißt, wir wollen uns in den Besitz dieser Summe setzen."

Steglich schien keines Wortes mächtig; diese Idee überraschte ihn so sehr, daß er mit offenem Munde vor dem wohlhäblichen Manne stand, welcher diesen Riesengedanken ausgesprochen hatte, und der jetzt in

süßester Freundschaft seinen Arm um ihn schlang und ihm vertraulich zuflüsterte:

„Theuerster Freund, denken Sie zu Hause darüber nach, wie wir dies ungerechte Gut an uns bringen, blos um unserer frommen Freundin eine Last, die ihr Gewissen drücken muß, abzunehmen. Ich wünsche, daß diese Eva durch ein Verbrechen zur Ruhe gebracht worden; spüren Sie nach, ich thue das Meine.“

Als sich der sehr würdige Schuldirector allein befand, spatzierte er mit einem aufrichtigen Humor in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, er hatte sich in eine Rosenlaune versetzt.

„Dieser Kerl, der Steglich, ist zum Aufspüren der Trüffeln wohl zu gebrauchen,“ sagte er zu sich; „er ist ein gemeiner Mensch, der schon mehrere sündhafte Meineide vor Gericht geleistet, um einiger hundert Thaler willen; — mein Gott, wie danke ich dir, daß ich nicht so schlecht bin, wie dieser gemeine Schurke! — Aber ich werde, wenn er dem Geheimniß auf der Spur ist, ihn von jeder Betheiligung zu entfernen wissen, und sollte ich durch die dritte Hand ihn als Meineidigen in's Zuchthaus bringen lassen; ich habe schon einen Beweis, die goldene Dose, welche er der armen Malerfamilie Heinitsch abgeschworen, und die ich um 80 Thaler von ihm gekauft, — das bricht ihm den Hals.“

Der Gedanke war zu schön, um seine gute Laune

nicht im vollsten Glanze zu erhalten; er erinnerte sich an sein hübsches Dienstmädchen, in dem der Leser jedenfalls jenes arme Geschöpf erkannt haben wird, welche Oswald Ehrenhaupt an dem Abende, als er durch Irrthum jenes Packet Papiere im Hotel des Gesandten, Grafen von Böhlenburg, empfangen hatte, in Begleitung Thoms von der niederträchtigen Mißhandlung seiner Mutter rettete. Der würdige und christlich=fromme Schuldirector hatte an demselben Tage in eigener Person die Bibel in diese Wohnung der Armuth und viehischen Erniedrigung gebracht und sich einige Tage später wieder in derselben eingefunden; die Eltern des Mädchens waren nicht zu blöde, ihm gerade herauszusagen, daß es ihnen lieber sei, er gäbe ihnen Geld zu Branntwein, als daß er ihnen Bücher in's Haus schleppe, und als Minchen, vertrauend auf sein würdiges und zugleich freundliches Aeußere, ihn um Schutz anflehte, war ein schnöder Handel zwischen ihm und dem niederträchtigen Ehepaare zu Stande gekommen; er hatte das Mädchen förmlich gekauft und die Mutter desselben wünschte ihm das beste Vergnügen an dem zimperlichen Wechselbalg, wie sie ihr eigenes Kind nannte. Die elende Kleidung wich natürlich einer anständigen, und dieser Wechsel war für Minchens Aeußere vom größten Vortheil; die gute Kost, die sie in dem Schulhause genoß und die Zerstreuung der mäßigen Arbeit — sie war der alten Haushälterin des Directors beigesellt

worden — ließen bald ein schwaches, zartes Roth der Gesundheit auf ihren Wangen zum Vorschein kommen; die Sorgenlosigkeit, in der sie hier lebte, brachte auch Heiterkeit in ihr Wesen, und so bot sie dem Auge des Lüstlings eine angenehme Erscheinung, um so mehr, da er sie als sein Geschöpf betrachtete, über welches er nach Belieben, nach Lust und Laune verfügen konnte.

Was das arme Mädchen als menschenfreundliche Gutmüthigkeit ihres Brotherrn und Wohlthäters anfänglich betrachtet hatte, erschien ihm allmählig aus einem andern Gesichtspunkte; es erkannte mit Zittern, welcher Täuschung es sich in seinem dankbaren Gefühle hingegeben, welche Gefahr ihm drohe. Der Schuldirector trug vor der Welt einen sich selber auferlegten Cölibat zur Schau, er berechnete sehr gut, daß man nicht ganz dem Vorurtheil entsagt, wenn es die Wahl zwischen einem verheiratheten Manne als Vorstand einer Schule und einem unverheiratheten gilt. Der Familienvater wird von seinen Pflichten gegen seine Familie öfters zu sehr berührt, der unverheirathete Mann kann seine ganze Aufmerksamkeit den Pflichten seines Standes widmen.

„Diese Kleine," sagte er jetzt zu sich, „ist spröde, aber das zieht an; sie wird noch die meine ganz und gar, es ist nur um den ersten Sturm zu thun."

Er lachte sehr vergnügt in sich hinein und rieb sich vor Freude die Hände. Dieser würdige Mann war

der größte Frömmler, den die Residenz aufzuweisen hatte. Er besaß alle Tugenden, welche ein Scheinheiliger bedarf, um die Augen der Welt zu täuschen; er war wohlthätig, freundlich, immer demüthig, scheinbar entblößt von allem Stolze; die Richtung seiner Demuth beschränkte sich mehr noch auf die Armen, als auf die Vornehmen.

„Den Armen gehört das Himmelreich,“ pflegte er immer zu sagen; — ein sehr schöner Spruch in geistiger Beziehung, den er wohl im Munde trug, wovon aber sein Herz nichts wußte.

Alles dies wäre indeß doch nicht hinreichend gewesen, um ihm ein Ansehen zu verschaffen, wenn er nicht eine gewisse Noblesse sich anzueignen gewußt hätte, eine Noblesse, die ihm eine Art Nimbus verlieh, den er als einen sichern Harnisch festhielt. Von dem Diaconus Stutenthal wußte jeder Vernünftige, daß er ein Frömmler sei, von ihm aber konnte man dies nicht sagen; er war ein frommer Mann, der in jeden Zirkel paßte und durch Kenntnisse sich Achtung verschaffte. So bewahrte er den Schein, ein Mann des Volkes zu sein, der aus reinem Gefühl für die Armen Gutes that, Gutes wollte; die Regierung war seine Freundin, weil sie die Ueberzeugung hatte, daß er die Jugend ganz nach einer in den oberen Regionen beliebten Methode erziehe. Er war fast immer der Impuls zu wohlthätigen Sammlungen für Verunglückte, Abgebrannte; Niemand ahnte,

daß er die auf diese Art eingehenden Gelder gewöhnlich für seinen Vortheil bis zur Zeit der Ablieferung durch kleine Gelegenheitsspeculationen — Aushülfen an Beamte, die das Unglück hatten, mit ihren Monatsgehalten nicht auszureichen und in ihm einen Freund in der Noth kannten, der, um den Armen einen größeren Ertrag an Unterstützungsgeldern zu gewähren, die kleinen eingegangenen Summen ohne Zinsen einstweilen hingab, ganz der Großmuth seiner, auf diese Manier gewonnenen Debitoren es überlassend, was sie den Nothdürftigen, für die er sammelte, als Wohlthätigkeitsbeitrag zuschießen wollten, statt der Zinsen — zu verwerthen wußte.

Die so gewonnenen Wohlthätigkeitsbeiträge wurden aus dem einfachen Grunde nicht mit veröffentlicht, wie dies mit jeder ganzen abgelieferten Summe des allgemeinen Vertrauens wegen geschah, da Rechenschaftsberichte einen Namen machen; es lag den auf diese Weise unterstützten Beamten selbst daran, ihre Wohlthätigkeit nicht in der Leute Mund kommen zu sehen, weil die Behörden sonst in den Wahn verfallen konnten, als besäßen sie zu reichlichen Gehalt. Auch gingen von wahren Menschenfreunden Gaben klein und groß ohne Namen, also von Ungenannten ein und dieser Umstand erleichterte dem eifrigen Sammler die kleinen Geldgeschäftchen unter der Hand; er bezeichnete eine oder die andere dieser Liebesgaben als den verschwiegen

bleibenden Beitrag Dieses oder Jenes seiner geheimen Debitoren.

„Nur für die Armen!“ sagte er dann, und es lag so viel Wahrheit in dieser Rede, so viel Gutmüthigkeit und Menschenliebe, daß man sich schämen mußte, dem Helfer in der Noth selbst für die unbedeutendste geliehene Summe eine Kleinigkeit zu geben; man sah sich genöthigt, größere Opfer zu bringen, denn der Zweck heiligte das Mittel. —

Der würdige Schuldirector hatte durch den Besuch Steglichs hinreichenden Stoff zum Nachdenken erhalten und er beschäftigte sich in der christlichen Stille seines Arbeitszimmers, dessen Wände mit Darstellungen aus der Bibel geschmückt waren, mit Projectmacherei. Beinlich, Delhorst, Frau von Kauritz, boten seinem schlauen, erfinderischen Kopfe sehr würdige Vorwürfe zu Plänen; dieser Mann liebte Niemand als sich, lachte heimlich über das christliche Aushängeschild, welches Alle über ihn täuschte, und war deswegen gefährlicher, als ein Mörder, weil er in den jungen Gemüthern seiner Schüler die Vernunft erstickte, den erwachenden Geist wie Verbrechen methodisch bekämpfte.

Indeß er sich dem Studium hingab, Pläne zu schmieden, hatte der junge Hülfslehrer Werner in seinem kleinen Zimmer sich der sehr trostlosen Betrachtung hingegeben, in welchen Fesseln er schmachte. Dieser arme, junge Mann, erfüllt von dem redlichsten Eifer für seinen Beruf, empfand

deshalb auch um so schmerzlicher den Zwang, den ihm die Niederträchtigkeit und die Armuth, diese Felsenlast, welche so oft das uneigennützigste Streben in den Staub niederzieht, auferlegten. Ach, er haßte dies Haus geistigen Kindermordes, er haßte es ebenso, wie er früher sich glücklich fühlte, in dasselbe gekommen zu sein, weil er glaubte, für seinen schönen Beruf hier mit allen Kräften wirken und seine arme Mutter unterstützen zu können. Jetzt stand er am Rande dieses Glaubens, dieser Hoffnung; die Enttäuschung war daher für ihn doppelt schmerzlich. Je mehr er nachsann, desto unglücklicher fühlte er sich, denn ihm blieb kein anderer Ausweg, als sich diesem schändlichen Zwange zu unterwerfen. Seine Armuth trat ihm vor's Auge. Womit sollte er sich ernähren und welches Vorurtheil würde alle Welt gegen ihn gefaßt haben, wenn er jetzt aus dieser im allgemeinen Credit stehenden Schulanstalt entlassen worden wäre? Durfte er hoffen, Jemand zu überzeugen, daß diese Anstalt nur auf Verdummung, nicht auf Aufklärung hinwirke? — Der Gedanke zerfiel in sich selber; der Arme ist jederzeit der Lügner, nur in Aufruhrszeiten glaubt man an seine Wahrhaftigkeit, weil er dann die Uebermacht ist — und war er aus dieser Schule entlassen, womit sollte er seine arme Mutter unterstützen?

Werner zerdrückte schwere Thränen zwischen seinen Wimpern; diese Thränen waren von der gerechtesten

Empörung ausgepreßt. Kein Freund in diesem Hause, die Lehrer Mucker mit Absicht, um des täglichen Brotes willen, oder von Natur finstere Köpfe, die, nach Art der Fledermäuse, das Licht scheuen und sich deshalb in einer angenehmen Dämmerung sehr wohlbefinden. Unter solcher Umgebung war sein Leben sehr traurig und dieser arme, junge Mann fand blos ein Wesen hier, zu dem er eine Sympathie fühlte. Dies war Minchen; er hatte erkannt, daß sie nichts weniger als eine Scheinheilige sei, daß sie die einzige Seele in diesem Hause, deren Gemüth, fern der Heuchelei, eine natürliche Frömmigkeit besitze. Diese Erkenntniß würde sich schon in der Kenntniß von des Mädchens Schicksal, wenn er dieselbe gehabt hätte, gerechtfertigt haben; Minchen glich einem Edelstein, der mitten unter Schlacken und Schlamm sein ursprüngliches Licht zu Tage hob, welches wohl der Schlamm verdecken, aber nicht zu verdunkeln vermocht hatte.

Es gehörte gewiß eine große, inwohnende Kraft dazu, um unter dem Verderbniß, zwischen welchem sie aufgewachsen, die bessere Natur zu bewahren; die schändlichsten Beispiele des Trunkes, der sitten- und schaamlosesten Unzucht, umgeben von einer, alle Kraft zum Besseren niederdrückenden Armuth, hatten das bessere Theil in ihr nicht zu brechen vermocht. Jederzeit ist es lächerlich und zugleich bemitleidenswürdig, wenn vornehme Schriftsteller über den Verfall der Sitten unter

den armen Klassen der Gesellschaft Jeremiaden erheben; ei, nehmt ihnen ihre Armuth ab, bannt, als ersten Rettungsversuch dieser Unglücklichen, in Laster Versunkenen, den bösen Geist, der sie von der Wiege, oder vielmehr von dem Augenblick, wo sie das Weltlicht mit Schreien begrüßen — denn die Kinder der Armen haben nicht Wiegen — bis zum Grabe, ihr einziges, gewisses Besitzthum, verfolgt, bannt ihre geistige und ihre lebendige Armuth, die ihnen an den Magen greift; — schließt euch nicht vornehm ab, weil ihr von Eltern stammt, die euch als Kinder sättigen konnten und über euch wachen, — die Tugend mit vollem Magen ist sehr leicht; auch die böseste Schlange, wenn ihr Hunger gestillt ist, ist ungefährlich; aber der Magen ist der Herrscher und der Lehrer, weniger die übrigen Leidenschaften, der Menschen; sie kommen in der Regel erst später, wenn das darbende, entbehrende Kind des Armen schon den Giftstoff des Lasters eingesogen hat. Das starre Formenwesen bei Euern Hülfsvereinen thut's nicht, schöne Worte kosten Zeit, und der Vernünftige belächelt die Eitelkeit, die sich in glänzenden Reden ohne That hervorzuheben sucht, wo die That nöthiger ist. Selten sind die Ausnahmen, wo mitten unter den traurigen Verhältnissen bitterer Armuth und großer Lasterhaftigkeit ein tugendhaftes Gemüth, welches das Laster verabscheut, sich emporringt; — die Prostitution ist nicht etwa ein Uebel, welches nur den weiblichen Theil der

armen Classen am nächsten liegt, weil es angenehm und ohne Anstrengung ist; es durchwandert alle Classen der Gesellschaft und ist um so verabscheuungswürdiger, wo es nicht um die traurige Lage zu verbessern, das heißt als Erwerbsmittel, sondern aus dem Hange nach Luxus, aus Glanzsucht, aus Wollust getrieben wird.

Als der junge Hilfslehrer sein Zimmer verließ, um herunter in die Schulstube zu gehen, begegnete er dem Mädchen mit hochrothen Wangen.

„Mein Gott, wie sehen Sie aus!“ sagte er.

Diese Worte mehrten die Verwirrung bei ihr, sie wußte nicht zu antworten.

„Was ist Ihnen geschehen?“ wiederholte er.

„Nichts — nichts,“ entgegnete das Mädchen jetzt mit gewaltsam hervorgepreßter Stimme.

„Läugnen Sie doch nicht; Sie haben einen bösen Auftritt mit Ihrem Brotherrn, dem Director, gehabt — auch ich, wahrscheinlich werde ich bald dieses Haus verlassen müssen.“

„Sie?“ fragte Mienchen, „warum denn?“

„Je nun, weil ich nicht in das einwilligen will, was ich als verderblich und sogar als Verbrechen ansehe. Wenn ich aus diesem Hause gehe,“ fuhr er fort, „dann nehme ich nur eine günstige Erinnerung mit, die an Sie, Mienchen — ich glaube, auch Sie können sich hier nicht wohl befinden.“

Eine tiefe Röthe überglühte Mienchens Gesicht,

es war Schaam als natürlicher Erguß bei dem Gedanken, daß der junge Mann, der ihr in der That nicht ganz gleichgiltig war, eine Vermuthung in Bezug auf die schnöde Lust, mit der ihr Brotherr ihr nachstellte, haben könne und sein Mitleid that ihr in diesem Moment wohl und wehe zugleich; sie ging von der Idee aus, daß man Jemand, welchem man schnöde und schimpfliche Anträge mache, auch jedenfalls als niedrig genug betrachte, weil man gegen einen Andern, den man ehre und achte, dies nicht wagen würde und daß ein Dritter, der diesen leidenden Theil deshalb bemitleide, in seiner frühern Werthschätzung desselben gewiß nachlasse. Und dies that ihr so weh.

„Ich glaube gar, Sie weinen, Minchen?“ fragte Werner; „warum denn? hat dieser Unhold Sie vielleicht mißhandelt?“

„Nein! nein!“ entgegnete das arme, junge Mädchen, wieder freier aufathmend, denn seine Worte bezeugten deutlich, daß ihre Befürchtung über eine Vermuthung von seiner Seite über das zwischen ihr und ihrem Brotherrn Vorgefallene ungegründet sei und deshalb fühlte sie sich erleichtert.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Tugendhaften, daß sie weniger Reflectionsgabe besitzen, als die Anhänger des Lasters — das Letztere begünstigt die Speculation, indem es nur durch sie gedeiht. Minchen schämte sich, das auffallende, anstößige Benehmen des

Schuldirectors gegen sie vor dem jungen Mann zu entschleiern; sie wagte es nicht, ihr eigenes Zartgefühl sagte ihr, daß sie sich in seinen Augen durch ein solches Geständniß herabsetzen könne und schon der Gedanke daran schmerzte sie, — vor ihm wollte sie sorgsam Jedes verbergen, was ihren Werth verringern konnte. Und deshalb, weil sie es für unwürdig hielt, eine Unwahrheit zu sagen, fühlte sie sich in großer Verlegenheit; aber dieselbe wurde schnell geendet, denn von oben herab hörten sie rasche Schritte kommen.

„Das müssen Sie mir noch sagen, Mienchen,“ raunte ihr Werner zu; „es nimmt in diesem Hause gewiß kein Mensch so lebhaften Antheil an Ihnen, als ich.“

Nach diesen Worten eilte der junge Hülfslehrer rasch die Treppe hinunter; Mienchen schlüpfte in einen Seitengang, ohne sich Rechenschaft geben zu können, warum? Hatte Sie sich der Theilnahme dieses jungen Mannes zu schämen, dieser Theilnahme, die ihr jetzt besonders wohlthuend war? Nein; aber es war der in jedes Herz gelegte Trieb, ein Geheimniß um des Herzens Einverständniß zu weben. —

Wir haben den guten Steglich aus den Augen verloren; dieser Mann, der, herzloser als Stein, mit der größten Gewissensruhe die Last einiger Meineide trug, der in den Augen des würdigen Schuldirectors ein schlechter Kerl war. Steglich besaß blos eine Leiden-

schaft, die Habsucht; aber sie war vollkommen ausgebildet bei ihm. Heuchler von Natur, wo es sein Vortheil verlangte, hatte er sich das allgemeine Vertrauen errungen und eben dies Vertrauen, welches er durch den äußern Schein einer Gottesfurcht und Religiosität fest zu halten wußte, hatte ihm so manchen Vortheil gebracht. Man bat ihn, Vormundschaften und Curatorenämter für Waisen und Witwen zu übernehmen und diese kleinen Bürden, gegen die er sich stets sträubte, machten ihn unter der Hand reich, denn er wucherte zu seinem Vortheil mit den ihm anvertrauten Geldern und führte, wie sich von selber versteht, blos übliche Zinsen an die von ihm Bevormundeten ab — seine Rechnungen waren zu jeder Stunde richtig, dieser Umstand steigerte das Vertrauen zu ihm und die einträglichen Geschäfte dieser Art nahmen den besten Fortgang; das große, schöne Haus war sein Eigenthum geworden. Ein Mann von Besitz und anerkannter Rechtschaffenheit, wie Steglich, verlor deshalb auch nicht in dem Vertrauen der Menge, da man ihn als Wucherer und Schurke anklagte; er leistete mit Seelenruhe den ihm zuerkannten Eid und Jeder war hinlänglich überzeugt, daß es blos eine niederträchtige, gegen ihn angesponnene Bosheit sei, welche dadurch sich zu bereichern und diesen ehrlichen Mann zu schaden gesucht habe. Steglich lächelte. „Ich habe Feinde,“ sagte er fromm, „mein Herr und Erlöser hatte noch mehrere, die ihn sogar

an's Kreuz brachten — ich danke ihm für diese Prüfungen." Und so wurde ihm jeder Eid sehr leicht und Andern eine Wahrheit.

Indem dieser rechtliche Mann das Schulhaus verließ, war er im Besitz des besten Humors; der Schuldirector, sein würdiger Freund, hatte ihm eine Aussicht eröffnet, welche das Speculationsgenie anregen mußte, wir meinen die Vermögensumstände der Frau von Kauritz. Bisher war Steglich in dem Wahne gewesen, daß diese fromme Freundin eben nicht besonders wohlhabend, wenn auch mit einem Einkommen begabt sei, das die Bedürfnisse ihres Hauses gerade decke. Es wurde von ihr kein in die Augen springender Aufwand gemacht und sogar von der Gemeinde des Lammes etwas für Miethe, Erleuchtung und Heitzung des Saales gezahlt, ein Beweis, daß es mit dem Vermögen der frommen Freundin nicht so außerordentlich glänzend stehen müsse. Und jetzt plötzlich zerstiebte dieser Wahn auf eine gar nicht unangenehme Weise. Steglich rief sich Alles in's Gedächtniß, was dazu beitragen konnte, der ihm so unvermuthet gewordenen Kenntniß einen Haltpunkt zu geben und je mehr er sich in diesem Nachdenken vertiefte, desto wahrscheinlicher erschien ihm die Sache. Es war ihm allerdings schon auffällig gewesen, daß er Frau von Kauritz und den Diaconus Stutenthal in dringenden, heimlichen Gesprächen öfterer überrascht und Beide

dann, der Diaconus weit weniger, eine gewisse Betroffenheit gezeigt hatten, wobei es ihm nicht entgangen war, daß der Letztere, als ein sich schnell in alle Situationen findender Mann, jederzeit bestrebt gewesen war, die nicht ganz verwischbare Verwirrung bei der Gnädigen durch den schnell angesponnenen Stoff eines andern Gespräches zu verhüllen und ihr Zeit und Gelegenheit zur Fassung zu verschaffen. Und dann — wo war Eva hingekommen? warum machte man ein Geheimniß daraus und berührte diese Sache höchst flüchtig oder gar nicht? Und wenn sich Alles wirklich so verhielt, wie der Schuldirector gesagt hatte — der von ihm gefundene Zettel war gar kein so unwichtiger Beweis der Wahrheit — wo und wer hatte das Geld für Frau von Kauritz angelegt? — Für jetzt, das sah Steglich ein, war nichts zu thun, als diesem Geheimnisse nachzuspüren und er fühlte zu seinem Troste die Kraft dazu, es zu entschleiern, wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden war. Aber sein argwöhnischer Geist hatte in Bezug des letzteren Punktes doch einen kleinen Halt gewonnen. Beinlich — dieser Mann, welcher seit einiger Zeit im Hause der Frau von Kauritz öfterer als je zu erblicken war, der zu der Partei der Frömmler gehörte und doch so gänzlich abgeschlossen für sich stand, daß man nur wußte, er sei Notar, aber über seine Verhältnisse ohne Kenntniß war, — dieser Mann erschien jetzt dem guten Steglich doppelt verdächtig, zu=

mal er dessen Klugheit in der Durchführung seiner Vertheidigung gegen die Anklage des Stubenmalers Heinitsch kennen gelernt hatte. Und daß eben dieser unergründliche Beinlich sehr viel bei Frau von Kauritz galt und jedenfalls auch bei dem Diaconus, lag ja auf der Hand. Wer war denn der junge, gelblockige Mensch, den er in das gottselige Haus gebracht hatte? Hier stieß Steglich abermals auf Räthsel, was indeß seinen Entschluß, zu irgend einer Entdeckung dieser geheimnißvollen Verhältnisse, auf welche Art es auch sei, zu gelangen, nur noch fester machte.

Diese Gedanken hatten ihn so beschäftigt, daß er nicht wenig überrascht war, als er bemerkte, daß er in eine ganz andere Gasse gerathen sei, als die, welche er passiren mußte, vielleicht in eine ganz andere Richtung des Weges. Das Letztere wurde ihm sehr wahrscheinlich, insofern diese Gasse, ihrem Aeußeren nach, nur von sehr dürftigen Bewohnern bevölkert schien; kleine, baufällige Häuser, deren Fenster nur selten mit Vorhängen bedacht, offnen Blick dem Vorübergehenden in das ärmliche Innere derselben gewährten. Der größte Reichthum, der sich hier zeigte, bestand in einer Unmasse barfüßiger Kinder, von denen manche sogar, blos von Hemden im defectesten und schmutzigsten Zustande bekleidet, herumsprangen oder auch an den Häusern hinkrochen — diese Jugendblüthe bot natürlich einen grellen Contrast mit der Umgebung; die Freude

und Fröhlichkeit ging über alle Beschreibung und mußte einen denkenden Mann, wie Steglich, der vielleicht selbst in seiner Kindheit diese glückselige Lust der Unbefangenheit und Sorgenlosigkeit, die sich nie an das Wie und Wenn? des Lebens kehrt, nicht empfunden hatte, ärgerlich stören. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich zu orientiren, er war hier ganz unbekannt. Die Kinder lärmten so arg, daß eine Ueberlegung, ob er zurück= oder vorwärtsschreiten solle, um am nächsten auf den rechten Weg zu kommen, ganz unmöglich war — seine Zeit war überdies kostbar und so entschloß er sich schnell, in's erste beste Haus hineinzutreten, um zu fragen. Das kleine und miserable Gebäude, in das er seinen Fuß setzte, schien eine Ausnahme von den übrigen zu machen; es war still in demselben, Kinder tobten nicht darin. Das Parterre, nach der Gasse heraus, war verschlossen und er wollte schon wieder aus dem Hause gehen, als er nur einige Schritte tiefer in der Flur eine Thüre sah, welche in die Hofwohnung führte. Und jetzt hörte er auch eine Weiberstimme, welche das Vaterunser laut und vernehmlich betete. Er klopfte an, man schien es nicht zu hören — das Vaterunser war geendigt, Steglich trat nun ohne Umstände ein. Diese Wohnung war so düster, daß er für die ersten Augenblicke die Gegenstände in derselben nicht genau unterscheiden konnte, es schien Alles in Dämmerung hier gehüllt zu sein.

„Zeigen Sie mir doch den nächsten Weg nach der Albertusallee; ich habe mich hier verirrt und bin mit der Zeit pressirt," sagte er, an der Thüre stehenbleibend.

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein lauter Schrei aus dem linken Winkel dieser traurigen Stube schallte, wie wenn Jemand einen außerordentlichen Schmerz empfindet. Steglich war überrascht, er wußte sich das nicht zu deuten. Die Frau, die, ein Gebetbuch in der Hand und eine Quetschbrille auf der Nase, am Fenster saß und jedenfalls diejenige war, welche so laut das Vaterunser gesprochen hatte, erhob sich erschrocken. Sie war, als der einzige Gegenstand, auf dem das dürftig durch den engen Hof hereinfallende Tageslicht ruhte, von Steglich in's Auge gefaßt und er vermuthete, daß sie einem hier krank Liegenden vorgebetet habe, denn über die andern Gegenstände ruhte ein so fragliches Duster, daß er, aus dem hellen Tagesschein hier eingetreten, nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, was er sah, obwohl er in dem linken Winkel der Stube einige Bewegungen bemerkte. Aber dieser ungewisse Zustand lös'te sich bald zu seinem größten Schreck, denn während seine Augen auf der alten Frau am Fenster ruhten, gewahrte er nicht, daß ein Weib, mit aufgelös'tem Haar, aus dem Winkel der Stube, links von der Eingangsthüre, an ihn herangetreten war und ihn plötzlich am Arme ergriff.

„Das ist er! das ist er! der Schändliche, der unser letztes Hab und Gut uns abgeschworen hat!“ schrie das Weib, „das ist der gottverworfene Steglich!“

Ehe der Genannte noch über dieses eben nicht erfreuende Prädicat sich fassen konnte, schnellte aus demselben Winkel eine Gestalt in die Höhe und Steglich fühlte eine kraftvolle Hand, die ihm in's Halstuch griff und erdrosseln zu wollen schien.

„Das ist der niederträchtige Schurke, Mutter — ist das sicher?“ fragte der Besitzer der kräftigen Faust und seine Blicke bohrten sich wie Dolche in des auf's Aeußerste consternirten Steglichs Augen ein.

„So wahr ich selig zu werden hoffe, Constantin, und Dein armer Vater bald von seinem Erdenleiden erlös't sein wird!“ war die Antwort.

Jetzt war Steglich Alles klar und er zitterte im Innersten seines schlechten Herzens über das Geschick, das ihm hier bevorstand — das war die Frau des Stubenmalers Heinitsch, dieselbe, welche Oswald Ehrenhaupt vor einigen Wochen auf der Treppe in Steglichs Hause begegnet hatte, wie sie mit Thränen von dem unerbittlichen, meineidigen Wucherer schied. Der junge Mann, ihr Sohn, ein Handwerksgesell, der vor wenigen Tagen von seiner Wanderschaft zurückgekehrt war, schleifte, ohne weitere Worte, Steglich am Halstuche, wie einen Hund am Halsband, hinter sich her, nach dem mehr erwähnten Winkel, in dem jetzt der

kaum des Athems mehr Mächtige eine Nische oder Art Alkoven erkannte.

„Hier! hier! niederträchtiger Schuft, nieder auf die Kniee!“ schrie der junge Gesell außer sich, „nieder, sage ich, Hundsfott!“ ein Schlag in's Genick brachte Steglich unwillkürlich zum Gehorsam; „hier, Hund, liege vor meinem sterbenden Vater, den Du so hingerichtet hast — die Seele aus dem Leibe trete ich Dir, wenn Du eine Miene nur zum Widerstand zeigst.“

„Hülfe! er mordet mich!“ stöhnte Steglich; aber der junge Gesell befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß jedes Mitleid, jede Stimme von Menschlichkeit fern von seinem Herzen blieb. Mit einem Druck seiner kräftigen und schwieligen Faust packte er auf's Neue den sehr ehrenwerthen Stadtbeamten und preßte ihm das Genick dermaaßen zusammen, daß nur ein ganz unbestimmtes Gurlen oder Schluchzen in dessen Brust hörbar wurde.

Die alte Frau, welche am Fenster gesessen, schrie laut und in größter Angst:

„Herr Jesus, ihr machet ja den Menschen todt!“

„Kümmerts euch, Lene!“ schrie sie der junge Gesell an; „geht, betet wenn ihr wollt, den Hundsfott hab' ich unter der Zange, der kommt, so wahr ich das Leben habe, nicht so davon.“

„Ach, Herr Jesus! ach, Herr Jesus!“ jammerte

die Alte, das giebt 'ne Mordthat! ach, mein lieber Herr Jesus, hilf doch! hilf!"

Wir wollen erst die Gegenstände dieser Scene schildern, ehe wir in derselben fortfahren. Die Stube bot das Bild der größten Armseligkeit; sie war verräuchert, niedrig, feucht, düster und leer von aller Einrichtung, man konnte nur zwei Holzschemel und eine wurmstichige Marktkiste, ihrer eisernen Bänder beraubt, darin entdecken. Diese alte Marktkiste, auf den Kopf gestellt, da sie auch keinen Deckel mehr besaß, diente den hier wohnenden Armen zum Tisch. Ein Wanderranzen lag unter einem Fenster an der Wand, er gehörte dem jungen Gesellen, dessen Rock über einem Schurzfell an einem Nagel an der Mauer aufgehangen sich wies — die größtentheils mit verschiedenfarbigem Papier überkleisterten Fenster verstärkten das Duster, welches hier des engen Hofes und des weit herüberhängenden Daches wegen schon eine ziemliche Herrschaft besaß, nur noch mehr. Die Nische oder Mauervertiefung unweit des Ofens, an dem mehrere Kacheln fehlten und der, seiner Altersschwäche wegen, eine trostlose, windschiefe Richtung angenommen hatte, einen wahrhaft traurigen Hang, wies sich als ein ganz dunkler Ort, bei dem es einer Gewohnheit bedurfte, um hier die Gegenstände zu unterscheiden. Es war der Schlafplatz der heruntergekommenen Familie des Stubenmalers, sie verbarg hier ihre größtes Elend, ihre La=

gerstätten. Diese bestanden in drei Strohsäcken, an der Erde liegend. Auf einem derselben lag noch ein Unterbett, welches früher die Stelle eines Deckbettes vertreten, ein leichtes Kopfpfühl und ein gänzlich abgenutzter Frauenmantel als Ueberdecke. Der Besitzer dieser besser und mit auffallender Sorge und Zärtlichkeit ausgestatteten Lagerstelle stand am Rande der Hoffnung, sie noch länger zu besitzen; der alte Frauenmantel hüllt einen Sterbenden ein, dessen Augenlicht schon seit mehreren Tagen gänzlich erloschen ist — es ist der Vater dieser Familie — ein sehr armer Mann, der, früher in besseren Verhältnissen, jetzt im tiefsten Elend, seines Lebens letzten Pulsschlag erwartet. Sein Weib, das erst vor zwei Monaten ihre älteste Tochter begraben und seit der Zeit immer im Trauergewande geht, welches auch zugleich ihr einziges Kleid ist, die übrige wenige Habe haben ihr die Gerichtsexecutoren weggenommen, um so viel als möglich Herrn Steglich und die Gerichtskosten zu decken. Die arme Familie ist nicht nur in ihren Verhältnissen, sondern auch ihr moralischer Ruf durch den geleisteten Meineid Steglichs vernichtet — der jetzt Sterbende sah sich in die Kategorie der Betrüger geworfen und diese Brandmarkung, die mit einem vierwöchentlichen Gefängnißsitzen verbunden war, weil er die Ehre eines r e c h t l i c h e n Mannes angegriffen und diesen als einen schurkischen Wucherer bei Gericht angeklagt hatte, gab ihm den Todesstoß. In dieser fin-

stern Nische befinden sich sechs Personen, der erblindete Familienvater, der lieber mitten unter allen Entbehrungen seiner bittern Armuth und im Schooße der Seinen sterben will, als sein Leben in dem Krankenhause, mitten unter Fremden, ihn gleichgiltig betrachtenden Wärter zu verhauchen, und vielleicht nach dem Tode in den anatomischen Saal zu wandern; sein armes Weib, das sich in Verzweiflung das Haar zerrauft hatte; zwei Mädchen, seine Töchter, in dem Alter von eilf und neun Jahren — sie liegen niedergeworfen an der Seite des Sterbelagers, ihre Häupter bedeckt von den bereits im Todeskrampf weißgelb gewordenen Händen; zu Füßen des Sterbenden kniet Steglich, fest niedergedrückt von der kräftigen Faust des jungen Gesellen. Dies ist der Grund, das Bild der Scene.

„Vater! Vater!“ ruft der junge Gesell, „siehst Du den Schurken hier? — O mein Gott, er ist ja blind! er kann den Niederträchtigen nicht sehen — er kann nicht!“ Diese schmerzliche Erinnerung, die den jungen Menschen durchbebt, erpreßt auch Steglich einen winselnden Schmerzton, die Faust um seinen Hals, die wie Centnergewicht darauf ruht, klemmt krampfhaft ihre harten, von schwerer Arbeit mit hornigen Hufschwielen bedeckten Finger in sein Fleisch. „Aber Du hörst uns noch, Vater — nicht wahr, Du hörst uns noch? O Gott im Himmel, sei uns nur einmal noch gnädig, nur jetzt — jetzt, daß die Lebensgeister bei ihm

zurückkehren, daß er uns hört, daß er im letzten Augenblick noch eine Freude hat!"

Verzweiflung scheint sich des jungen Menschen bemächtigt zu haben, er schreit: „Vater! Vater!" mit so gewaltiger Stimme, als rollte Donner an der Wand der Nische hin.

Der Sterbende hat es gehört; seine weißen, schon ziemlich kalten Hände bewegen sich zitternd.

„Richt ihn auf, Mutter, richt ihn auf — er soll noch eine letzte Freude haben!"

Die Mutter stützt den schon ungefügen Körper ihres blinden Gatten, die beiden Mädchen helfen, sie halten ihn fest, ihre heißen Thränen fallen auf seine kalten Hände, das scheint ihn zu ermuntern.

„Was donnert denn?" athmet er matt; „es ist wohl ein Gewitter in der Nacht? — wie spät ist's denn, Mutter?"

Ach, diese schwer hervorgestammelten Worte sind herzzerreißend für die Familie — die Blindheit ist seine Nacht, sein Geist ist irr — Steglich bebt wie ein Missethäter, der am Rande des Lebens steht, am ganzen Leibe — der Moment ist entsetzlich, den kaum vernehmbaren Worten folgt eine secundenlange Pause, dann bricht aus aller Herzen ein heftiges Schluchzen hervor. Weinend schreit die arme Frau:

„Vater, der Steglich ist da! der Constantin hält

ihn fest — „zu Deinen Füßen knieet der schlechte Mensch!“

Jetzt kämpft das Leben mit seiner Leidenschaft des Hasses, mit seiner Erinnerung an Unglück und Elend, das ihm aufgebürdet worden, gegen den Tod, dessen eisige Hand schon über des blinden Mannes Herz schwebt — es entringt ihm einige Minuten Dasein noch, einige Minuten, wo es sich mit aller Anstrengung aufrafft, um dann um so schneller seine Beute zu werden. Convulsivisch zuckt dieser letzte Kampf der zurückgebannten Lebensgeister durch des Blinden abgezehrten Körper, seine Augenlider bewegen sich, als wollte er sehen, seine Lippen beben, seine Hände strecken sich aus, als griffen sie nach dem Schändlichen, der, nicht blind, seine Augen festgeschlossen hat und dem ein kalter Todtenschweiß auf der Stirne perlt. Und die Scene wird durch andere Gestalten noch vergrößert, die Nachbarn drängen herein, die alte Frau hatte ihnen von einem Mord erzählt — sie sehen nur einen sterbenden Zöllner und einen von Angst gefolterten Pharisäer — auch sie sind Zöllner, arm wie der Blinde, wenn auch noch lebenskräftiger; aber gewiß ist ihnen das Krankenhaus oder eine finstere Kammer und ein kümmerliches Lager, um ihr Ende einst darauf zu finden. Sie sehen keinen Mörder, kein Blut und sie stehen still, sie haben Achtung vor dem Tode, der fast sichtbar

ihnen nahe weilt und vor dem letzten Hauch eines erlöschenden Lebens.

„Steglich ... Steglich ... ah, er hat uns ... so elend gemacht ... mich ... Euch ... meine Familie ... meine Kinder ... er hat uns bestohlen ... um Alles ... um Alles."

Die Brust des Stammelnden hebt sich gewaltig, ein dumpfes Röcheln folgt nach.

„Er ist hier, Vater, hier!" ruft der junge Gesell, „ich halte ihn fest — er entkommt nicht."

Das giebt neues Leben dem Sterbenden.

„Hier? ... hier? ... ach!" seine Stimme wird lauter, „ich verfluche ihn ... ich verfluche ihn ... ja, ja, ich bin blind ... ich sehe ihn nicht ... aber ... er hat uns unglücklich ... gemacht ... er hat falsch ... geschworen ... mich zum Betrüger gemacht ... zum Bettler ... Euch mit ... meine Familie ... meine Kinder ... Gott wird ... ihn finden ... ihn ..."

Der Tod endete diese letzte Empörung; ein langer, aus tiefer Brust strömender Hauch und er ist erlös't. Alles schweigt, dann tritt der armen Familie Schmerz in seine Rechte.

„Vater! Vater!"

Sie werfen sich über den eben Geschiedenen hin, sie haben für nichts mehr Sinn, als für ihren Verlust; er war ein guter, unglücklicher Vater. Der Schmerz der Armen ist des Pharisäers Rettung, die Faust des

jungen Gesellen hat von seinem Halse abgelassen, er fühlt sich frei, er erhebt sich leise — man achtet nicht auf ihn, er entkommt. Das letzte Wort, was ihm nachtönt aus dieser Höhle des Jammers, ist das Gebet der alten Frau, das er gehört hat, wie er eintrat, unwissend, welch eine Nemesis ihn hierher führe. Aber nicht die alte Frau allein, nein, alle Zöllner beten laut, in wahrhafter Rührung: „Vater unser, der du bist im Himmel!" — Ob der Engel des Lichts das Gebet der Armen zu dem Throne Gottes trägt — ob es dort so angenehm und lieblich duftet, wie Abels Brandopfer vor dem Herrn? — Gewiß!

Die Dämmerung war schon niedergesunken; der lichtdurchflossene Frühlingstag barg sein glänzendes Haupt hinter den blauen Bergen, die im Westen den Gesichtskreis der Residenz umsäumen — der Abend breitete sich duftig und mild über die reizende Gegend aus, die bereits einer Jungfrau glich, welche ihr langes Lockenhaar mit Lenzblumen schmückt und heiter, im Gewande der Hoffnung, der nächsten Zukunft entgegen blickt, denn diese bringt der wundervollen Blumen mehr und der Myrthe liebliche Knospen und Blüthen lassen als Kränzlein auf lockigem Jungfrauenhaupte so schön. Der Mond schwebte, einen dunklen, goldgelben Schein

von der Sonne leihend, hoch im Osten herüber in dem blaugrauen Grunde des Horizonts — das Bild dieses Abends war schön, harmonisch stimmend mit der reizenden Landschaft, durch die der Fluß seine immer noch von einem leisen Lichtanflug erhellten Wellen im gleichmäßigen Rauschen hinwälzte. Und von den Thürmen herab klingt das Abendgeläute in langen, tönenden Pulsen und der lang nachtönende Hall der metallnen Zungen begleitet einen Wagen, der nach der Westseite der Stadtumgebung einsam hinrollt.

Hier hebt sich die Landschaft zu einer kleinen Hügelkette empor; mächtige Tannen- und Eichenpflanzungen weben eine dunkle Krone, die sich weit hinüberdehnt nach den fernen Höhen. Je tiefer der Abend niedersinkt, desto einsamer wird der Weg.

In dem Fond des Wagens sitzt blos eine Person — Beinlich. Die Hände über der Brust verschränkt und in einen Mantel gehüllt, ruht er bequem in einer Ecke — nichts stört ihn, sein Nachdenken ist tief und anhaltend, seine Augen sind dabei geschlossen, die Mundwinkel eingekniffen — die Vergangenheit rollt an seinem Geiste vorüber, gleich einer schwarzen Glaskugel, die, wo er sie auch betrachten mag, ihm immer dunkle Bilder zeigt, Alles in dem Gewande der Trauer. Seine Zukunft ist ein Räthsel, das er, der es selber aufgebaut hat, nicht lösen kann; aber ein so fester, eiserner Wille scheitert nicht an Unmöglichkeit; der Würfel ist geworfen

und er wandelt kühn und trotzig der Entscheidung entgegen.

Der Wagen biegt, nachdem er den zwischen jungem Forst sich in Windungen lehnan hebenden Weg zurückgelegt und auf die Höhe des Hügelsaumes gelangt ist, in eine Kastanienallee ein. Dies Hügelplateau ist von den herrlichsten Villen besetzt, denn die Aussicht von hier herab in das weit ausgeschweifte Flußthal gewährt einen überraschenden Anblick, ein Panorama von wunderbarer Schönheit.

Die Kastanienallee führt zu mehreren Landhäusern, sie streift hart an ihnen vorbei und mündet sich in ein Rondell von Bäumen gleicher Art, welches vor einem der größten und umfangreichsten dieser Villen einen natürlichen Hof bildet. Dies ist ein königliches Lustschloß, das einem großen Juwel in einem Kranze von Edelsteinen gleicht.

Der Wagen, in dem Beinlich fährt, hat das Rondell erreicht und lenkt nun in eine aus demselben führende Seitenallee, nach einer weniger von freier Aussicht begünstigten Villa, vor der das Fuhrwerk hält.

„Die Baronesse zu Hause?“ fragt Beinlich einen Diener, der ihm aus dem Hause entgegentritt.

„Ja, Herr Notar, sie erwartet Sie.“

„Gut! Zeigen Sie dem Kutscher ein Obdach für sein Pferd.“

Beinlich schreitet in das Haus, wo er, bekannt mit

dessen Oertlichkeit, in dem obern Stockwerk an die Thüre eines Zimmers klopft und, auf das „Herein" von einer Frauenstimme, rasch eintritt.

Ein junges, schönes Mädchen, ganz in Schwarz gekleidet, tritt ihm entgegen.

Eine kurze Pause des Schweigens folgt von beiden Seiten; Beinlich hebt sie mit den Worten auf: „Reizend, und ich bedaure, daß dreißig Jahre zu viel in meiner Lebensrechnung sind."

Ein sanftes Lächeln überschwebt das Gesicht der jungen Dame. „Ach, Sie schmeicheln, Herr Damiani! ich hätte es nicht geglaubt."

„Nehmen Sie das nicht als Schmeichelei, Fräulein; betrachten Sie mich, mir fehlt der gekrümmte Rücken eines Hofschranzen. Wenn auch die Lüge der Grund ist, auf dem ich wandle — Ihnen gegenüber bin ich wahr."

„Sie bringen mir Nachricht von meinem Vater?"

„Er läßt Sie grüßen."

Die Erinnerung an den Vater schien einen tiefen Eindruck auf die junge Dame zu machen; eine trübe Wolke überflog ihr reines, edles Antlitz, das weniger den Einflüssen der Leidenschaft unterworfen schien, denn kaum merklich bewegten sich ihre Züge, der Ausdruck des Seelenlebens, der Empfindungen lag mehr in dem Blicke, als in einer Lebendigkeit ihrer Gesichtsmuskeln — und doch war dies Antlitz lieblich, dem Schmerz und der

Freude war es nur erlaubt, Andeutungen von Gefühlen darauf hervorzurufen, der vollkommene Ausdruck derselben fühlte sich zurückgedrängt, zurückgehalten, wie unter einer eisernen Gewalt.

„Es ist ein Opfer, welches Sie bringen,“ redete der Notar, „ein schweres Opfer; aber vergessen Sie nicht, was wir erzielen wollen.“

„Nie, Herr Damiani!“ entgegnete Jene; „es steht so fest vor meiner Seele, daß, wenn ich mitten in der Nacht geweckt würde und man mich fragte: „was war Dein Traum?“ ich jederzeit, ohne mich zu besinnen, antworten würde: „Die vernichtete Ehre meines Vaters.“

„Nun,“ antwortete Damiani lächelnd, „setzen wir uns, Fräulein. Wie gefällt Ihnen dieser Aufenthalt?“

„Was soll ich Ihnen darauf antworten?“ fragte die Baronesse, „meine Bewunderung ist kalt wie Eis — diese Einsamkeit ist traurig, ich glaube, sie kann den stärksten Geist tödten.“

„Beruhigen Sie sich, Fräulein, ich bringe Ihnen eine Einladung zu einem Feste; morgen beginnt Ihre Wirksamkeit.“

„Ist es möglich?“

Damiani legte eine mit Goldschrift und reichen Schnörkeln versehene Karte vor sie hin. „Lesen Sie,“ sagte er.

„Baronesse Emma von Stein wird morgen Abend

zu einem improvisirten Ball geladen bei Graf Frederic von Feldernburg — Amalienstraße, Nr. 19."

„Nun," fragte Damiani lächelnd, „sind Sie nun zufriedengestellt?"

Eine höhere Regsamkeit blitzte aus den Augen Emma's. „Ich danke Ihnen," sagte sie; „also morgen trete ich in die Laufbahn ein, welche mich entweder zur höchsten Höhe hebt oder mich begräbt?"

„Halten Sie das Erstere fest, Fräulein."

„Sie haben Recht; dessen Zukunft so ungewiß ist, als die meine, muß nie einer schwarzen Erwartung Raum geben."

„So ist es," antwortete Damiani, „deswegen mißlingt oft Großes, weil man zu viel fürchtet; jede Furcht ist lächerlich, die wir selbst in uns wecken, weil sie, als gestaltloses Gespenst, Blei an unsern Geist hängt."

„Sorgen Sie nicht; mein Ziel steht fest und klar vor mir, — entwürdigen Sie mich auch nicht durch die Beimessung einer Furcht, die ich nicht kenne. Man bedarf nicht der Vielzahl der Jahre, um eine Geistesenergie zu erringen, die zu erringen unmöglich ist, wenn wir nicht schon eine Geisteskraft besitzen, die uns über Vorurtheile hebt."

„Ich bewundere Sie, Fräulein!"

„Es ist unnöthig; in der Schule des Grams aufgezogen, herausgebildet durch das an uns begangene Verbrechen, müssen wir entweder zum Verbrechen oder

zur Tugend stark werden, der Mittelweg ist Verderben, Schwäche."

„Nun, fürwahr, wenn unsre Intrigue nicht gelingt, dann liegt es nicht an uns; das Schicksal trägt dann die Schuld, daß es Alles, was außer dem gewöhnlichen Schlendrian liegt, zermalmt," redete Damiani. „Aber ich bin nicht herausgekommen, um schöne Worte zu wechseln — es wäre mehr als lächerlich, wenn Leute in unserer Lage sich einer Philosophie hingeben sollten, welche die größte That zum Schatten macht. Sie müssen das Terrain kennen lernen, auf dem Sie handeln und ich bin hier, um es Ihnen zu schildern."

„Thun Sie es, Sie werden eine aufmerksame Zuhörerin haben," antwortete Emma.

„Sie sollen ein Werkzeug werden, um die Gräfin Bojerström aus dem Felde zu schlagen; man fürchtet die Macht derselben, sie hat den König schon jetzt zum Sclaven ihres Willens gemacht und man will sie unschädlich machen. Indem man sich vor ihr beugt, brütet man Verrath gegen sie — sie ist schön und die Schönheit ist eben so gefährlich als der Witz. Sie wissen, Emma, daß es gilt, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gut zu machen. Der König ist nicht geeignet, sein Volk zu beglücken; er besitzt alle Eigenschaften, die einen jungen Mann liebenswürdig machen, aber keine einzige, die einen König groß macht. Vergnügungssüchtig, vergeudet er die Zeit, die er für die Ge-

schäfte des Staates, zum Wohle des Volkes verwenden könnte und das Volk ist mißvergnügt — es sieht sich unterdrückt und im Stillen gährt ein Aufstand."

„Alles schon so vorbereitet?" fragte die Baronesse.

„Alles!" antwortete Damiani; „erlauben Sie mir, mich Ihnen als die Seele dieser noch geheim=brütenden Unzufriedenheit zu bezeichnen. Noch ahnt man in den obern Regionen nichts davon. Doch lassen wir das; es ist meine Mission, nicht die Ihre. Ich habe Ihnen die Verhältnisse geschildert, welche der Nachbarstaat hier emporgehoben wissen will; das Geheimniß, das Sie kennen, dessen Erhebung er beschützt, protegirt auch Sie als ein Werkzeug, von dem man nicht glaubt, daß Sie darum wissen und dem man überhaupt keine Ursache zutraut, irgend einer Machination entgegen zu arbeiten. Sie finden drei Parteien am Hofe. Die der Gräfin Bojerström, jene Klasse Menschen, die dem herrschenden Gestirn huldigt und es eben so schnell vergißt, wenn es von seinem Glanze verliert; die des Grafen Feldernburg, des Günstlings des Königs, welcher sich durch den Einfluß der Gräfin bedroht sieht und der Haß, die Furcht eines Günstlings scheut nichts; dies erleichtert Ihren Weg, Emma, der Haß ist eine sichere Stütze. Die dritte Partei ist die des Nachbarstaates; sie ist die kleinste zwar, aber die thätigste. Sie ist zugleich die reichste, weil sie von fremdem Golde lebt und alle ihre Anstrengungen durch dasselbe belohnt werden. Alle drei Par=

teien kennen das Staatsgeheimniß, in dessen Besitz wir sind. Die erste und dritte Partei wissen in Gemeinschaft darum, aber sie wollen es, jede nach ihrer Ansicht, ausbeuten und dies hat Haß und Argwohn hervorgerufen, sie fürchten einander. Graf Feldernburg endlich haßt die erste, die der Gräfin, leidenschaftlich; er ahnt, daß der Zufall sie in Kenntniß dieses wichtigen Geheimnisses setzte und sucht jede Blöße auf, sie tödtlich zu treffen."

„Sie entwerfen mir ein Bild vollkommener Zerrissenheit," redete Emma.

„Ich gebe dem Bilde blos die Farben, die denselben gebühren," antwortete Damiani; „der Schein ist das einzige Glück dieses Hofes, er ist unterminirt und ein einziger, geschickt geworfener Funke sprengt ihn in die Luft. Ha, erst dann werde ich eine wahre Freude empfinden; dieser Augenblick, der der obersten Sprosse einer Leiter gleicht, wird auch erreicht werden; bereits steht mein Fuß auf der untersten — nur Muth, nur Ausdauer und das Ziel steht endlich da."

Die junge Dame schien von einem Schauer leicht durchfröstelt zu werden, indeß sie bekämpfte schnell diesen Anflug einer Schwäche, die ihr unwürdig schien; der Notar hatte sich einer Aufregung hingegeben, welche ihn so sehr beschäftigte, daß er diese Andeutung eines unwillkürlichen Entsetzens bei ihr nicht bemerkte. Sein blasses, selten bewegtes Gesicht schien lebendig geworden

zu sein, er hatte die blaue Brille abgenommen und aus seinen Augen schossen Blitze.

„Nun, vergessen Sie nicht, Fräulein, Sie sind die verwais'te Tochter eines Offiziers aus dem ***schen; um den Quälereien der Verwandten zu entgehen, haben Sie mit dem kleinen, Ihnen zugefallenen Erbtheil Ihre Heimath verlassen und sich hieher zurückgezogen, mich zu Ihrem Anwalt gegen die Ansprüche Ihrer habsüchtigen Verwandtschaft gemacht, Sie sind arm."

„Das ist keine Unwahrheit, Herr Damiani," stimmte Emma bei; „was ich hier ansehe, ist Ihr Eigenthum, wir sind vornehme Bettler, die ausgestoßen, verfehmt und aller Ihrer Habe beraubt, von Ihrer Gnade lebten."

„Erwähnen Sie das nicht; sind wir am Ziele, erstatten Sie mir Alles. Ich vertraue Ihrer Geistesstärke, um auf der Bahn, welche Sie mit dem morgenden Abend betreten, etwas Großes zu leisten. Vergessen Sie auch nicht, daß Graf Böhlenburg Excellenz in Ihnen eine theure Verwandte gefunden hat, die er hier in die große Welt einführen will — erstaunen Sie nicht darüber, wenn er Sie als solche dem Grafen Frederic morgen vorstellen wird — es ist nothwendig, um Ihnen einen festen Fußtritt auf diesem schlüpferigen Boden zu gewähren. Siegen Sie morgen, haben wir die zweite Sprosse unserer Hoffnungsleiter erstiegen."

Wir enden hier die Unterhaltung zwischen Beiden;

der Notar verließ eine halbe Stunde später das kleine Landhaus und fuhr nach der Stadt zurück.

Der Leser wird in der Baronesse jedenfalls jenes junge Mädchen erkannt haben, welches mit ihrem kranken Vater in dem Hause des Juden Simon in einer der Vorstädte wohnte.

Eine schnelle und plötzliche, obwohl nicht unbedeutende Veränderung war mit ihr vorgegangen. Aus der Armseligkeit der Wohnung im baufälligen Hintergebäude des Eigenthums Simons, sah sie sich in den Besitz dieser anmuthigen Villa gesetzt, entfernt von ihrem Vater, den sie über Alles liebte.

Dies junge Mädchen besaß jene Schönheit, welche nicht plötzlich beim ersten Blick ergreift, nicht momentan die Leidenschaft anregt, aber nachhaltig wirkt. Ueber ihr Antlitz lag eine Ruhe verbreitet, welche es gleichsam den schönen Madonnengesichtern eines Raphael ähnlich machte, in denen Erhebung und Hoheit das Irdische beherrscht oder eine geistige Klarheit die schönen, edlen Züge überleuchtet. Die Gestalt Emma's harmonirte vollkommen mit dieser ruhigen, plastischen Schönheit; sie war edel, nicht über Mittelgröße, ihre Bewegungen sanft, gerundet, nicht angelernt, sondern natürlich, hervorgehend aus dem geistig erhabenen Wesen, das diese reizende Form belebte.

Im Vergleiche zu der Schönheit Bettina's verlor Emma bei dem ersten Anblick. Bettina trug den Glanz

südlicher, zum Genuß geschaffener Reize, schon ihr Auge verkündete ein leidenschaftliches Feuer, ihr Teint, lebhaft von dem schnellflüssigen Blut geröthet, welches bei dem geringsten Anlaß stürmischer die Adern durchwallte, gab Zeugniß von der leichten Erregbarkeit ihres Gemüthes — Bettina schien eine Beute leichten Sieges; Emma dagegen unzugänglich, kalt, mehr sich selbst lebend, als sich hingebend.

Diese Ruhe war indeß keine strenge Wahrheit, sie war nur eine Außenseite, unter welcher ein eben so leidenschaftlicher, obgleich kräftigerer Charakter sich verbarg, ein Charakter, der, in sich abgeschlossen, starr und unaufhaltsam sein Ziel verfolgte, mit einer Besonnenheit, welche die Gefahren leichter erkannte, welche ihr entgegenstanden und sie deshalb weniger fürchtete.

Als Beinlich fort war, blieb Emma lange Zeit am Fenster stehen und ihr ernster Blick ruhte fest und unverwandt auf dem blaugrauen Nachthimmel, den der Mond nur wenig lichtete; einzelne Sterne schimmerten herab.

„Wer sagt mir, wie mein Weg sich endet?“ fragte sie vor sich hin, „was will ich denn? Rache! — es ist ein Versuch, ein Kampf, den ich beginnen muß und sollte ich in ihm enden! — Und was dann?“ — langes Schweigen folgte dieser inhaltschweren Frage, endlich sagte sie zu sich: „ich that, was ich mußte — falle der Würfel auch, wie er wolle!“

Sie verließ den Platz am Fenster, nicht im Geringsten erschüttert durch den Gedanken an die Möglichkeit einer Scheiterung ihres Planes, zu dem sie einen Gehülfen in Beinlich besaß, dessen tief eingewurzelter Menschenhaß die sicherste Stütze für jede Unternehmung war, die darauf hinzielte, Verderben und Zwietracht zu säen. —

Wir haben dem Leser mitgetheilt, wie der Zufall Beinlich in eine, die eheliche Ruhe des Commerzienrathes tief verwundende Angelegenheit eingeweiht hatte.

Beinlich ahnte nicht, daß seine Einmischung dem Commerzienrath bekannt worden sei; wie hätte er auch dies können, wußte er doch nicht, daß Tobias von dem Commerzienrath als Aufpasser bestellt worden war.

Delhorst bebte bei dem Gedanken, daß Beinlich bei dieser, ihn so tief verwundenden Angelegenheit betheiligt war, er bebte um so mehr, als er diesen Mann, den er nicht einmal genau kannte, mit Furcht betrachtete.

Als der Commerzienrath an jenem verhängnißvollen Abend nach Hause zurückkam, stürzte er, leichenbleich vor Wuth, in das Zimmer seiner Gattin — Athalie war natürlich nicht daselbst zu finden.

Es war der erste furchtbare Schlag, den dieser starre Mann erlitt; er liebte Athalie nicht, sie war ihm gleichgültig, aber seine Ehre war schwer verletzt. Fast gedankenlos blieb er mitten im Zimmer stehen. Er hatte die Ueberzeugung in sich, daß seine Gattin ihn nicht

lieben konnte; er hatte nichts dafür gethan, sie gänzlich als eine Null ignorirt, welche auszustreichen in seiner Macht stand — es gab Augenblicke in der jetzigen Stunde, wo dieser starre und herzlose Mensch das Verbrechen, welches an seiner Ehre geschah, als natürlich und folgerecht fand, wo er es begriff, daß nur eiserne Pflicht Athalie an ihn binde und das Herz dieses jungen Weibes ihn hassen müsse. Er hatte sie nie als die Gefährtin seines Lebens behandelt, sondern ihr eine Kälte bewiesen, die sie empören mußte.

„Aber ich habe sie reich gemacht!“ rief er zornig; „ihr Dasein ist glänzend — wer war sie? ein armes Geschöpf, das durch seiner Hände Arbeit sich das tägliche Brot zu verdienen gezwungen war, wenn es nicht verhungern wollte und jetzt — jetzt!“

Dieser reiche Mann hatte noch nie Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, daß der Glanz nie das Herz zu erwärmen vermag, daß er ein Schein ist, der sich sehr schnell vermindert, und endlich gar mit Blicken des Abscheues betrachtet wird von dem Unglücklichen, welcher unter dieser starren Fessel zu schmachten verdammt ist.

So wie diese Ehe, die vor den Augen der Welt nur durch das Band des Scheines zusammengehalten wurde, giebt es unzählige, wenn auch im entgegengesetzten Falle, daß das Vermögen der Frau den Mann zum Sclaven macht und eben nichts als dieser Zwang

ein Scheinglück zur Schau stellt, während die Gemüther einander abgeneigt sind.

Der Commerzienrath überlegte, was er thun sollte — nichts blieb ihm übrig, als Schweigen; der Brief konnte kein geltender Beweis sein, die Person, an welche er gerichtet war, war nicht genannt und er hatte Athalien bei Birown nicht gefunden; aber dies Ereigniß hatte die stolze, sichere Ruhe Delhorsts gewaltig erschüttert. Er ging in sein Zimmer und überließ sich dort jenen häßlichen Empfindungen, welche gewöhnlich die Folge von derlei Entdeckungen zu sein pflegen, wenn sie noch obendrein, wie hier, in den Schleier einer peinigenden Ungewißheit gehüllt waren; er erwartete die Nachhausekunft Athaliens. Die Minuten rollten so langsam vorüber, daß seine Stimmung schier zur Verzweiflung überging.

Endlich kam Athalie; sie schien heiter, launig, er hörte, wie sie sich am Flügel niedersetzte und eine beliebte Opernmelodie spielte — das consternirte ihn gänzlich, weil er eine solche Stimmung nicht erwartet hatte.

Er trat in ihr Zimmer.

„Du bleibst sehr lange vom Hause," sagte er.

Athalie schien überrascht von diesem Vorwurf.

„Mein Gott, ich glaubte Dich im Clubb und war, wie ich es öfters thue, zu Besuch bei meiner Freundin, der verwitweten Justizräthin Funk; ich befinde mich dort sehr wohl, sie ist so heiter und drollig — ich beneide sie oft um ihre glückliche Laune."

„Warum das?“ fragte Delhorst.

„Weil ich es nicht bin; meine Stimmung ist oft zu ernst,“ antwortete sie; „ich glaube, sonst war ich heiterer, der Glanz hat mir nicht wohl gethan.“

Eine Pause folgte, Delhorst betrachtete seine Gattin mit finsterem Blicke; er konnte sich's nicht leugnen, sie war immer noch schön, obgleich der Rosenschimmer der frischen Jugend einer Marmorblässe gewichen war und die glänzende Heiterkeit des Blickes wie von einem Trauerflor verhüllt schien.

„Du fühlst Dich unglücklich, wie es scheint?“ fragte er.

„Glücklich nicht, denn es fehlt mir zu viel, um es sein zu können.“

Delhorst wurde jetzt so ungewiß in seiner Vermuthung ihres Verbrechens gegen ihn, daß er im ersten Moment kaum wußte, was er antworten sollte. War es denn denkbar, daß sie mit dem Bewußtsein des Verbrechens eine solche Aufrichtigkeit noch haben konnte, um einen Vorwurf auszusprechen, den sie, im Besitz des treuesten Pflichtbewußtseins nur wagen durfte? — dies verdrängte ihn von dem Boden der Ueberlegenheit, mit welcher er ihr entgegengetreten war — er hatte ja keinen Muth bei ihr zu finden erwartet, es war demnach eine Ueberraschung für ihn, die ihn erschreckte.

„Also unglücklich fühlt sich Madame?“ fragte er,

seine Verlegenheit in den Ton der Bitterkeit verhüllend; „und worin besteht dies Unglück?“

„Worin? in Deiner Lieblosigkeit, Delhorst. Bin ich Deine Gattin? nein; Du beweisest mir täglich, daß ich nur Deinen Namen trage, mich satt an Deinem Tische essen darf, aber kein Recht auf Dein Vertrauen habe, daß ich Dir fremd bin, weil Du nie eine Neigung für mich gefühlt hast. Das ist mein Unglück.“

„Dafür giebt es ja Entschädigungen!“ rief Delhorst, zornig lachend; „Madame macht Partien in meiner Abwesenheit.“

Ein dunkles Roth überglühte Athaliens Wangen.

„Ich werde nicht mehr das Haus verlassen, weil es Dir unangenehm ist,“ sagte sie leise, ein Thränenstrom entrollte ihren Augen.

„Wie Du willst! wie Du willst!“ rief Delhorst wüthend; „ich dulde keinen Trotz, wo ich Recht habe, Dich um Deiner Schande willen zu verachten.“

Athalie sank fast nieder, er hielt sie mit kräftigem, aber unzartem Griff am Arm aufrecht; sie stieß einen Schmerzenslaut aus.

„Kennst Du dies Blatt?“ fuhr er fort, „sieh es an! sieh es an! ich befehl es Dir!“

Die Rauhheit, mit welcher ihr dieser Befehl zugedonnert wurde, gab ihr die verlorne Kraft, den entsunkenen Muth in etwas zurück — welch' eine Zukunft stand ihr bevor, wenn sie sich verrieth! Ha, dieser Ge=

danke allein trieb sie zur Verstellung, ein Geständniß ihrer Schuld hätte ihr vielleicht das Leben gekostet. Sie schlug ihr Auge nach ihm auf; seine zornbleichen, starren Züge zuckten fiebrisch, dann senkte sie den Blick auf das ihr vorgehaltene Blatt nieder.

„Nein!“ sagte sie, „ich kenne es nicht.“

„Nicht?“ schrie Delhorst.

„Nein!“

Eine Pause folgte.

„Nicht?“ stammelte Delhorst; „in Deinem Zimmer fand ich es heute.“

„Ich kenne es nicht!“

„Wer war heute bei Dir?“ fragte er nach einer Weile.

Athalie nannte mehrere junge, verheirathete Frauen ihrer Bekanntschaft. Konnte es nicht eine ganz denkbare Möglichkeit sein, daß der Zufall einer derselben dies Blatt gerade hier verlieren ließ?

„Lies den Inhalt dieses Blattes!“ befahl er.

Athalie mußte gehorchen, hier war keine Weigerung möglich. Sie rief ihre ganze Kraft auf und las mit ziemlich fester Stimme — Delhorst beobachtete sie scharf, indeß das Beben, welches sie bei manchen Stellen nicht unterdrücken konnte, erschien ihm weniger als Eindruck des zu lesenden Schreibens, als Folge der vorhergegangenen Aufregung. Sie gab es ihm zurück — eine lange Pause folgte.

„Sieh mich an!“ befahl der Commerzienrath.

Athalie gehorchte.

„An wen ist dies Billet?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich werde es erforschen, Geheimnisse liebe ich nicht.“

Mit diesen Worten verließ er sie und nahm den Zustand quälender Ungewißheit mit sich. Dieser Mann, der für nichts, als einen thörichten, unersättlichen Ehrgeiz Gefühl hatte, der seinen rechtschaffenen, Namen um dieser traurigen Leidenschaft willen, mit bösen Thaten in's Geheim gebrandmarkt hatte, um öffentlich zu glänzen, ein Renommé zu erwerben, sah sich jetzt an der empfindlichsten Stelle verwundet — dieser Abend war ein sehr häßlicher in seinem Leben, er verschloß sich in sein Zimmer, er brütete vor sich hin. Er hatte so manche schwierige Hindernisse beseitigt in seinem Leben; und hier stand er plötzlich vor einem, das schon in der Ungewißheit ihm fürchterlich war.

„Sollte sie eine so vollkommene Heuchlerin sein?“ an dieser Frage scheiterte er, die Antwort fehlte ihm darauf — wie sollte er sie sich geben?

Während er über Pläne brütete, um dies ihn so empfindlich beunruhigende Geheimniß zu entschleiern, lag Athalie in ihrem Zimmer auf den Knieen. Ein vollkommener Aufruhr durchströmte den Busen dieser schönen Gefallenen. Im Bewußtsein ihrer Schuld

flehte sie den Himmel um Erbarmen an, sie zu tödten. Welches Glück konnte ihr das Leben noch bieten; das Bewußtsein blieb ihr immer, eine heimliche Verbrecherin zu sein, wenn auch ihr Verbrechen vor ihrem Gatten verschwiegen blieb — sie zitterte vor einer Entdeckung, die doch so möglich war, möglicher noch, als eine Verheimlichung; eine unnennbare Angst quälte diese Aermste, die, mehr von ihrer wahrhaft liebeleeren Ehe mit Delhorst verleitet, als aus dem reinen Hang zur Sinnlichkeit, sich einer Leidenschaft hingab, die sie nur auf Momente beglückte; diese Momente waren durch Gewissensangst, durch ein schlimmes Bewußtsein erkauft und würden immer seltener, je mehr sie erkennen lernte, daß nicht Zuneigung, nicht Liebe von Birowns Seite diesen beseelte, sondern nur allein der Wunsch, an ihr eine Quelle zu besitzen, durch welche er seine Verschwendungssucht, seiner Spielwuth fröhnen konnte. Diese Erkenntniß war für Athaliens Verbrechen allein schon eine schwere Strafe, und darum fühlte sie sich jetzt, wo die Furcht vor Entdeckung ihres Geheimnisses vor ihr stand, um so unglücklicher, so verlassener. Beinlich hatte sie gerettet vor der augenblicklichen Schande, aber trotzdem lebte ein ihr räthselhaftes Etwas in ihrem Innern, das ihr, trotzdem sie sich zum größten Dank gegen diesen Mann verpflichtet fühlte, doch ein Grauen, wie unheimliche Bangigkeit, die Brust beengte. Die Willfährigkeit, mit welcher er sie zu retten suchte, die Gutmüthig-

keit, mit der er diese Rettung ausführte und die Erinnerung an sein Wissen um ihr häusliches Unglück — wir erinnern den Leser an jene Scene, wo Beinlich sie überraschte, als sie ein Billet hinter das Sophakissen verbarg — alles dies machte ihr diesen Mann unerklärlich; sie wußte das Warum seiner Handlungsweise nicht zu enträthseln, sie empfand viel mehr Scheu als Zuneigung.

In diesem Zustande der Angst durchlebte sie den Abend, sie verließ das Zimmer, sie war in der That geistig leidend und wenn sie auch auf einige Minuten Beruhigung bei dem Gedanken fand, daß Birown, als Mann von Ehre, das Geheimniß nicht verrathen hatte, dies bewies wenigstens das Benehmen Delhorsts, so quälte sie doch um so mehr die Gewißheit, daß es jetzt in den Besitz von Leuten gerathen sei, welche sie nicht kannte. Sie hatte Beinlich wohl im Verkehr mit ihrem Gatten kennen gelernt, aber er war ihr fremd geblieben; nur das einzige Mal, als er ihr prophezeite, war er ihr plötzlich und sie überraschend näher getreten, seit dieser Stunde aber ihr eben so fern geblieben, wie früher. War er wirklich ein theilnehmender Mensch, der mit scharfem Blick ihr Unglück durchschaut hatte? Diese Frage vermochte sie sich natürlich nicht zu beantten. Noch fremder — sie hatte ihn heute zum ersten Male gesehen — war ihr Doctor Pasqual; das häßliche, widerwärtige Aeußere dieses Maunes war zu abschreckend,

um Vertrauen zu ihm fassen zu lassen. In jener Stunde freilich, als sie in seiner Wohnung sich befand, war diese Reflexion weniger in ihr laut geworden, weil die Angst in ihr vorherrschte, jetzt aber, wo sie sich allein sah und Alles, was sie in so wenig Stunden erlebt hatte, fast mit grelleren Farben an ihr vorüberging, der Eindruck davon belebender war, jetzt bebte sie zusammen bei dem Gedanken, daß er um ihr Geheimniß wisse.

Wir wollen diese Schilderung der Selbstqual, denen nicht im Bösen verhärtete Gemüther jederzeit nach einem begangenen Verbrechen unterworfen sind, nicht weiter ausdehnen; sie suchen Alles nur Denkbare hervor, sich vor sich selber zu entschuldigen und fühlen es nur zu deutlich, daß diese Rechtfertigung immer haltlos bleibt, wenigstens nur ein augenblickliches Palliativmittel ist, dessen Wirkung bald vergeht.

So war denn in diesem Hause des scheinbaren Glückes ein offener Zwiespalt hervorgebrochen. Der Commercienrath schien die Ahnung in sich zu tragen, daß diese Erschütterung seines Hauses nur ein Vorzeichen sei von noch größeren Schlägen des Schicksals, er war verdüstert. Der andere Tag brachte ihm einen neuen Zwiespalt, der ihn fast verwirrte.

Am Morgen empfing Athalie ein Billet von der Justizräthin Funk und ein Taschentuch, welches sie am gestrigen Abend bei derselben vergessen haben sollte — er las das Billet, welches ihm, seinem Befehle gemäß,

übergeben worden war, ehe es Athalie zu Gesicht bekam. Der Inhalt bestätigte im humoristischen Tone, daß Athalie den ganzen Abend bei dieser jungen Witwe verbracht — Delhorst wurde irr. Seine argwöhnische Seele wollte nicht von dem Gedanken eines Verbrechens seiner Gattin ablassen und doch sah er sich gezwungen, durch dies Billet. Dieser Zwiespalt wurde einige Stunden später nur noch mehr hervorgerufen. Tobias ließ sich bei ihm melden und rapportirte, was geschehen war.

Die Beschreibung, welche der ehrliche Tobias von der Persönlichkeit des Mannes der kranken Frau machte, welche man gestern in Steglichs Hause vom Doctor Pasqual herabgetragen, paßte so sehr auf Beinlich, daß Delhorst nicht wenig frappirt von dieser Entdeckung war. Beinlich! Ein ihm durchzitterndes Gefühl von Scheu und Angst überkam ihn — Beinlich war unverheirathet. Sollte — Delhorst wagte es kaum zu denken! — dieser Mann mit im Spiel sein; der Gedanke durchschauerte ihn; aber er war möglich, Beinlich war sein Feind — ein Gegner, den er nicht einmal genau kannte. Was konnte ihn bewegen, eine Fremde für seine Gattin auszugeben und wer war diese? Athalie! — der Gedanke griff ihm wie eine Todtenhand an's Herz. Wenn dieser Mensch, für ihn so unergründlich, auch hier im Schooße seiner Häuslichkeit eine Macht wider ihn wurde — ha, Athalie kannte ihn, sollte sie sich ihm vertraut haben? Delhorsts Sinne verwirrten sich, er

stieß hier auf Zweifel, die er nicht lösen konnte, auf Widersprüche, welche unübersteiglich für ihn waren. Auf welche Art sollte er dies Geheimniß enträthseln? Er sah keinen Weg; eine unüberwindliche Scheu vor Beinlich hielt ihn ab, einen Schritt zu thun, der ihm der Auflösung dieses Räthsels näher führen konnte, bei Doctor Pasqual auf die Wahrheit zu dringen. Seiner selbst wegen mußte er dies vermeiden. War Pasqual, wie sich mit Gewißheit annehmen ließ, ein Freund Beinlichs, so wurde dem Letzteren jede Nachforschung verrathen und ein höchst unangenehmer Conflict stand Delhorst bevor, ein Conflict, der für ihn die verderblichsten Folgen haben konnte. So quälte sich dieser Mann, der bisher leicht und mit verächtlichem Blick über große, sich in seinen Weg stellende Hindernisse hinweggeschritten war, mit den marterndsten Ideen, bis er endlich einen Weg gefunden zu haben glaubte, der ihn am sichersten zur Entdeckung der Wahrheit bringen konnte. Er ließ seinen Buchhalter rufen.

„Schulz," sagte er zu diesem, „es liegt mir daran, ein Geschäft zu Gunsten eines Freundes abzumachen; es erfordert aber Verschwiegenheit und diese, glaube ich, finde ich bei Ihnen."

„Discretion gehört zum Geschäft, Herr Commerzienrath," war des grauköpfigen Buchhalters Antwort.

„Sie haben Recht, Discretion mit Klugheit verbunden," fuhr der Commerzienrath fort; „Lieutenant

Birown hat einige Wechsel auf sich ausgegeben; der junge Mann ist leichtsinnig, er wird sie nicht honoriren können, ich weiß es — die Quelle, auf die er baute, ist versiecht, fließt nicht mehr; aber man will ihn nicht verlassen — Sie verstehen, Schulz — sie sollen unter der Hand eingelös't werden, ehe die Verfallzeit da ist.“

„Verstehe, Herr Commerzienrath, Ehrensachen — Leichtsinn bei dem jungen Menschen, Sie wollen großmüthig sein — hm, gut, werd's zu Ihrer Zufriedenheit abmachen — wer besitzt die Wechsel? In welchen Händen.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Delhorst, „habe nur nur den Auftrag, dafür zu sorgen, daß sie in meiner Hand sind. Spüren Sie es aus.“

„Gut, werd's machen zu Ihrer Zufriedenheit — kein Handel also — freie Disposition — gut. Noch etwas, Herr Commerzienrath?“

„Discretion und Klugheit, nichts weiter.“

„Verstehe!“

So war also der Faden eingeleitet.

„Die Noth bricht Eisen, warum nicht das Phantom der Ehre bei einem jungen Leichtsinnigen?“ sagte Delhorst zu sich und diese Ueberzeugung stimmte ihn heiter; er rechnete von sich auf Andere, indem er an die Schändlichkeit eines Verrathes dachte.

Es ist der eigenthümliche Fluch des bösen Thuns,

den Glauben an Besseres im Menschen verloren zu haben.

Einige Abende später trat Beinlich in das Haus; der Commerzienrath war abwesend, aber Athalie empfing ihn; sie unterdrückte mit Mühe die Scheu, welche sie vor ihm empfand. Beinlich ließ sich auf einen Sessel nieder. Es folgte nach den ersten Begrüßungen eine Pause.

„Sie sind in Verlegenheit, Madame, ich sehe es Ihnen an und ich glaube es Ihnen auch.“

„Ich schäme mich jeder Lüge, obwohl ich leider auf ihrem verderblichen Pfade wandelte und so gestehe ich Ihnen, daß Ihre Gegenwart mich ängstet, indem sie mich an mein Verbrechen erinnert. Und doch muß ich Ihnen dankbar sein — Sie waren es, der mich rettete.“

„Keine Acclamation, Madame, das liegt hinter uns; indem ich Sie rettete, erzeigte ich mir einen Dienst,“ antwortete Beinlich.

„Sie meinen das Bewußtsein, eine Verirrte vor der Schande bewahrt zu haben. Ja, mein Herr, ich bin Ihre ewig dankbare Schuldnerin; nie werde ich vergessen, was Sie für mich thaten; Sie waren an jenem schrecklichen Abende ein Engel für mich, der mir, der Gefallenen, seine Hand bot, um mich wieder aufzurichten.“

Beinlich lächelte.

„Sie sind sehr gütig mit dem romantischen Prädikat, welches sie mir spenden; ich muß es ablehnen, es verträgt sich nicht mit meinen Grundsätzen.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr — warum hätten Sie mich von der Schande gerettet, wenn Sie es nicht aus dem Drange eines guten Herzens gethan hätten?“ fragte Athalie überrascht.

„Sie irren, Madame, es war, wie Alles in der Welt, eine Handlung des Eigennutzes — ich that es aus Haß — Sie sehen, ich bin aufrichtig, besonders wo ich die Macht in Händen habe, wie hier.“

Athalie wurde ganz bleich, sie bebte sichtbar. Der Ton, in dem Beinlich dies sagte, war so eisig, so vollkommen übereinstimmend mit dem Inhalt seiner Worte daß die Wirkung auf ein ohnehin durchschüttertes Gemüth, wie das ihre, nur niederschmetternd sein konnte.

„Aus Haß?“ stammelte sie; „gegen mich?“

„Nein, gegen Ihren Mann, Madame.“

„Sie wollen Ihre gute Handlung in meinen Augen schmälern,“ sagte sie leise, zagend; „Sie lieben es nicht, Dank zu empfangen.“

„Im Gegentheil, ich rechne auf Ihre Dankbarkeit, Madame; lassen Sie uns diese, für Sie so unangenehme Täuschung schnell enden, jeder Schleier verhüllt den klaren Blick und es ist nothwendig, daß ich den Irrthum, der Sie an eine Tugend bei mir glauben

läßt, schnell zerstöre; Ihre und meine Stellung erfordert es."

„Mein Gott!" rief Athalie.

„Halten Sie mich nicht auf," unterbrach sie Beinlich gebieterisch; „hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Als ich Sie von der Schande und zugleich dem gerechten Grimme Ihres Mannes entriß, waltete bei mir nur ein Gedanke: mich zu Ihrem Gebieter, zu Ihrem Zwingherrn zu machen. Der Zufall war mir günstig und ich kenne die Bedeutung des Zufalls zu gut, um nicht Vortheil daraus zu ziehen, wo es nur möglich ist."

Diese Sprache, so entschieden und zugleich alles Zartgefühl, alle Schonung verletzend und entfernend, betäubte die Aermste so sehr, daß sie, einer leblosen Bildsäule ähnlich, dasaß, ohne Regung, selbst ihr Blick war starr, Entsetzen ausdrückend.

Beinlich ließ eine kurze Pause eintreten, in der er den Eindruck sondirte, welchen seine Worte auf sie hervorbrachten. Nachdem er sich überzeugt, daß des armen Weibes Sinne fast vernichtet schienen, fuhr er fort:

„Ja, Madame, Sie sind in meiner Gewalt und ich lasse Ihnen die Wahl, sich zu entscheiden, ob ich der Ankläger Ihres Verbrechens bei Ihrem Manne werden oder ein Schweigen des Grabes über dies Geheimniß beobachten soll. In jedem Falle ist mein Haß, den ich gegen Delhorst hege, befriedigt — indem ich Sie

eines Ehebruchs anklage, verwunde ich ihn tief im Innersten, denn er ist ehrsüchtig.“

„Und Sie könnten ein Weib verrathen?“ stammelte Athalie fast tonlos; „ein Weib, das nie im Leben Sie beleidigte, der Schande opfern? O mein Gott, wie habe ich mich in Ihnen getäuscht!“

Beinlich zuckte trocken mit den Achseln und antwortete:

„Ich bedaure, daß Sie gerade in die Verlegenheit kommen, sich entscheiden zu müssen, aber es muß sein. Hören Sie also! Ihr Geheimniß bleibt so sicher verschwiegen in meiner Seele, als hätten Sie es nur dem tiefsten Grunde des Meeres anvertraut; dafür verlange ich Eines von Ihnen. Sie verschaffen mir Gelegenheit, in dem Arbeitszimmer Ihres Mannes nach einigen Papieren suchen zu können, Sie verschaffen mir in Wachs die Abdrücke der Schlüssel zu seinem Pulte und den beiden Wandschränken — mehr verlange ich nicht.“

Hatte bisher das Entsetzen über die Verwandlung, welche Beinlich in moralischer Beziehung zeigte, Athalie gefesselt, so war das Anmuthen ganz geeignet, diese Fessel plötzlich wieder zu zerstören. Ihr edleres Selbst empörte sich kräftig gegen ein so schmachvolles Ansinnen, sie erhob sich von ihrem Sitze.

„Mein Herr,“ sagte sie, bebend vor Zorn, „Sie lassen mich in dieser Stunde ganz fühlen, wie tief ich gesunken sein muß, daß Sie es wagen zu können glau=

ben, mich zu einem zweiten und schaamlosen, niederträchtigen Verbrechen zu treiben. Gehen Sie — nehmen Sie das Bewußtsein mit hinweg, daß ich fehlen und sinken konnte, aber nie so tief fallen, um mich nicht mehr aufrichten zu können. Gehen Sie, mein Herr."

Sie schritt nach dem Fenster, ihm den Rücken zuwendend — eine Pause folgte.

„Sie haben entschieden, Madame?" fragte Beinlich kalt.

„Ja!" antwortete Athalie, mit einer weiblichen Hoheit, die ihren edlen, blassen Zügen einen Nimbus lieh.

Beinlich schwieg, er blieb einige Augenblicke stehen, dann schritt er mit ruhigen, langsamen Schritten der Zimmerthür zu. Er hatte diese erreicht und streckte eben die Hand nach dem vergoldeten Dreher aus, als Athalie einen dumpfen Schrei ausstieß und sich neben dem am Fenster stehenden Sessel niederwarf, ihr erbleichtes Antlitz in dessen Sitzpolster verbergend. Beinlich blieb stehen, sah zurück — langsam nahte er sich wieder.

„Ist der Kampf bei Ihnen so groß, um sich an einem Manne zu rächen, der Ihr Tyrann ist?" fragte er dann; „stehen Sie auf, Madame, ich liebe schwache Nerven nicht."

Athalie hob das Gesicht empor, die Blässe des Todes lag auf demselben.

„Gehen Sie, mein Herr,“ sagte sie halblaut; „verrathen Sie ein Weib, das nie in Ihre Zumuthung einwilligen wird. Ich verachte Sie nun.“

Ein ironisches Lächeln flog über Beinlichs Gesicht; er glich jetzt einem Dämon, der sich an den Schmerzen eines Opfers weidet.

„Sie verachten mich? Hm, wer kann's Ihnen wehren! Aber wer kann eine für Sie schimpfliche Zukunft abwehren? Ich!“

„Ueberliefern Sie mich dieser Zukunft,“ entgegnete Athalie; „es steht in Ihrer Macht, aber es steht auch in der meinen, lieber mit Unehre beladen aus dem Hause meines Mannes zu gehen, als Ihr Geschöpf zu werden.“

„Sie hassen ihn nicht?“ fragte Beinlich mit ungeheucheltem Erstaunen.

Athalie schwieg, sie wendet ihren Blick von ihm ab.

„Ich will aber, daß Sie ihn hassen, verabscheuen sollen!“ rief der Vorige mit einer merkbaren Aufregung; „Sie müssen es!“

„Er ist mein Gatte!“ antwortete sie; „ich werde ihn sogar gegen Ihren Haß schützen, — ich will die Magdalena sein, welche ihr Verbrechen vor ihm bekennt — ich habe keine Verzeihung von ihm zu erwarten, ich weiß es, aber er soll wenigstens nicht sagen können, sein Weib habe ihn verrathen an den Haß eines Mannes, der

alles menschliche Gefühl abgestreift hat — Sie zwingen mich nicht, Ihren Haß zu theilen.“

Dieser Antwort Athaliens folgte ein langes Schweigen; Beinlich schien überrascht, eine solche Tugend bei einer Ehebrecherin hatte er nicht zu finden erwartet. Der Haß, die Verachtung, die er überhaupt gegen die Menschen in seiner Seele festhielt, fand hier einen Gegenstand, an dem er scheiterte. Die Idee, welche er zu seinem Eigenthum gemacht, daß, unter einem Zusammentreffen von Umständen, auch der bisher redlichste Mensch zum Schurken werde, nur der Eigennutz der Haupthebel aller menschlichen Tugenden und Laster, der kalte, herzloseste Egoismus der Regent über alle Verhältnisse sei und es eigentlich keine Charakterstärke gäbe, als die des ungescheut Lasterhaften, der es nicht der Mühe werth erachtet, seinen Hang zur Schlechtigkeit, zur Verworfendeit vor den Augen der Welt zu bemänteln — diese traurige und zugleich schreckliche Idee erlebte jetzt einen um so empfindlicheren Widerspruch, als er sie mit Liebe gepflegt hatte und sogar in ihr ein Glück fand, was ihn täuschend über die Menschen erhob.

„Madame, ich bewundere Sie,“ sagte er, das Schweigen brechend; „Sie treiben mich zu einer Achtung gegen Menschen, die mir fremd und unangenehm ist. Ja, ich hasse Delhorst als einen Niederträchtigen, den ich vernichten muß, soll mein Leben, mein Wirken keine

Chimäre gewesen sein, ich hasse ihn als einen — Mörder!"

„Mörder?" rief Athalie entsetzt; „Delhorst... ein Mörder!"

„Trifft Sie das?" fragte Beinlich triumphirend; „ist das ein electrischer Funken, der Sie berührt? Es freut mich — ich will versuchen, Ihnen meinen Haß einzuimpfen, Sie sollen erfahren, warum ich ihn hasse. Ich habe nur einem Menschen meine Brust erschlossen, ich will auch vor Ihnen dies Geheimniß aufrollen, dann wollen wir sehen, ob Sie Ursache haben, mich zu verachten."

Athalie starrte den Mann an; eine zweite, sichtbare Verwandlung war in den wenigen Momenten mit ihm vorgegangen, die eisige Ruhe aus seinem Gesicht verschwunden, die Blässe, für gewöhnlich die Farbe seiner Wangen, von einem tiefdunkeln Roth verdrängt, als dränge plötzlich alles Blut aus seinem Herzen nach dem Antlitz. Er streifte seine blaue Brille ab und Athalie sah düsterflammende Blicke, die lebhaft, gleichsam freudig über den losgewordenen Zwang nach allen Seiten wirr hinflogen und dann auf ihr ruhten.

„Ist Ihnen der Name Damiani je in's Ohr gedrungen?" hob Beinlich an.

Athalie antwortete leise:

„Nein!"

„Dieser Damiani war ein glücklicher, sehr glückli-

cher Mann, treu seinem Fürsten und geehrt von allen Rechtschaffenen, ein Feind aller Heuchelei, aller Bosheit, aller Schurken. Die Armen liebten ihn darum, den Reichen war er ein Stein des Aergernisses. Und wie es zu gehen pflegt, man wußte den redlichen Mann auf eine Weise aus dem Staate zu entfernen, die ehrenvoll genannt werden mußte. Man vertraute ihm den Posten eines Residenten in einem fernen Lande — es war eine Ehre! Mit seiner Gattin verließ er das Vaterland, sein einziger Sohn blieb, um der Studien willen, denen er sich widmen sollte, zurück. Und sein war des Vaters Herz, er betrachtete diesen Sohn als sein größtes Glück. So vergingen Jahre — der Jüngling betrat die Universität, kräftig an Geist und Körper, die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erweckend. Damals hatte der Vater Damiani seine einzige und süßeste Freude in dem Gedanken, in diesem Sohne sich einst selber wieder zu erkennen — es war eine Freude! — Die Universität vernichtete sie. Feuerköpfe verwickelten den jungen Damiani in eine sogenannte hochverrätherische Verbindung, die sich über mehrere Classen der Gesellschaft verbreitete. Auch Delhorst, damals nur ein einfacher Kaufmann, nahm Theil daran und zeigte Eifer in diesen geheimen Umtrieben. Die Briefe des jungen Damiani an seine Eltern sprachen von diesem Delhorst als seinem zärtlichsten Freund.“

Sichtbar schien Beinlich von dieser Erinnerung so

ergriffen, daß er eine Pause machen mußte, um wieder eine Ruhe zur weiteren Fortführung seiner Erzählung zu gewinnen; seine Mundwinkel kniffen sich zusammen, als gälte es einen großen, ihn durchwühlenden Schmerz zu unterdrücken. Nach einer Weile hob er wieder an:

„Damiani, der Vater, freute sich dieser Freundschaft; er hielt es für das größte Glück im Leben eines Jünglings, einen Freund zu besitzen. Der arme Vater, wie hatte er sich getäuscht! — Plötzlich blieben die Briefe seines Sohnes aus, Angst erfüllte sein Herz. Ein Zufall gab ihm wieder Muth; die Nachricht, daß ein Schiff, welches unter einem ihm bekannten Capitain gewöhnlich die Ueberfahrt machte, zu Grunde gegangen sei, beruhigten ihn; die Briefschaften, die es an Bord hatte, waren, wie die Güter, ein Raub der Wellen geworden. War es nicht möglich, daß auch ein Schreiben seines Sohnes mit verloren gegangen sei? Doch erst nach Verlauf von zwei Monaten konnte darüber Gewißheit erfolgen.“

„Ihre Ehe ist kinderlos geblieben, Madame,“ fuhr Beinlich nach kurzer Pause fort; „Sie sind nicht Mutter, deshalb werden Sie auch die Angst, die Hoffnung, die Sehnsucht und alle die tausend Qualen eines Vaterherzens nicht zu fassen verstehen, der in diesem Sohne sein Alles auf dieser Erde sah, denn seine Gattin war das Opfer eines Verführers geworden, obwohl sie bereits über die Jahre der Jugendblüthe hinweg war,

eines niedrigen, gemeinen Menschen, der es verstand, seiner Habgier wegen, sie zum Ehebruch zu verlocken. Lassen Sie mich darüber schweigen, es war ein Fleck in der Ehre dieses Mannes, darum hatte er auch seine einzige Hoffnung, seine ganze Liebe auf diesen Sohn gesetzt. Um seinetwillen hatte er der Ehebrecherin verziehen, welche, fern von ihm im Elende, verlassen von ihrem Verführer, der sie zu einem bedeutenden Diebstahl an dem Vermögen ihres Gatten bewogen hatte, gestorben war.“

Athalie verhüllte ihr Gesicht. Die Aehnlichkeit des Verbrechens traf sie hart, wie ein schwerer Vorwurf.

Beinlich redete nach einer sehr kurzen Pause weiter:

„Damiani eilte zu jeder Stunde des Tages an dem Hafen, um nach dem erwarteten Schiffe zu schauen, welches ihm eine Nachricht von seinem Sohne bringen sollte. Die Sehnsucht ist ein Fieber, das Geist und Körper zugleich durchras’t. Endlich erschien es, mit stolz von günstigem Wind geblähten Segeln; es warf Anker. Kein Brief, aber ein Mensch, der Diener des Sohnes trat vor Damiani hin und .... verflucht sei diese Erinnerung, die mich wahnsinnig macht, wenn sie in mir aufsteigt! Hätte mir der Ehebruch meines Weibes den Tod gegeben, es wäre ein Glück für mich gewesen!“ rief Beinlich, mit Wuth verzerrten Zügen und krampfhaft geballten Fäusten.

„Himmel! Sie sind Damiani?!“ stieß Athalie angstvoll bei seinem Anblicke aus.

„Ja, ich bin es — nennen Sie den Namen nicht, er ist verschollen, entehrt, der Henker hat Bekanntschaft mit ihm gemacht,“ antwortete der von der Erinnerung Durchschauerte und ließ seinen Worten einen tiefen Seufzer folgen, als müsse er die Brust von dem Andrange der Athemenge befreien, um nicht zu ersticken.

Das Schweigen, welches jetzt folgte, war ängstigend. Beinlich stand mit auf dem Boden heftenden Blicken und an der Seite seines Körpers festangeballten Fäusten, ohne Bewegung, vor der zitternden Athalie, die die Pause durch kein Wort zu stören wagte. Die Furcht, welche die schöne, junge Frau empfand, war unheimlich, in Fesseln schlagend. Nach einer Weile warf Beinlich den Kopf auf, sein Blick war stier, furchtbar, fast wie der eines Irren.

„Nun,“ fuhr er mit einem grellen Lächeln fort; „was war es? Der Diener verkündete mir, daß sein Herr als Hochverräther eines Nachts von Wachen, die das Haus umringt hätten, aufgehoben worden sei und, überwiesen der Absicht des Königsmordes, in aller Stille, wie es heiße, enthauptet worden sei. Madame, es bedurfte nur dieser Nachricht, um mich niederzuschmettern — ich verlor die Besinnung und als ich wieder denken lernte, waren — Jahre vergangen. Ich war wahnsinnig geworden und man hatte mich auf einen von

der Stadt entfernten Landsitz gebracht, der mein Eigenthum war — der Diener meines Sohnes war bei mir geblieben, er war der Einzige gewesen, welcher mich nicht verlassen hatte. Der Wahnsinnige war für die Welt abgestorben und so kümmerte sich diese nicht mehr um ihn, sie hatten ihn vergessen. Meine Wiedergeburt war kein Glück, kein Segen — ich haßte die Menschen von nun an, sie hatten mein Dasein vergiftet und jeder Tag, der mir nun wurde, prägte diesen Haß tiefer in meine Seele. Der alte Diener schilderte mir alle Nebenumstände des Ereignisses, das meinen Sohn in's Verderben stürzte. Ich erfuhr so viel, daß ich keinen Zweifel hegen konnte, wie nicht nur er, sondern auch Viele seiner Freunde dasselbe Loos theilten. Als der alte Diener sah, daß meine Genesung vorwärts schritt, überreichte er mir eines Tages ein Päckchen Briefe, indem er mir sagte, daß, als mein Sohn verhaftet worden, derselbe ihm, Abschied nehmend, um den Hals gefallen sei und ihm leise zugeflüstert, er solle alle Schriften in dem Wandschub, unterhalb des Fensters, vernichten, wenn es noch möglich sei. Ein einziger geringfügiger Umstand — ein Tisch stand am Fenster und verdeckte diesen Wandschub — ließ die Alles hier in Beschlag nehmende Polizei diesen Versteck übersehen — diese Papiere waren Briefe Delhorsts. Ja, Madame, diese Briefe verdammen ihn der Mitwissenschaft jenes Hochverraths; er war es, der meinen Sohn zu dem beabsichtigten Königs-

mord antrieb, der seine jugendliche und übelgeleitete Phantasie zum Extrem anfeuerte — er war es, der seine Seele vergiftete und ihn aufrief, die Rolle eines Brutus zu spielen, sich einen Namen zu machen, unsterblich zu werden in der Geschichte. Damals betrauerte auch ich Delhorst, in der Ueberzeugung, daß er das Loos meines Sohnes getheilt habe, der, edel genug, durch die Wahrung dieser Briefe vor den Augen der Welt ihn rettete. Ich war alt geworden während der kurzen Jahre, nicht mehr kenntlich gegen mein früheres Aussehen, mein Haar gebleicht und ausgefallen — als ich eines Tages nach der Stadt zurückkehrte, erkannte mich Niemand, ich war ausgestrichen aus der Liste der Lebenden und — ich freute mich darüber, ich liebte das Leben nicht mehr, die Welt war für mich todt. Noch eine Aufgabe im Leben hatte ich zu erfüllen: Gewißheit über meines Sohnes Ende. So kam ich hieher zurück, unter dem Namen, den ich jetzt führe; ich kam allein, der Diener meines Sohnes, ein alter Mann, war gestorben. Delhorst lebte — im Glück. Auf die Nachricht, die ich über ihn einzog, war er nie in einer Haft gewesen; mein Erstaunen wuchs — wie war es möglich, daß er, ein sehr stark bei dem Hochverrath Betheiligter, sich gerettet hatte, da mein Sohn als blutiges Opfer gefallen und viele Andere des Landes verwiesen worden waren oder noch in strenger Haft saßen? Noch hatte ich keine Ahnung, daß Delhorst ein Verbrechen

begangen haben könne — ich vermied es, ihn zu sehen — ha, der Aufenthalt in dieser Luft erdrückte meine Seele. In Verzweiflung entfloh ich diesen Mauern."

Beinlich hielt hier inne, er schöpfte tief Athem, dann sagte er:

„Ich will schnell zu Ende eilen. Der Zufall machte mich, fern von hier, mit einem Unglücklichen bekannt, der Ehre und Güter verloren hatte durch Bosheit und niederträchtige Kabalen. Delhorst war das schändliche Werkzeug seines Sturzes. Ich erfuhr, daß er auch der Verräther meines Sohnes gewesen — er, der Nichtswürdige, der ihm die Absicht des Königsmordes in die Seele geschwärzt. Meine Seele tobte vor Wuth, ich verfluchte den Mörder, ich schwor ihm Rache. Und ich halte sie — ich will ihn als Verbrecher sterben sehen!" rief Beinlich mit hochaufgestreckter Rechte.

Ein langes, unheimliches Schweigen folgte; Athalie war in sich zusammengesunken.

„Madame," redete Beinlich endlich, „Ihr Gefühl muß und wird Ihnen sagen, daß ich im Rechte bin, ihn zu hassen, zu verabscheuen, zu verfolgen, Rache an ihm zu nehmen; er ist der Mörder meines Sohnes und ich habe es in dunkler Mitternachtsstunde geschworen, ihn zu vernichten, und werde den Eid halten. Sie werden erstaunen, daß ich es nicht schon längst

that, da ich im Besitze dieser Briefe bin; aber das ist die Eigenthümlichkeit des Verrathes, daß er in seiner eigenen Schändlichkeit einen Schutz findet. Er ist Hochverräther, ich weiß es, ich kenne sein Treiben; sein Pult, sein Arbeitszimmer verbergen die Beweise, deshalb fordere ich Sie auf, mir die Gelegenheit zu verschaffen, dieser Beweise mich zu bemächtigen. Er hat ihr Leben vergiftet, wie das meine; Sie müssen mir Beistand leisten. Fluch dem Schändlichen!"

Athalie schien wieder Kraft gesammelt zu haben, sie richtete sich langsam auf.

„Mein Herr," sagte sie, „ich liebe Delhorst nicht, er ist ein Tyrann; aber meine Hand bleibe fern von jeder That, die ihm schaden könnte. Er ist mein Gatte. In dieser Bezeichnung liegt Alles; — Niemand hat weniger Recht, Böses an ihm zu thun, als ich, die so schwer an ihm und ihrer Pflicht gehandelt. Ich bin in Ihrer Hand, mein Herr — vernichten Sie mich, aber fordern Sie nicht Unmögliches von mir."

Peinlich starrte sie an.

„Sie setzen mir Weigerung entgegen?" rief er dann.

„Ja," entgegnete die Geängstigte, „fordern Sie, daß ich ihm heute noch mein Verbrechen bekenne, so soll es geschehen; aber selbst dann, wenn er in Wuth und Zorn mich mißhandelt, werde ich ihn noch warnen vor

Ihrer Rache; Ihr Name wird sein Schreck, aber auch seine Rettung sein."

In Beinlichs Gesicht zuckte es gleich Blitzen, das Knirschen seiner Zähne bewies, in welcher Aufregung sich der Mann befand; aber allmälig wurde er ruhiger, seine Züge ernst, ohne einen Nebenausdruck von verstecktem Grimm.

„Madame!" sagte er, „Sie zwingen meinem Hasse Bewunderung ab, Sie lehren mich, daß es noch eine Tugend unter den Menschen giebt; ich erwartete das nicht. Sie kennen mein Geheimniß, ich das Ihre — begraben wir beide in die Nacht der Vergessenheit. Von nun an schütze ich Sie; leben Sie wohl, ich scheide von Ihnen als Freund."

Mit schnellen Schritten verließ der Notar das Gemach.

Wir führen den Leser in das Haus der Gottseligen ein. Oswald Ehrenhaupt hatte in demselben bereits einige Wochen zugebracht, gewiß ein furchtbarer Zwang für solch ein lebhaftes, schnell übersprudelndes Gemüth, aber auch ein Zeichen, daß man es verstand, ihn zu fesseln, seine ungestüme Freiheitsliebe durch allerlei Mittel in den Hintergrund zu drängen. Es war ganz darauf abgesehen, das reine Licht in dem Geiste dieses

Jünglings zu ersticken; die beste Lehrmeisterin in dieser Beziehung schien ohnstreitig Therese, weil sie zugleich die Einzige war, welche ihm an Jugend gleich stand. In diesem Hause der Frömmigkeit hatte es wegen Oswald schon wunderliche Auftritte gegeben, die die Bewohner desselben in nicht geringes Schrecken setzten. Die Abendandachten, welche hier gehalten wurden, konnten unmöglich geeignet sein, ein aller Duckmäuserei fremdes Gemüth anzusprechen; im Gegentheil, sie boten der Heiterkeit Oswalds Stoff zum Lachen. Der sehr würdige Diaconus wurde vor Allem der Gegenstand dieses Gelächters. Die Gesichter, welche dieser fromme, sehr oft in Verzückung gerathende Mann bei seinen Vorträgen schnitt, die Manier, seine Worte in jenem heulenden oder winselnden Tone an die Versammelten zu richten und die Leichtigkeit, mit der dieser Geweihte des Lammes bei dem geringsten Anlaß Thränen vergoß, belustigten Oswald ungemein. In einer dieser Versammlungen war es sogar vorgekommen, daß Oswald zu Therese laut sagte:

„Sieh nur, Schwester Therese, er windet sich wieder, wie meines alten Thoms großer Jagdhund, der am Ohrzwang litt.“

Natürlich erregte eine solche ungescheute Aufrichtigkeit ein bedeutendes Aergerniß unter der Versammlung, einen Aufstand; indeß der Diaconus war zu talentvoll, um selbst diese höchst unangenehme Störung

nicht schnell in ein günstiges Licht setzen zu können, in ein Licht, welches auf die Kinder dieser Welt durchaus keinen erfreuenden Strahl warf.

„Die Heiligen des Herrn werden immerdar verspottet,“ sagte er, „das Lamm blutete. Wundert Euch daher nicht, geliebte Brüder und Schwestern, wenn dieser Jüngling, dessen Herz gut ist und weich wie Wachs — ich kenne es — der aber die Finsterniß der Welt darin trägt, Spott treibt mit dem Heiligsten. Das ist nicht aus seinem Herzen, das ist der Behemoth, der ihm den Spott in den Mund legt, um Aergerniß unter die Schaar der Frommen zu bringen. Um desto emsiger will ich an diesem Herzen bauen, der Finsterniß es entreißen und es heiligen mit den Blutstropfen des Lammes. Lasset kein Aergerniß darüber in Euch Fuß fassen, vielmehr sei es Euch ein Beweis, wie der Versucher rastlos waltet, die Frommen zu kränken und ihre Stärke zu erproben, ob er Eingang finden möge in ihre Herzen und wankend machen ihre gläubigen Herzen.“

Oswald war betroffen; er fühlte, daß er nicht im Rechte sei, deshalb schwieg er. Aber der Diaconus hatte sich getäuscht, da er dieses Schweigen für eine Feigherzigkeit, für eine Furcht nahm und nach Beendigung der Abendandacht Oswald im Zimmer der Frau von Kauritz mit Vorwürfen überschüttete. Der Jüngling schwieg jetzt nicht, er erklärte ohne Scheu, daß ihm diese Frömmeleien nicht behagten und er nie mehr einer

solchen Abendversammlung beiwohnen werde. Solch eine entschiedene Sprache war in diesem Hause etwas Unerhörtes und der Diaconus sagte zu Frau von Kauritz:

„Ich fürchte, wir haben uns mit diesem trotzigen, jungen Menschen eine Ruthe aufgebunden, die uns noch schlagen wird, wenn wir sie nicht scharf im Auge haben.“

Von diesem Abend an blieb Oswald den Abendandachten entfernt. Ueberhaupt schien seine Gegenwart in diesem Hause höchst unangenehmen Eindruck auf einige Personen zu machen. Der Schuldirector hatte so Manches herausgefunden, was ihn von dem Jüngling abstieß; die kräftige, freie Seele des Letzteren war ihm sehr zuwider, ebenso Steglich, der Stadtbeamte, der sich jetzt gänzlich unbeachtet sah.

Oswald konnte es nicht über sich gewinnen, diesen Männern der Sanftmuth eine Zuneigung zu zeigen, eine Freundlichkeit, die mit seiner Wahrheitsliebe im größten Widerspruche stand. Er konnte die Worte der armen Frau, die, aus Steglichs Wohnung kommend, ihm begegnet hatte, nicht vergessen, obwohl Beinlich ihm eine andere Meinung über diese Angelegenheit beizubringen gesucht hatte. Es lebte eine zu heftige, zu stark auftretende Abneigung in Oswald gegen diesen Mann, der sich demüthig gegen ihn verhielt und wie es sogar den Anschein hatte, seine Freundschaft zu erringen trachtete.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau," sagte Oswald zu Frau von Kauritz, „wie Sie einen solchen Menschen um sich leiden können. Er ist mir abscheulich — gar nichts Männliches — Thoms würde sagen, er habe viel vom Nimrod oder der Diana, immer freundlich."

„Er ist ein sehr frommer Mann, der Niemand Böses thut, alle seine Mitmenschen liebt," antwortete Frau von Kauritz; „ich wünsche recht sehr, daß Sie Ihre üble Meinung über ihn verbessern möchten, guter Oswald."

„Ich werde ihm nichts in den Weg legen," entgegnete dieser; „aber ich glaube nicht, daß wir je Freunde werden; eine arme Frau ist weinend von ihm fortgegangen, das vergesse ich nicht."

Unter dieser Umgebung würde Oswalds feuriges Gemüths sehr bald in eine sehr unangenehme Stimmung versetzt worden sein, wenn Therese nicht in dem Hause gewesen wäre. Sie hatte es sich vorgenommen, die schwierige Aufgabe, diesen wilden Geist in Fesseln zu schlagen, zu lösen und dem Anschein nach schien sie auch auf dem Wege des Fortschrittes zu wandeln in dieser Beziehung. Die gänzliche Abgeschlossenheit von allem anderen Umgange wies Oswald nothwendigerweise an Therese und er fand sogar einen Reiz darin, mit Therese vertrauter zu leben. Es war ihm ein ganz fremdes Gefühl, von den Armen eines Mädchens umschlungen zu werden, nur von Liebe zu hören und in dem

Benehmen Theresens eine Hingebung gegen seine Person zu erblicken, welche ihm nur schmeicheln konnte. Keine Schönheit, wie Bettina von Bojerström, besaß Therese etwas, was die Sinne eines Jünglings nur zu sehr beschäftigen und anziehen konnte. Sie war üppig, der Blick verlangend; selbst der Widerspruch zwischen ihrer Kleidung und dem vollen, weichen Körper ein Magnet mehr, der auf die Sinne einwirkte oder auch eine Herausforderung, dieser klösterlichen Tracht zum Trotz, ihr mit Gedanken der schönen Sünde zu nahen. Und Oswald, der noch nie geliebt, den nur die Schönheit Bettina's gewaltsam anzog, ohne daß in ihm ein Wunsch aufgestiegen wäre, sie zu besitzen, dessen Herz noch ganz frei war, fühlte sich von Theresens frommer Frivolität zu Neigungen hingerissen, die, da sie ihm neu waren, aber angenehm seine Sinne beschäftigten, eine vollkommene Macht über ihn gewannen und fast selbst den Freiheitstrieb in ihm unterdrückten. Diese frivole Scheinheilige verstand es, sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln, und seine Lehrerin zu werden. Sie war auf dem besten Wege, ihn vergessen zu machen, daß ein edler Funke in seiner Brust glühte. Er fühlte weniger, als früher, die Entbehrung seiner Freiheit, weil allmälig der Trieb zur Wollust in ihm erhöht ward. Und je mehr dieser Trieb eine Macht in ihm ward und ihn zu beherrschen begann, desto zurückhaltender wurde Therese; sie wußte, wie der Widerstand

ein so feuriges Gemüth aufreibe, sie benützte jede Gelegenheit, sich von ihm zurückzuziehen. Der sehr würdige Diaconus bemerkte dies Spiel.

„Haben Sie noch die Hoffnung, ihn zahm zu machen?“ fragte er Theresen.

„Mehr als je,“ antwortete diese, „aber es ist eine Kunst.“

Der Diaconus lächelte.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Meisterstück.“

„Ein Weib kann Alles, ehrwürdiger Freund!“ bemerkte Therese triumphirend.

Beinlich besuchte das Haus fast alltäglich; auch er bemerkte, daß eine Veränderung mit Oswald vorging. Anfänglich hatte ihn dieser mit Fragen bestürmt, wie lange er hier verborgen bleiben solle? Diese Fragen wurden jetzt nicht mehr gethan und Beinlich ahnte, welche Schlinge ihn umstricke.

„Ich habe Nachricht vom Hofe,“ flüsterte er ihm eines Tages zu, „die schöne Bettina Bojerström, sagt man, habe dem König Eröffnungen gethan, daß Sie, Oswald . . .“

„O, reden Sie nicht davon, ich habe keinen Sinn mehr dafür,“ fiel ihm Oswald in's Wort; „ich war ein Thor, daß ich mich verleiten ließ, ein Wagstück zu unternehmen, welches mich in den Geruch eines Königsmörders brachte. Sagen Sie mir nichts mehr von dieser schönen Gräfin. Wenn sie es aufrichtig mit

mir gemeint hätte, würde sie mich in Schutz genommen haben; oder finden Sie es für recht, daß sie schwieg, als man mich für einen Wahnsinnigen und gar für einen Mörder ausschrie? Nichts mehr von ihr."

„Sie gefallen sich hier, wie es den Anschein hat?" fragte Beinlich lächelnd.

„Ja!"

Beinlich ließ dies Gespräch fallen, obwohl es ihn nicht wenig befremdete, daß der Freiheitsdrang, dies kräftige Gemüth so schnell sich einer Herrschaft unterworfen habe, welche er nicht für fähig gehalten, ihn so in Fesseln zu schlagen. Er belächelte zwar diese Verirrung, diese Hingebung an eine Leidenschaft, deren Gegenstand er in tiefster Seele verachtete; aber beschloß, um den Jüngling nicht tiefer sinken zu lassen, ihn zu retten, indem er ihn in eine andere Luft versetzte und die Entfernung aus diesem Hause zur Nothwendigkeit machte.

Ganz anders dachte der würdige Magister Ehrenhaupt, der hier für Oswald ein wahres Kanaan sah. Dieser alte, redliche Mann erkannte nur die Oberfläche, der Grund blieb ihm fremd. Er war kein Mann des Scharfblicks; der beste Heuchler in seinen Augen der beste Mensch, weil er nur nach sich, nach seiner eigenen Biederkeit, die kein Falsch kannte, urtheilte, das Leben, das heißt die Menschen mit ihren Leidenschaften, ihm fremd waren.

In der That war es fast auffällig zu nennen, wie sehr Oswald sich verändert hatte. Das frische, gesunde Blut schien in seinen Adern zu stocken, der lebendige, sprühende Muth von ihm gewichen zu sein. Dieser Wechsel seiner geistigen und physischen Stimmung begann auch seine Spuren dem Aeußern dieses Jünglings aufzudrücken; eine merkliche Blässe kämpfte gegen die Farbe der Gesundheit auf seinen Wangen, seine Blicke, sonst so kühn, herausfordernd, glühten jetzt von einem dunkeln, unheimlichen Feuer, sie wurzelten öfters am Boden und mit diesen Anzeichen einer gefährlichen Umwandlung verband sich auch eine Mattigkeit, eine Erschlaffung seines Wesens; seine Bewegungen wurden schwer, sie verloren die anmuthige, mit seiner früheren Heiterkeit so sehr harmonirende Leichtigkeit, jene graziöse, natürliche Ungezwungenheit, die ihn, ohne daß er die Kenntnisse des Anstandes besaß, so vortheilhaft auszeichnete. Gewiß, er bedurfte einer andern Luft, um nicht zu verwelken. Ja, in ihm brannte eine wilde, verzehrende Gluth, die Sinnlichkeit; sie drohte die frische Blüthe seiner Jugend zu untergraben.

Man begann in diesem Hause die Nachtruhe zeitig, ihm aber fehlte der Schlaf; seine Träume waren schwer, sie erquickten ihn nicht; wie Fieber durchras'ten sie seinen wildaufgeregten Geist, er fürchtete, sein Lager zu suchen, denn es war glühend, eine Marter für ihn, und der Morgen fand ihn ermatteter, als er sich nieder-

legte. Und Therese floh ihn, sie spannte seine Leidenschaft auf den höchsten Grad. Eines Abends betrat er sein Zimmer; es war leer, todt, nur der Hall seiner eigenen Schritte der einzige Ton, der ihm in's Ohr drang; er riß das Fenster auf, die Luft draußen nebelig, schwer, linderte die Gluth in ihm nicht, der schwarze Nachthimmel war kein erheiternder Anblick.

Während er so hinausstarrte, schoß ein Gedanke in ihm auf. Wenn er jetzt Therese überraschte — jetzt! — Dieser Gedanke faßte so schnell Wurzel, daß er keinen Augenblick zögerte, ihn auszuführen. Er ließ das Licht brennen; bekannt mit der Localität des Hauses, stieg er die Treppe hinab und den langen, gewundenen Corridor entlang. Hier hatte er abermals eine kleine Treppe hinabzusteigen; Theresens Zimmer lagen hier, sie waren nicht geschlossen, es wäre auch unnöthig gewesen, da das Haus fest geschlossen war. Er trat ein, er wußte ihr Schlafgemach; durch das Schlüsselloch erblickte er Licht. Obwohl ihm sein Verstand sagte, daß er sich eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen lasse, wich er doch nicht zurück, ein Druck und — er trat ein. Therese, schon halb entkleidet, mit aufgelös'tem Haar, stand mit dem Rücken gegen die Thüre vor einem Spiegel; sie erschrak so, daß sie einen Schrei ausstieß und in einen nebenstehenden Stuhl sank.

„Therese, ich bin es — ich — fürchtest Du Dich vor mir?“ rief er, zu ihr tretend.

Die Heuchlerin blieb, scheinbar leblos, im Sessel liegen; sie hatte ihn erkannt, der Spiegel ihr seine Gestalt gezeigt, aber sie hielt die fingirte Ohnmacht fest; es war so süß, in dieser Lage Beobachtungen anzustellen, in wie weit ihr Spiel bei ihm gewirkt habe; sie wußte, daß der Anblick ihres halbenthüllten Busens, die entblößten Arme Eindruck auf die Sinne des Jünglings machen mußten, und sie täuschte sich nicht.

Oswald warf sich neben ihr nieder, seine heißen Lippen preßten sich auf das elastische Fleisch ihrer Arme, ihres Busens; er war außer sich. Mit beiden Armen hielt er sie umschlossen, er zitterte. Endlich schlug sie die Augen auf, er bemerkte es nicht, sie lächelte, sie feierte einen Triumph.

„Oswald!“ rief sie plötzlich, „Himmel! was soll das! —“

Einige Bewegungen, ihn zurückzustoßen, mißlangen, er hielt sie zu fest.

„Therese!“ stammelte er, „ich bin krank — ich mußte Dich sehen, es verzehrt mich, ich ertrug es nicht länger, deswegen — deswegen bin ich hier.“

„Laß mich aufstehen,“ sagte sie; „ich werde Jemand rufen, um Dich nach Deinem Zimmer zu führen.“

„In die Hölle? Nein! nein! hier will ich bleiben, bei Dir!“ rief er; „glaubst Du, ich könnte schlafen? Ich kann es nicht, und kann ich es, seh ich Dich —

Dich — ich habe noch nie so von Jemand geträumt — ha, wie warm Du bist!“

Therese überstrich mit der Hand seine Stirne.

„Du fieberst,“ sagte sie, „Deine Stirn ist heiß und naß.“

„Ja, es ist ein Fieber in mir, jetzt wird es besser werden,“ antwortete er, seine Augen wurzelten auf ihrer fast enthüllten Büste.

„Warum starrst Du so auf mich?“ fragte Therese; „o Himmel! mein Tuch! mein Tuch? Laß mich los!“

„Nein, bleib so,“ sagte er, „bleib so, es ist zu spät, Du kannst Dich mir nicht mehr verhüllen.“

„Oswald!“ flehte Therese, die Arme wie verschämt über die Brust kreuzend, „geh, geh — ich verspreche Dir Schweigen über Deine Unbesonnenheit; ich könnte Dich auch nie verrathen; aber laß mich aufstehen; — entferne Dich, ich verlange es.“

Oswald ließ sie jetzt los, sie erhob sich und warf ein dünnes Flortuch um ihre Schultern. Eine Pause war eingetreten.

„Du stößt mich von Dir?“ fragte Oswald; „nun ja, Du hast Dich schon mehrere Tage von mir zurückgezogen; ich sehe Dich täglich, aber will ich Dir nahen, so entfernst Du Dich.“

„Muß ich nicht?“ fragte Therese; „soll ich die Vorwürfe der Mutter ertragen, daß ich Dir zugeneigt

bin, der Du unsre frommen Andachten verspottetest? Dadurch hast Du selbst eine Scheidewand zwischen uns gezogen."

Obgleich Oswald unangenehm von dieser Entgegnung berührt schien, so überwand er doch diese plötzliche Mißstimmung.

„Und ist es denn möglich, daß Du, Therese, Gefallen an diesen Gebeten haben kannst?"

„Warum nicht?" entgegnete Therese, „ich liebe diese Andachten, diese Frömmigkeit, weil sie Trost, Beruhigung gewährt."

„Ich verstehe Dich nicht!" entgegnete Oswald; „erkläre mir das."

„Ist es so schwer zu fassen?" fragte Therese lächelnd; „ist nicht der Gedanke schön, daß die Sünde eine Stufe zu unserer Gottseligkeit wird? Andere haben keinen solchen Trost, wir aber besitzen ihn."

„Ich habe jetzt keinen Gedanken dafür," bemerkte Oswald; „wärst Du die Sünde, begriffe ich es bald."

„Und wenn ich es wäre?!"

„Therese!" rief der Jüngling erstaunt.

„Du glaubst es nicht? und doch ist es so. Gieb mir Deine Hand, mein Bruder, ich will Dich überzeugen, Du sollst glauben lernen und wie ich glauben. Deine Gedanken an mich sind Sünde, gestehe es nur, Du fühlst Dein Blut glühen und wagst doch Niemand davon zu sagen."

„So ist es," stimmte Oswald bei.

„Wir aber wissen, daß die Sünde nur eine Gnade ist, denn wie möchten wir Reue und Buße üben so recht wahrhaft und herzensbrünstig, wenn wir uns nicht der Sünde bewußt wären? die Buße ist süß, wie die Sünde. Wir denken uns eine Macht in uns, die gegen den Himmel streitet, die uns zur Sünde anreizt, sie ist nicht unsre Schuld; erliegen wir ihr, so sind wir nicht verloren, wir waren schwach, der Geist des Guten ist noch nicht befestigt in uns, die Buße versöhnt uns, wir flüchten zu dem Lamme, das alle Sünde für uns sich aufgeladen hat und sind wieder rein, als hätten wir nie gesündigt."

Und die Blicke Theresens schienen zu glühen. Oswald umschlang sie; diese Lehren erhoben den Sünder über die Heiligen, warum hätten sie einen von Leidenschaft glühenden Jüngling nicht erheben sollen?

„Du hast unsere Frömmigkeit verspottet," sagte sie, „und doch ist sie so schön, so troſtreich, so beglückend — willst Du der Unsre werden, Oswald?"

„Ich will — ich will!" rief der Jüngling.

Sie entschlüpfte seinen Armen.

„Dann erkläre es morgen vor dem hochwürdigen Diaconus, und die Braut des Lammes erwartet Dich morgen um diese Stunde wieder, um die Seelenvereinigung zu feiern; dann haben wir uns gefunden und sind

wir schwach, so büßen wir in seliger Lust die Sünde mit einander."

„Morgen? nein, heute — heute, Therese!" rief Oswald.

„Was thust Du?" flehte die frömmelnde Buhlerin, „Du reizest mich zur Schwäche, Oswald!"

In diesem verhängnißvollen Moment, wo die Sinnlichkeit den Jüngling betäubte, ihn Alles vergessen ließ, wo Therese, nur um seine Leidenschaft zu steigern, sich sanft sträubte, während ihr Körper unter dem Rausch des Wollustfiebers zitterte, erdröhnte die Decke des Zimmers wie von dem Fall eines schweren Gegenstandes; entsetzt vor Schreck stieß Therese einen Schrei aus, Oswald ließ sie aus seinen Armen; wie ein elektrischer Schlag alle Nerven erbebt, so wirkte diese plötzliche Störung, gleichsam plötzlich durchkältend, ein auf sein lustdurchflammtes Wesen. Dieser erschreckende Zufall war seine Rettung geworden, ein starker Windstoß, der mit einemmale den schweren Dunst der Leidenschaft, welcher ihn gänzlich umfing, lüftete.

„Was war das?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," antwortete Therese.

„Wohnt Jemand in den obern Zimmern?"

„Nein, sie sind leer, ich kann mir das nicht enträthseln."

Zu ihrem größten Mißvergnügen erkannte Therese, daß diese unzeitige Störung einen höchst unange-

nehmen Eindruck auf Oswald gemacht hatte, und obwohl sie die ohnehin schwache Vertheidigungsrolle gegen eine gewisse Angriffsweise vertauschte, so gelang es ihr doch nicht, das plötzlich gedämpfte Feuer der Sinnlichkeit wieder bei ihm anzuregen; Oswalds Stimmung war gänzlich verändert und eine halbe Stunde später verließ er sie und ging nach seinem Zimmer zurück.

Das Licht war ziemlich tief herabgebrannt und drohte zu verlöschen. Er warf sich auf sein Lager, aber es dauerte lange, ehe der Schlaf ihm nahte. Er konnte sich's nicht leugnen, daß Therese in seinen Augen an Reizen verloren habe; das züchtige, frömmelnde Wesen, ihr Zurückziehen von seiner Person und vor allen Dingen die Einsamkeit, die deshalb um so mehr seine wild entflammte Phantasie nährte, als er gerade nur auf ihren Umgang in diesem Hause angewiesen war, streiften jetzt den Reiz, der ihn gefesselt hatte, von der Erinnerung an sie ab; eine Ruhe, eine Besonnenheit glätteten die letzten Aufwallungen, die sich noch in seinem Blute fanden. Die Störung, welche so unvermuthet ihn fast am Ziele überrascht hatte, ließ ihn erkennen, wie Therese, da sie ihn nüchterner, kälter werden sah, nun die Maske des Widerstandes abwarf und selbst sich an ihn schmiegte. Dies Beginnen stieß ihn ab, es war unerträglich mit dem Nimbus, den seine Leidenschaft um sie gewoben; er erkannte, daß es nur ein berechnetes Spiel sei.

Indem er sich diesem Nachdenken hingab, stieg

auch die Freiheitsliebe, der Gedanke, dies Haus zu verlassen, in ihm auf; die Sinnlichkeit hatte denselben tyrannisch unterdrückt. Der Aufenthalt hier hatte von nun an den Reiz für ihn verloren. Seine Erinnerungen führten ihn zurück in die Freiheit, welche er vor dem Eintritt in dies Haus genossen, die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, machte ihn vor sich selber schaamvoll und dies Gefühl erhob ihn, kräftigte ihn, es rief die im Taumel untergegangene Entschlossenheit, den fröhlichen Muth in seine Seele zurück.

Wie unwürdig war dieser Aufenthalt für ihn; er zürnte mit Beinlich. Was sollte er hier unter diesen demüthigen Leuten! Wie sie werden? — die Augen zu Boden senkend und fromm lächeln? — nur von dem Lamme sprechen und die unsinnigen Traktätlein lesen? So, unter diesen Gedanken, schlief er ein und der Traum spann diese Bilder und Ideen in ihm fort, er war sehr unruhig.

Die Nacht, welche mit einem tiefschwarzen Himmel begonnen, hatte einen furchtbaren Sturm heraufgeführt, der an die Fenster von Oswalds Zimmer antobte. Der starke Luftstrom lüftete die schwarze Wolkendecke und verwandelte die Finsterniß in eine Dämmerung, die bald dunkler, bald heller, je nachdem die Wolkenmassen sich zusammenzogen oder flohen, die Gegenstände im Zimmer den im Bette Liegenden und von

dem an die Fenster abprallendem Sturm Ermunterten erkennen ließen. In einer der kurzen Pausen dünkte es ihm, als vernähme er einen Seufzer; er glaubte sich getäuscht zu haben, aber ein abermaliger Ton, ganz gleich wie der Vorige, überzeugte ihn bald, daß hier keine Illusion obwalte. Er richtete sich langsam im Bette in die Höhe. So muthig er auch war und jeder Aberglaube, jede Furcht vor Uebernatürlichem ihm bisher gänzlich fremd geblieben war, so fand er sich doch nicht wenig überrascht, als er eine Gestalt, deren Umrisse ihm in dem tiefem Nachtgrau riesenhaft erschienen, an dem Fenster erblickte. Diese Ueberraschung war so groß, daß er in den ersten Momenten vollkommen erstarrt war. Was bedeutete diese Erscheinung? Er stierte nach derselben hin, sie bewegte sich. Er hörte auch Worte einer weiblichen Stimme: „O Gott, keine Hilfe! keine Rettung!“ Dies war gewiß ein höchst seltsames Ereigniß und der erste Gedanke, es sei ein Traumbild, was ihn äffe, verschwand eben so schnell, als er die Gestalt sprechen hörte und überzeugt wurde, daß dies Haus nicht so unbewohnt war, als man ihm glauben machte.

Leise entschlüpfte er dem Bette und warf so geräuschlos als möglich seinen Rock über — der Umstand, daß er sich nicht völlig entkleidet hatte, begünstigte ihn jetzt, er trat aus dem Alkoven heraus — im selben Moment öffnete die Gestalt einen Fensterflügel; der

Sturm stieß in das Zimmer mit furchtbar heulendem Ton. Sie legte sich über die Brüstung hinaus, als wollte sie die Tiefe ermessen. Schreck erfaßte Oswald, er eilte schnell hinzu und ergriff sie. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank sie zurück und auf den Boden des Zimmers nieder, der unvermuthete Angriff hatte ihre auf's Höchste gespannten Nerven wie mit einem Schlage abgespannt, sie bewußtlos gemacht. Oswald warf den Fensterflügel zu, er war selbst so erschrocken, daß er nicht gleich wußte, was er beginnen sollte — indeß er faßte sich bald, hob die Aermste vom Boden auf und trug sie auf das Sopha, dann zündete er Licht an. Ohne Lebenszeichen lag Eva, denn sie war es, hingestreckt; eine tiefe Ohnmacht hielt ihre überreizten Sinne umschleiert. Oswald erinnerte sich, daß er eine Flasche mit Wasser da habe und sprengte ihr einige Tropfen davon in's Gesicht. Das Zucken ihrer Muskeln war ein deutlicher Beweis, daß das Leben, das Bewußtsein in ihr zurückkehre. Oswald setzte seine Bemühungen fort und hatte die Freude, sie bald die Augen aufschlagen zu sehen. Ihre erste Bewegung war, beide Hände vor das Gesicht zu schlagen, dann wie in höchster Angst aufzuspringen und fliehend das Zimmer zu verlassen, doch sie erreichte nicht die Thüre, Oswald hielt sie zurück.

„Wer bist Du?“ fragte er, „gehörst Du in dies Haus.“

Ein Thränenstrom war die Antwort.

„Mein Himmel!“ sagte der Jüngling, „hat man Dir Böses gethan? — rede doch! — fürchte Dich nicht vor mir, ich thue Niemand ein Leid.“

Diese freundliche Zurede schien nicht ohne Wirkung zu bleiben, Eva blickte nach dem empor, von welchem sie kam; aber gleich wieder schien eine unbeschreibliche Angst sie zu beherrschen. Sie wollte sich ihm entreißen; doch Oswald hielt sie fest.

„Ach, laß mich! — laß mich! — Sie schlagen mich, sie peinigen mich mit Ruthen, wenn sie es erfahren, daß ich ...“

„Wer?“ fragte Oswald ...

„Die Tante, der Diaconus, Therese ...“

„Sie schlagen Dich?“ rief Oswald empört; „sei ruhig, wenn ich bei Dir bin, wagt es Niemand, Dich zu schlagen. Fürchte Dich nicht vor mir, Mädchen, ich stehe Dir bei — Niemand soll Dich anrühren. Sage, wer bist Du?“

Eva sah ihn einige Augenblicke an, dann sank sie, wie übermannt vor Freude, vor ihm nieder.

„Hätt' ich denn wirklich einen Menschen gefunden?“ rief sie; „ach, mein Gott, Du hast mich nicht verlassen!“

„Setze Dich, Mädchen, sage Alles, verschweige nichts — keine Furcht mehr.“

Er führte sie zum Sopha.

„Was wolltest Du am offnen Fenster?“

Eva zögerte einige Secunden, dann sagte sie, fast unverständlich:

„Ich wollte meinem Leben ein Ende machen?“

„Du? das ist ja entsetzlich!“ rief Oswald; „Gott sei Dank, daß ich zu rechter Zeit kam, um Dich zurückzuhalten! Du bist ja so jung — wer konnte Dich zu solch einem Vorsatz treiben?“

Eva schien die Furcht, die sie immer noch beherrschte, immer mehr aufzugeben, sie faßte Muth in der Nähe dieses ihres Retters. Oswald erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß sie in diesem Hause eine arme Gefangene sei, an der man sich in Grausamkeiten weide. Die Schilderung, welche sie von den Letzteren, so weit es ihr Schaamgefühl zuließ, entwarf, erregten Oswalds höchsten Abscheu. Und der Diaconus, dieser fromme, würdige Mann, die Sanftmuth und Liebe selbst, Frau von Kauritz, welcher Oswald bisher Hochachtung geschenkt und Therese! — sein Herz empörte sich. Welche schändliche Mißhandlungen gegen dieses arme, junge Mädchen.

„Ich weiß es, man will mich umbringen, man fürchtet mich, und darum peinigt man mich bis zum Wahnsinn,“ sagte Eva weinend; „wer soll mir helfen? wer mein Jammergeschrei hören? Man hat mich in ein Gemach gesperrt, das zu fern liegt und die Mauern sind dick.“

„Wie kommst Du hierher?“ fragte Oswald.

Eva gestand, daß der Zufall in ihrem Gefängniß, das aus einem Gemach und einer Kammer bestehe, in der letzteren eine Drehthüre, die ganz das Aussehen der Wand habe und sich von derselben nicht im geringsten unterscheide, ihr habe entdecken lassen. Sie habe es am Tage nicht gewagt, ihr Gefängniß zu verlassen, erst gegen die Nachtzeit habe sie den Entschluß ausgeführt; sie sei aus der Drehthüre eine schmale, gewundene Stiege emporgestiegen und durch eine Tapetenthüre in ein Zimmer getreten. Der anbrechende Sturm, der die schwarze Wolkendecke ein wenig gelichtet, sei die Ursache gewesen, durch welche sie erkannte, daß sie sich in den Zimmern des Obergeschosses befände, welche, das wisse sie gewiß, gänzlich unbewohnt ständen. Deswegen sei sie muthiger geworden und wäre in denselben, die nicht verschlossen, fortgeschritten. Ein Todesschreck aber habe sie ergriffen, als sie in einem derselben an einen Gegenstand gestoßen, der mit Krachen zu Boden gefallen wäre. Eine flüchtige Röthe überglühte bei dieser, unwissend von Eva ihm gemachten Erinnerung, das Gesicht Oswalds. Also sie war die Ursache gewesen, die ihn aus dem Taumel der Sinnlichkeit gerissen, aus einem unwürdigen Rausche. Eva erzählte weiter, wie sie vor Schreck über den zu Boden fallenden Gegenstand sich wieder zurück geflüchtet, jedoch später, da Alles ruhig geblieben, wieder vorwärts gedrungen und die

Zimmer durchwandert sei, bis sie in das letzte gekommen, das jedenfalls ehemals als Schlafkabinet benutzt worden oder zu einem andern ihr unbekannten Gebrauche. Sie habe sich an der Wand hingetappt und eine Thüre gefunden, welche geschlossen gewesen. Durch mehrere Versuche sei es ihr gelungen, den Federhacken zurückzuziehen und die Thüre zu öffnen. Der frischere Luftstrom habe sie auf die Vermuthung gebracht, daß sie sich nun im Innern des Hauses befinde; der Gedanke an Freiheit habe sie gestärkt und nur die tiefe Dunkelheit sei die Ursache gewesen, daß sie sich hierher verirrt, weil sie in diesem Stockwerk, das sie nie betreten, die Lokalität gar nicht kenne und furchtsam, einen Fall zu thun, nur an den Wänden fortgetappt sei.

„Und warum werden diese Zimmer nicht bewohnt?“ fragte Oswald.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Eva, „man hat nie davon gesprochen. Ach, dies ist ein Haus der Geheimnisse.“

„Und Du sagtest, Mädchen, Deine Tante und der Diaconus fürchteten Dich?“ fragte der Vorige wieder; „warum aber?“

Eva erzählte unter Thränen von dem Tode ihres Vaters, der in einer unbewachten Minute, wo sie allein an seinem Schmerzenslager gestanden, der Dia-

conus und ihre Tante der Ruhe gepflegt hätten, ihre Hand ergriffen und ihr gesagt habe, er hinterließe ihr ein bedeutendes Vermögen, das durch die Sparsamkeit, durch die fast zu sehr an Geiz anstreifende Lebensweise, die er seit einer Reihe von Jahren geführt und sich jede Freude entsagt hätte, zum ansehnlichen Reichthum angewachsen sei. Ihre Tante sei die Testamentsvollstreckerin.

„Damals, als er dies zu mir sprach," fuhr Eva fort, „waren kaum einige Tage vergangen, wo er seinen letzten Willen aufgesetzt hatte. Gott ist mein Zeuge," sagte das Mädchen weinend, „in jener Minute gab ich nichts auf die Verheißung einer Erbschaft, die mich reich machen sollte, ich zerfloß in Thränen, denn ich stand ja allein nach seinem Tode; ich hegte eher Abneigung, als Zuneigung gegen meine Tante, die mit gleißnerischen Versprechungen, mich wie ihre eigene Tochter zu lieben, den Vater bethört hatte. Kaum war dieser gestorben, so stellte es sich heraus, daß ich arm, sehr arm sei und das mir bleibende Erbe nur einige Hundert Thaler betrug. Da ahnte ich schon, daß ein schändlicher Betrug gegen mich, die Waise, geschehen sei; jetzt weiß ich es gewiß, der Zufall hatte mich zur unbemerkten Ohrenzeugin eines Wortwechsels zwischen meiner Tante und dem Diaconus, diesem nichtswürdigen Scheinheiligen, gemacht. Ich bin die Erbin eines

großen Vermögens, das man diebischer Weise mir entriß.“

„Es ist schändlich!“ rief Oswald empört, „und diese Leute thun so fromm, so gottesfürchtig! Wer sind sie eigentlich?“

„Heuchler!“ antwortete Eva.

Der Zorn Oswalds loderte in hellen Flammen auf; diese Scene oder vielmehr diese Erfahrung rief vollkommen das im Taumel der sinnlichen Begier versunkene, starke, kräftige Gemüth in ihm empor. Ha, jetzt wurde es klar vor seinem Geiste; auch ihn wollte man unter die Schaar dieser Frommen reihen — Therese sollte dies Kunststück vollbringen. Aber warum? zu welchem Zwecke? Das blieb ihm räthselhaft.

„Ich bin aller Schurken Todfeind!“ rief der Jüngling; „so wahr diese Nacht draußen unheimlich und wild ist, so wahr rette ich Dich, Mädchen. Wir Beide müssen aus diesem Hause fort. Vertraust Du mir?“

„Ja!“ antwortete Eva; „es ist meine letzte Hoffnung, bricht diese, bin ich verloren.“

„Das sollst Du nicht sein,“ entgegnete Oswald; „laß mich nachsinnen, wie?“

Er ließ den Kopf in die Hand sinken und dachte nach, auf welche Art er Eva retten könne. Wie er auch nachsann, so fand er doch kein anderes Mittel, als Gewalt und um dies auszuführen, gehörte nothwendig

eine genaue Kenntniß des Terrains dazu, welche ihm, obwohl er schon wochenlang im Hause war, doch fast gänzlich mangelte. Die Ausführung selbst unterlag, wie sich von selber verstand, dem Augenblicke und war also darüber nichts im Voraus zu bestimmen. Aber ein heftiger Unwille gegen Beinlich wurde in im rege. Warum hatte er ihn gerade in dies Haus gebracht? Lag vielleicht dieser Handlung ein Zweck unter? Je mehr er darüber nachsann, desto mehr verminderte sich diese Beschuldigung gegen Beinlich. Dieser Mann hatte noch keinen Vortheil von ihm genossen, im Gegentheil, was er gethan, war aus reiner Freundschaft geschehen; er hatte sich seiner im Gefängniß angenommen, ohne ihn zu kennen und kein Schein eines Argwohns haftete auf ihm.

„Ich muß den Weg kennen lernen," sagte Oswald, „auf den Du hierher gelangt bist, Mädchen, das ist nothwendig."

Das günstige Geschick wollte, daß ein vor mehreren vorhergehenden Abenden stehen gebliebenes und nachlässiger Weise auf die Seite gesetztes, wenig abgebranntes Licht sich vorfand; Oswald zündete es an und verließ nun mit Eva sein Zimmer. Das arme, junge Mädchen wankte, die Mißhandlungen durch Ruthenstreiche hatten ihre physischen Kräfte erschöpft und nur die Anspannung, welche der Drang nach Freiheit ihrem Geiste gab, überwand ihre körperliche Ermattung; jetzt

aber trat diese in ihr vollkommenes Recht ein. Oswald mußte sie stützen. Eva hatte den Weg im Dunkeln gemacht, sie war ungewiß, ob es der rechte sei. Das Licht warf schmale Strahlen in den finstern Corridor, den sie entlang schritten; es war unheimlich, in der tiefen, nächtlichen Stille so schweigend hinzuwandeln, es schien fast, als wolle die hier herrschende Finsterniß das kleine Flämmchen der Kerze übermeistern, es brannte düster. Oswald bewunderte den Muth Eva's, hier so mitten in der tiefsten Nacht gegangen zu sein, er selbst konnte sich eines Schauers nicht erwehren.

„Es war ein Fenster da — wir müssen an einem Fenster vorbei," flüsterte Eva in Angst, daß sie den rechten Weg verfehlt habe.

Der Corridor dehnte sich lang wie eine unergründliche Schlucht vor ihnen aus; die Nacht, welche hier herrschte, gönnte durchaus nicht, über seine Länge zu urtheilen. Endlich kamen sie fast plötzlich an ein ihnen gerade entgegenstehendes Fenster, welches keinen helleren Schein verbreiten konnte, da eine dichte, vom Sturm zusammengejagte, finstere Wolkenmasse auf dieser Seite des Nachthimmels ein tiefes Dunkel, wie einen undurchsichtigen Vorhang, vor dasselbe zog. Hier wand sich der Corridor nach links und eine Thüre wurde sichtbar. Die Ungewißheit Eva's, ob sie am rechten Ziele sei, war jetzt geendet. Oswald öffnete und Beide traten ein. Dies Gemach, wenn man demselben diesen

Namen geben wollte, war mehr lang, als breit, es enthielt eine kleine Bibliothek, in Fachwerk stehend. Dunkle Sergegardinen, welche an den Seiten der längs der Wand angebrachten Repositorien zurückgezogen, herabhingen, waren dick voll Staub, so daß eine dichte Wolke aufflog, als Oswald unversehens daran mit dem Arme im Vorbeigehen streifte und der Schimmer der Kerze auf einen Moment verdunkelt wurde. Dieser Staub war ein unumstößlicher Beweis, daß hier seit Jahren kein Mensch gewohnt und diese Bibliothek benutzt hatte. Aus diesem schmalen Raume traten sie in ein großes Zimmer; es war vollkommen eingerichtet und diese altmodischen, massiven und mit einer Unmasse künstlicher Holzschnitzwerke ausgestatteten Möbel, die in Hinsicht des Staubes, der sie wie eine graue Decke überbreitet hatte, das nämliche Schicksal, wie die Bücher in dem kleinen Bibliothekgemache, theilten, das heißt, schwer in ihrer ursprünglichen Farbe zu unterscheiden waren, glichen Verstorbenen, welche, plötzlich ihren Lebensfunctionen entnommen, im Zustande einer Erstarrung geblieben waren, ohne ihr Aeußeres und ihren Platz zu verändern. Selbst ein Stickrahmen mit einer halbvollendeten Stickerei stand auf Holzträgern vor einem Sessel, ein gepolstertes Fußbänkchen vor dem letzteren, selbst die Nadel mit bunter Wolle hing noch an der Stickerei herab, als wenn die Eigenthümerin erst vor wenig Stunden diese Arbeit unterbrochen hätte;

und doch bezeugte der dicke Staub, daß dies schon vor vielen Jahren geschehen sein mußte. Das war wunderbar. So durchschritten sie mehrere Zimmer — die Bewohnerin mußte eine sehr reiche Dame gewesen sein und es blieb unerklärlich, warum Frau von Kauritz dies Alles in diesem Zustande ließ. In einem der Gemächer standen, um einen Tisch in der Mitte, sechs Sessel, als ob eine Versammlung von eben so viel Personen hier stattgefunden habe; ein Schreibzeug mit ganz eingetrocknetem Dintefaß, Federn, eine Uhr unter Glasglocke, auf die zwölfte Stunde zeigend, befand sich, nebst einigen Leuchtern, deren Kerzen halb abgebrannt waren, auf dem Tisch — ein Zeichen, daß diese Versammlung von Leuten um nächtliche Zeit stattgehabt, wenigstens deutete die Stunde, welche der Uhrenzeiger wies, darauf hin. Hier erklärte sich's auch, was das Gepolter verursacht hatte, das nicht nur Oswald und Therese, sondern auch Eva erschreckte — die Letztere war in der tiefen Nachtdämmerung an einem der Sessel hart angestoßen, der zu Boden gestürzt war. Nachdem sie eine Gallerie von neun Zimmern durchwandelt hatten, standen sie in dem Gemache, in welches sich die gewundene Stiege mündete, vermittelst welcher Eva aus der Kammer ihres Gemaches heraufgestiegen war.

„Aber dort ist noch eine Thüre, wo führt sie hin? Wir müssen es untersuchen!“ sagte Oswald, der ein Licht von dem Tische in einem der Gemächer mit-

genommen hatte, um nicht in Verlegenheit durch Mangel an Brennmaterial zu kommen.

Diese Thüre war verriegelt von Außen, ein Umstand, an dem fast alle Untersuchung gescheitert wäre, wenn nicht Oswald, vertrauend seiner Körperkraft sich dazu entschlossen, sie aus den Angeln zu heben, was allerdings ein saures Stück Arbeit war, das indessen nach vieler Anstrengung gelang, indem das Schloß, durch vieljährigen Rost zerfressen, sich zugleich aus seinen Rietnägeln hob und endlich nachgab. Hier war der Eingang in ein Cabinet, das in früheren Zeiten zur Garderobe benutzt worden war, in dem sogar noch mehrere Damenkleidungsstücke hingen, deren Schnitt einer lang verjährten Mode angehörte. Aus diesem Cabinet führte ein kurzer Gang nach einer bequemen Treppe, welche sie hinabstiegen und zu ihrer größten Ueberraschung vor einer Wand standen, die den Glauben in ihnen aufsteigen ließ, als hätte man diesen Ausgang absichtlich vermauert. Nach derem Befühlen aber ergab es sich, daß sie von Holz war und verschiedene Versuche lieferten das Resultat, daß sie sich bewegte. Endlich entdeckte Oswald an der Seite der Treppenwand einen Stift mit gelber, rostiger Kuppe. Umsonst konnte derselbe nicht hier befestigt worden sein, er mußte einen Nutzen, eine Bestimmung haben und diese Vermuthung bestätigte sich auch, denn er wackelte hin und her. So sehr sich auch Oswald Mühe gab, dieses

kleine Geheimniß zu enträthseln, so widerstand es doch hartnäckig und schon war er im Begriff, davon abzulassen, als er nochmals mit aller Kraft den Stift in die Wand hineindrückte. Sein Gefühl sagte ihm, daß er einen harten, widerstrebenden Gegenstand berührte; ein ganz eigenthümliches Knarren, an der Wandthüre selbst, machte ihn aufmerksam, daß er die rechte Spur entdeckt haben müsse und er wiederholte also den Versuch — das Knarren, welches jedesmaliges Resultat eines starken Druckes war, den der Stift erlitt, bewegte auch die Wandthüre, als wenn eine unsichtbare Federkraft diese zurückstoßen wolle — das Geheimniß eines künstlichen Schlosses beschäftigte die Anstrengungen des Jünglings; aber sein unablässiger Eifer wurde endlich gekrönt. Gleich dem mit Mühe aufgerissenen Rachen eines Ungeheuers sprang die Wandthüre endlich auf, die in der Wand hinlaufende, unsichtbare Feder hatte die des künstlichen Schlosses berührt und es aufgestoßen. Der Ort, in den sie nun traten, war ihnen bekannt, es war das Vorzimmer zu dem Betsaale. Hier standen sie am Marksteine ihrer nächtlichen Untersuchungen, hier war Alles geschlossen; indeß die Entdeckung dieses Ausgangs war für sie von größtem Nutzen — nur auf diesen Wege konnte Eva gerettet werden, das sah Oswald ein. Nicht Gewalt allein konnte die Aermste befreien. Hatte man ihr Dasein im Hause so zu verheimlichen gewußt, daß auch

keine Spur desselben vorhanden war, so stellte sich im Voraus die Gewißheit heraus, daß es keinen andern Weg gäbe, sie in Freiheit zu setzen, als diesen, den sie jetzt gefunden. Sie gingen zurück, die Thüre legte sich durch ihr Schwergewicht so fest in die Mauerfuge, daß eine Entdeckung, daß sie geöffnet worden, unmöglich war. Aber Eva fühlte sich jetzt so sehr erschöpft, daß nur der starke Arm Oswalds sie aufrecht erhielt. Als sie in ihre Wohnung, oder vielmehr in ihr Gefängniß, zurückgekommen war, fiel sie fast bewußtlos zusammen und es dauerte lange, ehe sie sich wieder erholte. Nicht nur die ihr schon mehrere Wochen lang entzogene Gewohnheit der Körperbewegung, der Mangel einer gesunden Luft, sondern auch vorzüglich die schändlichen Mißhandlungen, welche sie erleiden mußte und die ihren Körper mit blutigen Spuren überdeckten, hatten ihre Kräfte zum Aeußersten untergraben. Oswald fühlte ein tiefes Mitleid mit dieser Märtyrerin der nichtswürdigsten Bosheit und Heuchelei. So blaß und abgespannt auch die Züge ihres Antlitzes waren, so hatte es doch nicht an edlem Ausdruck verloren, obwohl derselbe mit dem Gepräge großen Seelen- und Körperschmerzes gemischt war. Das reiche, blonde Haar, aufgelös't im natürlichen Fall, rahmte dies edle, leidende Antlitz ein, wie in eine matte Goldfassung.

Oswald, dies junge, kräftige Gemüth, welches so leicht empfänglich für den äußern Eindruck der

Schönheit war, empfand eine Regung der Trauer, als er Eva so bleich und fast dem Tode ähnlich erblickte. Er betrachtete sie schweigend, ihre Ruhe durch nichts unterbrechend, da sie ihr so nöthig war; dann lenkte er seinen Blick auf den Ort, wo er sich befand. Dies Gemach war nicht groß und höchst spärlich eingerichtet, blos mit einem Stuhle und einem Tische versehen, desto reichlicher aber war es mit geistlichen, das heißt biblischen Bildern verziert, die Teufelaustreibungen durch Jesum, mit den grellsten Farben gemalt, der Heiland mit dem Satan auf dem Berge, wo Letzterer ihm die Reiche der Welt verspricht; jene Heerde Säue, die sich, vom Bösen besessen, in den See stürzt; die wunderlichsten Gebilde aus dem alten Testamente, den Propheten entnommen, hingen hier an den Wänden und waren ganz darauf berechnet, ein geängstigtes Gemüth durch ihren Anblick um das schönste Geschenk des Himmels, um den Verstand zu bringen. Um diesen Eindruck noch mehr zu verstärken, das heißt, der Geistesverfinsterung, welche das größte aller Erdenübel und den Menschen zum Thiere herabwürdigt, den rechten Eingang in Sein und Wesen zu verschaffen, lagen hier Traktätlein auf Tisch und Fenstersims ausgebreitet, die, aller Vernunft Hohn sprechend, vollkommen dazu geeignet waren, einem geschwächten, durch Einsamkeit, Gram und Mißhandlungen hart angegriffenen Geist den letzten Lichtfunken zu entreißen. Der Widerstand,

den Eva allen diesen lichtscheuen Bestrebungen entgegengesetzt hatte, ihre Flucht in dieser Nacht durch das Haus, waren nur ein Zeugniß von ihrem einfachen aber klaren Sinn, von der Energie, die sie in sich trug. Aber dieser Fond war jetzt bis auf den Grund erschöpft, die physische Erschöpfung übermeisterte die des Geistes, sie war in eine vollkommene Lethargie verfallen, welche wenigstens die körperlichen Schmerzen ihr nicht empfinden ließ. Sie war eine arme Gefangene, deren Dasein methodisch ruinirt wurde. Die mit starken Eisengittern verwahrten Fenster dieses traurigen Gemachs ließen die selten hier hereinfallenden Sonnenstrahlen des Mittags eindringen, ein kalter, glanz- und wärmeloser Tag waltete in diesem, nur von Eva's Klagen und Seufzern widerhallenden Orte.

Als der Morgen anbrach, verließ Oswald sie, die nicht im Stande war, aufzustehen, mit dem Versprechen, wenn die zehnte Nachtstunde geschlagen, wieder zu kommen. Eva besaß kein Licht, sich die traurige Oede der Nächte zu erleichtern und diese dunkle Einsamkeit war wohl das Niederdrückendste für das arme Mädchen. In diesen Stunden gänzlicher Finsterniß fühlte sie alle Qualen doppelt. Vielleicht war dieser Umstand zu wohl berechnet, um ihre Leiden größer und eindringlicher zu machen; denn jeder Kranke empfindet zur Nachtzeit einen doppelt verschlimmerten Zustand seiner Qualen, die Entbehrung des Schlafes schon, wenn

man nicht krank ist, macht unangenehme Einwirkungen auf das Gemüth.

Oswald hatte sonach ein Abenteuer erlebt, daß ihn außerordentlich beschäftigte. Er ging den Weg zurück, den er mit Eva gekommen war. Der rasende Sturm in dieser Nacht hatte die regenschwangern Wolken vertrieben und die Frühlingssonne blitzte, wie eine Siegerin nach schwerem Kampfe, durch die verblindeten Fenster der unbewohnten Zimmer, welche er wieder durchschritt. Das spärliche Kerzenflämmchen, das er heute Nacht beim Durchgehen derselben gehabt hatte, war viel zu schwach gewesen, einen Anblick des Ganzen in's Auge fallen zu lassen, nur einzelne, gerade im Wege stehende Gegenstände waren dadurch erhellt worden. Jetzt aber, so sehr auch die Fenster, verblindet durch jahrelangen Staub, waren und die schweren, dunkelseidnen Gardinen die Frühlingssonnenstrahlen auffingen, so verbreitete sich ein ziemlich helles Licht trotz dieser Hindernisse in den Gemächern. Oswald besah sich Alles — hier herrschte Pracht, verdeckt vom Rost der Jahre. Er konnte nicht enträthseln, warum man diese prachtvollen Zimmer, deren Tapeten von bunten, jetzt dick überstäubten Farben schon an manchen Stellen zerrissen herabhingen, so verwildern lasse; kein denkbarer Grund war dafür aufzufinden. Und Alles noch so zu erblicken, als ob die Besitzerin nur auf Augenblicke diese Zimmer verlassen habe — das überstieg jede Vermuthung, die er sich

machen konnte. Ein großes, wichtiges Ereigniß mußte hier gewaltet haben, welches ein so plötzliches Verlassen dieser wohnlichen Gemächer herbeiführen konnte. Und Niemand im Hause verlautete etwas von diesen Zimmern, als ob sie gar nicht existirten — das trug den Anstrich eines Geheimnisses, denn von Unkenntniß konnte nicht die Rede sein, wenigstens Frau von Kauritz, die jetzige Besitzerin, mußte darum wissen. In dem größten und mittelsten dieser Zimmer war eine Gallerie von Oelgemälden aufgehangen. Oswald betrachtete sie. Aber welch ein Erstaunen ergriff ihn. Ein kleines, unscheinbar gewordenes Oelgemälde stellte das Herrenhaus Else vor, wie er es kannte. Da war der Wald, mit seiner düstern Tannenpracht, im Hintergrunde, der kleine Bach, der mitten durch das kleine Elsedörfchen sich hinwand — das Herrenhaus selbst, wie er es so viele Jahre lang gesehen. Unwillkürlich wurden seine Augen feucht, diese Erinnerung an seine Kindheit, an den Ort, der ihm so lieb und theuer geworden war, rief eine tiefe Rührung in ihm hervor. Da stand der gute Vater Anselm so frisch und lebendig vor seiner Phantasie, wie im Leben und der ehrwürdige Magister, sein Vater, mit dem milden, ängstlichen Wesen, der alte Waldmensch Thoms, Alle — Alle, die er dort gekannt und geliebt, schienen sich jetzt an ihn anzuschmiegen, daß er sich mitten unter sie versetzt glaubte und eine Fröhlichkeit über ihn kam, als wäre er gar

nicht weggekommen von ihnen und keine Trennung, keine Zeit hätte sich zwischen ihn und sie gedrängt.

„Mein liebes Elsehaus," sagte er, die Hände am Knie faltend, „seh ich Dich hier! wie bist Du hiehergekommen und wer war's, der Dich so lieb hatte, um Dich malen zu lassen?"

Diese Frage blieb natürlich ohne Antwort, aber die Besitzerin, wer sie auch gewesen sein mochte, liebte er, denn sie liebte ja gewiß das Elsehaus, das gar Niemand in der großen Residenz hätte malen lassen, weil es nichts auffallend Romantisches bot, weil es keine Schönheit war, die im Munde des Volkes oder der Reisenden lebte, nur ein stilles, allem Welttreiben fernes Asyl im verstecktesten Haidewinkel des ganzen Landes. Gewiß, man mußte das Elsehaus lieben, um es im Bilde zu haben wünschen. Jetzt verließ er das Zimmer nicht sogleich, das Bild war ein Band, welches ihn hier festhielt und die übrigen Bilder gewannen dadurch gleichsam an Interesse für ihn, er betrachtete sie nochmals. Die eine Wand hing voll Portraits. Er nahm sein Taschentuch und stäubte sie ab, eine förmlich das Tageslicht auf einige Secunden verfinsternde Wolke verbreitete sich im Zimmer. Aber die Bilder waren besser zu erkennen. Das waren die Portraits königlicher Familie. Eine Dame besonders, mit blassem aber ausdrucksvollem Antlitz, zog besonders seine Aufmerksamkeit an. Es dünkte ihm, sie im Leben gesehen zu haben, diese Augen

schienen mit unendlicher Liebe an ihm zu hängen, aber seine Erinnerung war treulos; so sehr ihm auch dies Antlitz als bekannt vorschwebte, war es ihm doch unmöglich, dasselbe einer bestimmten Person zuzueignen. Und fast hätte er gelacht, als er darunter las: „Marie Elisabeth, Königin von ***." Das war gewiß ein großer Irrthum, wie sollte er eine Königin, die vor einer Reihe von zwölf Jahren verstorben war, kennen. Die andern Portraits zogen ihn weniger an und er wendete sich zu einer andern Wandseite, welche kleine und größere Bilder historischen Inhalts trug. Eine Nische in der Mauer war mit einem Vorhang verhangen, Oswald lüftete denselben unter einer aufliegenden Staubwolke, sie barg nichts, als ein Bild unter Glas — es war nicht zu erkennen, der Staub hatte das Glas fast blind gemacht. Der Rahmen, in dem es gefaßt war, paßte nicht zu den reichen Goldrahmen der übrigen Bilder, er war einfach blau. Dieser Umstand war geeignet, Oswalds Neugier zu erwecken. Warum hatte man es hieher gehangen und noch obendrein mit einem Vorhang verhüllt, als wär es das Allerkostbarste? Das mußte er wissen. Er begann das Glas abzuwischen und obwohl das nicht so ganz gelang, denn solcher durch Jahre her förmlich eingefressener Staub verwischt sich nicht so leicht, so hatte er doch so weit seinen Zweck erreicht, daß das mit Wasserfarben gemalte Bild zum Vorschein kam. Vielleicht nie im Leben hatte Oswald der Ge-

walt einer solchen Ueberraschung unterlegen, als eben in diesem Moment. Was er sah, schien ein Traum, ein Wahn, er war in solcher Verwirrung, daß er in den ersten Secunden keinen festen Gedanken hatte. Dies Bild stellte den kleinen, niedrigen Saal im Elsehaus vor; die blaue Dame saß in einem Lehnsessel, auf einem Teppich zu ihren Füßen spielte ein Knäblein mit gelben Ringellocken, eine Menge hölzerner Reiter und Häuser und andere Spielzeuge lagen zerstreut neben dem Kinde, das in seiner Freude ein Pferdchen der im Sessel Sitzenden zeigte, hinter welcher eine Frau stand, die derselben untergeordnet war, deren Gesicht aber eine rege, lebendige Theilnahme aussprach. In einer Entfernung war der alte Herr Anselm von Thonradel und der ehrwürdige Magister Ehrenhaupt sichtbar, deren Stellung eine unverkennbare Ehrfurcht gegen die blaue Dame ausdrückten. Unter diesem, in scharfen, charakteristischen Zügen gemalte Bild stand, von einer Frauenhand geschrieben: „Ihr Kind!" — Oswald fühlte sich so von Rührung durchdrungen, daß er das noch halbblinde, staubige Glas küßte. Das war er, der hier zu den Füßen der blauen Dame spielte — das war er! Seine Kindheit stand vor ihm — diese selige, sorgenlose Zeit des Lebens, ehe es zum großen Strome wird — hier sah er sich selber im Glücke. Er hatte noch nicht einmal die Unterschrift gelesen, ein Räthsel schien sich ihm plötzlich zu entschleiern — die blaue Dame war seine Mutter. Ach,

jetzt war ihm Alles klar, er stand vor der Pforte eines Geheimnisses, dessen erste Hülle gefallen war — Magister Ehrenhaupt war nicht sein Vater! In tiefer Rührung kniete er vor dem Bilde nieder, er betete — er hatte seine Mutter gefunden, er sah sie wieder, die ihn geherzt und geküßt hatte, fern im einsamen Elsehause, im abgelegenen Haidewinkel, wo nur selten Jemand aus der großen Welt sich hinverirrte. Und es schien Licht in seinem Geiste werden zu wollen, die Mutterliebe machte sein Herz warm und freudig und je länger er sie, die blaue Dame, anschaute, desto mehr überkam ihn die Erinnerung, daß er ihr Antlitz mit dem milden, blassen Antlitz, mit den liebevollen Augen erst vor wenigen Minuten gesehen haben müsse.

„Die Königin!“ rief er, „die Königin!“

Dieser Gedanke einer unvermutheten Entdeckung überwältigte ihn dermaaßen, daß er, wie in Verzückung, mit nach dem Bilde ausgebreiteten Armen eine lange Zeit knieen blieb — er, der Sohn eines Königs! welch ein Geheimniß! Es raubte ihm in der That im ersten Moment alle Gedankenfähigkeit, jeden Willen, an etwas Anderes zu denken. Dann aber, als er sich von der außerordentlichen Ueberraschung erholt, sprang er auf, er hob das Bild von dem Haken ab, an welchem es hing, er eilte damit zu dem Portrait der Königin, um es zu vergleichen. Nein, hier konnte keine Täuschung walten, Zug für Zug die blaue Dame, dem Portrait

ähnlich, dieselbe Milde, derselbe liebevolle Blick — sie war es und überzeugt von der Wahrheit dieser Ueberzeugung rief er so laut, daß es durch die offenen Zimmer hallte:

„Die Königin .... meine Mutter!“

In dem Hotel der Baronin von Kronenhelm gab es seit mehreren Tagen ein mehr bewegtes Treiben, als je in diesem Hause, wo die strengste Etikette herrschte. Es hatte sich schon seit Jahren in diesem Hause eine gewisse Coterie gebildet, die streng Alles aus ihrer Gemeinschaft ausschloß, welche nicht die erforderliche Anzahl Ahnen besaß, um zum alten Adel gerechnet werden zu können. Diese starre Absonderung von dem neuen Adel, der erst im Laufe der letzten Jahrhunderte durch Verdienste bei dem Staat oder vielleicht durch den Mammon erworben worden, war die Ursache, daß die Baronin von Kronenhelm sich vieler Feinde rühmen konnte, von welchen sie aufs Gründlichste gehaßt wurde. Der vornehme Bürgerstand, der sich hinsichtlich seiner Vermögensumstände und vor Allem durch seine Bildung und Kenntnisse über den formenstarren Adel mit jedem Tage mehr erhebt, war für die Baronin von jeher ein Greul gewesen und sie hielt mit einer außerordentlichen Strenge an diesem, bei ihr in Fleisch und Blut über=

gegangenen Kastengeist fest. Es würde mehr als thöricht sein, wegen dieser Schwäche — denn Kastengeist ist Schwäche, weil sich der davon Befangene gegen die Allmacht der Zeit kindisch auflehnen will, welche die gesellschaftlichen Grenzen zum Wohle des Ganzen zu verwischen strebt — ein Urtheil über diese Frau zu fällen, welche, in einer Zeit geboren, wo der Bürger noch Null war, der alte Adel, zu dem sie gehörte, aber das eigentliche Volk zu sein glaubte, der Kern, aus dem allein eine gute Frucht erzielt werden kann, die Zeit und ihre Einflüsse durchaus nicht verstand und sich demnach glücklich fühlte, sich von Allem zurückziehen zu können, was ihr, den ihr eingeimpften Ansichten gemäß, zuwider war. Sie war die Wächterin über ihre Familie und würde eher gestorben sein, als je zugegeben haben, daß irgend eine Mesalliance in derselben geschlossen worden wäre. Dieses starre Formenwesen hatte ihr eine Kälte in ihrem Benehmen verliehen, welche anfänglich Alle, welche sie nicht kannten, zurückstieß; indeß man mußte diese Frau von reinem Blut näher kennen lernen, um sie nicht übereilt zu beurtheilen. Eine große Figur, obwohl schon hoch in den Jahren, doch noch nicht gebeugt von der Last derselben, besaß sie ein Antlitz voll ernster Züge; die dem alten Adel zuweilen anklebende Frivolität, die sich in geistlosem Lächeln, in affektirtem Aufwerfen des Kopfes und in einer schlaffen Beweglichkeit der Züge gewöhnlich kund zu geben pflegt, wenn von ernsteren

Dingen die Rede war, von Dingen, welche vorzüglich ein tieferes Gefühl in Anspruch nehmen, mangelte der Baronin gänzlich. Auf den ersten Anblick hätte man diese Dame für eine strenge, lieblose Frau halten sollen, denn der Blick ihres Auges war durchdringend, scharf, ihre Redeweise zuweilen sogar schroff und doch besaß sie ein so leises Gefühl für Alles, was Anspruch auf Schönheit und Würde machte, daß, wer sie genauer kannte, sie als die liebenswürdigste ihres Geschlechtes erachtete. Ihr Adelstolz beruhte nicht auf jener blasirten Vornehmheit, mit der öfters die Aristokratie das Volk verletzt. Es war ein edler Stolz, der sie nur an Berührungen mit andern Ständen hinderte, aber nicht im Stande gewesen war, die Erkenntniß in ihr zu unterdrücken, daß der Bürger, der Bauer eben so achtungswerth sind, als der Sechzehnahnige. Ihr Urtheil war nicht vom Wahne verhüllt; aber sie hütete sich, es laut auszusprechen, sie hatte im Laufe der Zeit die Erfahrung gemacht, daß der Werth des Adels sinke, daß der letztere selber durch die Blasirtheit des größten Theils seiner Glieder daran Schuld sei, indem sie mit der Zeit nicht fortschreiten zu brauchen glauben und die Anstrengungen des Geistes dem Bürgerstande überlassen, der eben deshalb ein moralisches Uebergewicht erhält. Die Baronin besaß einen kräftigen Geist, welcher den geistigen Verfall ihrer Standesgenossen betrauerte und welcher eine schwache Wehr dagegen, in einer Art Coterie, auf=

zurichten suchte, die dem Adel seinen Stolz, sein Bewußtsein in's Gedächtniß zurückrufen sollte. Die Freuden des lustigen Hoflebens unter dem jungen König, entrissen ihr einen großen Theil ihrer Anhänger, die sich natürlich in der Wiederbelebung jener Rosentage, wo die Cavaliere sich in der Regel nur auf Jagd, Diners und Gesundheitausbringen verstanden, viel besser gefielen, als in den ernsten, fast pedantischen Salonscirkeln der Baronin.

Wir finden diese Dame vor ihrem Pulte sitzen und mit dem Schreiben einiger Billets beschäftigt. Sie hatte geklingelt; Frau Eusebia, ihre Kammerfrau, trat ein mit langsam- schwerfälligem Schritt.

„Nun, Du liebe Gemächlichkeit," sagte die Baronin, einen Blick nach ihr zur Seite werfend, „es wird Dir wohl schwer, mir Bericht abzustatten, ob mein Neffe wieder zurückgekehrt ist? Ich liebe das lange Warten nicht, Du weißt es, Eusebia, es ist unpassend, die Herrin harren zu lassen, bis es Dir gefällig ist."

„Aber, meine gute, gnädige Frau Baronin, daß ist doch nicht anders zu machen — jedes Ding will seine Zeit haben!" entgegnete Eusebia in etwas breitem Tone.

„Keinen Widerspruch, Eusebia!" befahl die Baronin kurz; „Du begreifst es nicht, daß Du sehr weitschweifig wirst in Deinen Erklärungen."

„Vertheidigen muß sich jeder Mensch, meine gute,

gnädige Frau Baronin," redete Eusebia darauf; „Vorwürfe der Unachtsamkeit verdiene ich nicht, gewiß nicht. Ich bin leider nicht mehr so jung, daß ich in einem Umsehen nach dem Flügel des Hauses laufen kann, wo der junge Herr Baron wohnt — jetzt geht es langsam — mein Gott, die Jahre kommen Einem in die Beine. Friedrich und Joachim waren im Vorzimmer nicht zu sehen, die Jungfer hat der Frau Baronin Chemisetts zu plätten, von heißen Stählen kann man nicht so weglaufen: was blieb also übrig, als daß ich selber gehen mußte?"

Die Baronin hatte mit sichtbarer Ungeduld gekämpft; Eusebia's umständlicher und in sehr langsamer Redeweise vorgetragener Bericht konnte unbedingt Jemand, der Eile hatte, zur Verzweiflung bringen.

„Es ist gut — ich will nichts weiter wissen!" rief sie; „ist der Baron zu Hause?"

„Nein," sagte Eusebia; „aber wenn er kommt, wird sein Philipp ihm gleich der gnädigen Frau Baronin Wunsch expliciren."

„Warte!"

Nach diesem Befehle schrieb die Baronin weiter an den Billets, welche, als sie geendet waren, von ihr gefaltet und mit Oblaten verschlossen wurden.

„Diese Billets an ihre Adressen, Eusebia, der Friedrich soll sie augenblicklich besorgen, dann kommst Du gleich wieder."

„Wie die gute, gnädige Frau Baronin befehlen," antwortete Eusebia, mit derselben gleichmäßigen Langsamkeit, wie sie gekommen war, sich hinausbewegend.

Die Baronin stand auf, schlug den schwerseidenen Morgenoberrock, der in Blousenform gearbeitet, der Gestalt durch die künstliche Faltenlage ein vortheilhaftes Ansehen gab und sich beim Sitzen weit auseinander geschlagen hatte, wieder zusammen und machte einen Gang durch das Zimmer.

„Es muß etwas gethan werden, er geht mir sonst zu Grunde," sagte sie vor sich hin; „wenn er als Gesandtschafts-Attaché mit nach Petersburg geht, ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Veränderung der ganzen Lebensweise, der Anblick des Neuen, ihn sich selber wiedergiebt. Ach, mein Gott, wenn ich den Kummer haben sollte, ihn, den Stammhalter unserer alten, Familie so hinsiechen zu sehen, ohne ihn retten zu können!"

Dieser Gedanke schien besonders schmerzlichen Eindruck auf diese Dame rein aristokratischen Blutes zu machen, sie verdeckte ihre Augen mit dem Tuche.

Eusebia trat nach einer Weile wieder ein.

„Die gute, gnädige Frau Baronin haben befohlen!"

„Ja," antwortete diese, „ich bedarf Deines Gedächtnisses."

Eusebia wollte lächeln, indeß der Ernst, den sie auf ihrer Herrin Antlitz schweben sah, verwischte in selbem

Augenblicke jede Spur eines Zweifels, ob die Baronin zu scherzen beliebe.

„Setze Dich, Du liebe Gemächlichkeit," fuhr die Letztere fort; „ich weiß, Dein Phlegma bedarf der Ruhe zur Unterstützung und ich glaube, Eusebia, Du bist auch an die Sechzig."

„Vier Jahre darüber, wenn die gute, gnädige Frau gnädigst erlauben."

„Ich muß wohl," sprach die Herrin, mit einem leicht vorüberschwebenden Lächeln über die närrische Unterthänigkeit der alten Person, die für die rastlos schwindende und sich an keinen Wunsch kehrende Zeit um Entschuldigung bat; „wie lange bist Du bei mir, Eusebia?"

„Erst zwölf Jahre, gute, gnädige Frau Baronin."

Jetzt ließ die Letztere eine Pause folgen, dann winkte sie der alten Kammerfrau, sich eines Sessels oder Tabourets zu bedienen, welchem Befehle diese auch pünktlich nachkam und ein Tabouret einnahm. Die Baronin ließ sich im Divan nieder.

„Eusebia," hob sie nach einer Weile an, „so oft ich Dich ansehe, erinnere ich mich unwillkürlich an die arme Cecilie, Deine frühere Herrin."

„Ach, lieber Himmel, meine gute, gnädige Gräfin!" entgegnete Eusebia, „das ist sehr traurig, da möchte ich allemal weinen, wenn ich daran denke. Ich war da=

mals vor Gram krank, das hatte mich zu schwer angegriffen."

„Du hast ein gutes Herz, Eusebia," sagte die Baronin; „aber weine jetzt nicht, eine Erinnerung muß nicht immer Thränen hervorrufen, man muß einen gewissen Muth fassen, durch Thränen ist nie etwas besser geworden."

Eusebia wischte sich die Augen und schwieg.

„Nun," redete die Baronin nach einer Weile, „glaubst Du, daß die arme Gräfin todt sei?"

„Ach, ganz gewiß, meine gute, gnädige Frau Baronin."

„Nein, sie ist es nicht," versetzte die Baronin mit großer Bestimmtheit.

Die feste Ueberzeugung, welche in diesen Worten lag, schien auf Eusebia ohngefähr die Wirkung hervorzubringen, wie der Rückblick, den Loths Weib auf das versinkende Sodom warf; die alte Person schien zu versteinern.

„Nicht? Wie denn?" stotterte sie, noch ganz außer Fassung.

„Ich pflege niemals Fremde oder meine Diener zu Mitwissern irgend eines Geheimnisses zu machen," sprach die Baronin mit einem Anflug von Stolz; „indeß ich vertraue Dir ganz besonders, Eusebia. Du hast Deine Herrin geliebt und ich glaube auch an Deine Redlichkeit."

„Gute, gnädige Frau Baronin," sagte Eusebia, sich mit einer ungewöhnlichen Rührigkeit von dem Tabouret erhebend und zu ihr tretend; „ich bin freilich nur eine ganz gewöhnliche, bürgerliche Person, aber ich glaube doch, daß ich ein aufrichtiges und treues Herz habe, wie es sich nur für eine Dienerin so vornehmer Häuser geziemt."

„Nun ja, ja, ich habe nicht daran gezweifelt, Du hörst es ja — geh, geh, setze Dich und höre aufmerksam zu."

Eusebia gehorchte und die Baronin hob nach einer kurzen Weile an:

„Cecilie lebt — aber ein Geheimniß verbirgt mir ihren Aufenthalt. Gestern erhielt ich dies Billet, von ihrer Hand geschrieben."

„Von ihrer Hand — ach, mein Gott!"

„Ruhig, Eusebia, unterbrich mich nicht."

Nach diesen Worten nahm die Baronin ein Billet vom Tisch, entfaltete es und begann zu lesen:

„Nicht aus dem Reiche der Todten, aus dem der Lebenden schreibe ich Dir, theure Freundin — ich weiß es, Jahre vermögen nicht, mich aus Deinem Herzen zu drängen, Du liebst die Verschollene wie damals, als sie bei Dir war. Ich verschwand plötzlich aus der Residenz, nicht freiwillig — nein, gezwungen. Ein Geheimniß ruht darüber, wer weiß es, ob die Zukunft es lösen wird? Ich ward ein Opfer meiner Treue für

meine königliche Herrin. Man war barmherzig gegen mich.

„Ich lebe noch; aber mein Leben ist Geheimniß — Du wirst Deine Freundin nie verrathen, Du nicht. Ich werde Dir wieder einige Zeilen senden, dann — doch still jetzt. Wir sehen uns wieder und — bald; aber schweige gegen Jedermann, nur nicht gegen meine Eusebia — sie ist treu, ihr könnte ich mein Leben vertrauen, es wäre sicherer bewahrt als unter dem Schutze des Altars.

„Lebe wohl, Theure — für Dich schlägt das Herz

Deiner unglücklichen Freundin

Cecilie, Gräfin von Arnsheim.“

Eusebia schien ganz leblos geworden zu sein; was sie hörte, nahm ihre fünf Sinne dermaaßen gefangen, daß sie lange Zeit sich von dieser Ueberraschung nicht zu erholen vermochte, dann aber fing die alte Person an zu weinen und gleitete, so schwerfällig sie auch war, von dem Tabouret herab auf die Knie und ihre Hände faltend, sagte sie recht inbrünstig:

„Mein guter Herrgott, das ist eine Wohlthat für mich alte Frau — eine recht große Wohlthat!“

Dann stand sie auf und küßte der Baronin die Hand.

„Nun, nun, fasse Dich doch, Eusebia,“ schalt diese, ohne es doch ernstlich zu meinen; „das Weinen nützt ja zu nichts.“

„Ach ja, gute, gnädige Frau, das mag wahr sein, aber ich bin eine bürgerliche Person, für die es ein großer Herzenstrost ist," antwortete Eusebia; „für unser Einen schickt es sich schon weit eher, als für eine gnädige Frau."

Die Baronin ließ ein flüchtiges Lächeln auf ihrem Gesicht bemerken, ihre Herzensgüte belächelte die Unterthänigkeit Eusebia's, aber der Ernst der Minute unterdrückte schnell diesen Anflug von Scherz.

„Eusebia," hob sie an, „es ist nothwendig, daß wir die Erinnerung an ehemals auffrischen; ich bin überzeugt, daß in Deinem Gedächtniß das Erlebniß von damals sich noch so frisch erhalten hat, als wenn es jetzt erst geschähe. Die Gräfin lebt, wir wissen das jetzt, aber wir können ihr nützlich sein, ohne daß sie es von uns erwartet. Gewiß ist sie das Opfer einer Bosheit, denn wer dürfte es wagen, ihr, die von unsrer höchstseligen Königin Majestät geliebt ward, wie die eigne Tochter, nur den mindesten Schatten eines Fehlers vorzuwerfen? Die Königin war todt, als Cecilie so geheimnißvoll verschwand — in den höchsten Kreisen fielen Winke, von diesem seltsamen Geheimniß zu schweigen und so geschah es denn auch — man vergaß die Entschwundene, Niemand schien an dieselbe mehr zu denken — der Hof wies sich mit diesem Beispiel einer Meinungsunterwerfung und eines merkwürdigen Schweigens zufrieden und man gewöhnte sich bald, sie nicht zu

vermissen. Damals lebte ich mit meinem hochseligen Gemahle mehr auf unserm Schlosse Kronenburg, als in der Residenz, und um des Verlustes meiner besten Freundin willen, deren Andenken, so sehr man sie auch geehrt und geschmeichelt hatte, man doch so beispiellos schnell — vergessen konnte, mied ich wohl auf die Dauer eines Jahres die Stadt. Damals kamst Du zu mir, Eusebia."

„Ja, meine gute, gnädige Frau Baronin, damals hätte ich lieber sterben wollen vor Gram um meine arme Herrin. Du mein Gott, sie vergoß Thränen, als sie mir das Billet an Ew. Gnaden übergab."

„Rufe alles das, was Dir zu jener Zeit auffiel, in Dein Gedächtniß und sprich es aus, Eusebia."

„Wie die gute, gnädige Frau Baronin befehlen."

Eusebia ließ den Kopf in die Hand sinken, um sich Alles recht lebhaft zu vergegenwärtigen und hob dann nach einer Weile an:

„Ach, meine gute, gnädige Frau Baronin, das Herz zerspringt mir, wenn ich denke, wie meine gute Herrin so plötzlich aus Allem herausgerissen wurde, was ihr lieb war. Sie hat kein Verbrechen begangen, denn wie hätte sonst unsre allerliebste Majestät, die gute Königin, sie so lieb gehabt? Ich erinnere mich deutlich, wie die Majestät zuweilen zur Abendzeit ganz unvermuthet zu Besuch kam bei der Frau Gräfin, ohne Wagen, ohne Begleitung, als die Hofdame, Frau von

Kauritz, die dann in einem Zimmer wartete, bis die Königin meine Herrin wieder verließ. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich denke, daß eben diese Hofdame nicht reinen Herzens ist bei dem Unglück, das die Gräfin so geheimnißvoll überraschte. Frau von Kauritz ist jetzt die Eigenthümerin des Hauses, welches meiner Herrin gehörte und wie man sagt, Eine von der frommen Gesellschaft, welche zu Betstunden sich daselbst versammelt. Frau von Kauritz wurde durch die geheimen Besuche der Königin auch mit meiner Herrin genauer bekannt und besuchte sie öfterer allein in Aufträgen der Majestät. Damals wohnte im ersten Stockwerk des Hauses die freiherrliche Familie von Wehrnhausen, mit welcher die gute, gnädige Gräfin Freundschaft hielt, denn sie liebte die Kinder sehr und ich entsinne mich, daß der jüngste Knabe des Freiherrn, ein allerliebster, gelber Lockenkopf, öfters von seinem Informator heraufgebracht wurde, eben weil die Gnädige das Kind vor allen Andern zu lieben schien. Die Gräfin wußte es zuweilen so einzurichten, daß dieses Kind auch des Abends oben bei ihr war, wenn die Königin kam. Warum das geschah, weiß ich nicht, ich blieb natürlich dem Zimmer fern und die gnädige Gräfin vermied es, zu diesen Stunden irgend eine Dienstleistung von mir zu begehren. Aber eins habe ich doch gesehen, die Gnädige hatte ein Bild gemalt, auf dem der kleine, gelbe Lockenkopf auf einem Teppich, zu Füßen der Königin saß — es waren fremde

Personen mit auf dem Bilde, die ich nie gesehen hatte und die Gnädige hatte sich selber mit auf das Bild gemalt, hinter dem Stuhle stehend, worauf die Majestät saß. Das Bild mochte etwas zu bedeuten haben. Eines Abends wurde das Kind, als die Königin da war, krank, die Gräfin eilte aus dem Zimmer, um mich zu rufen — der Informator, welcher einige Minuten vorher heraufgekommen war, eilte, ohne sich halten zu lassen, mit mir in das Zimmer, ich bemerkte, wie sehr unangenehm der Majestät die Gegenwart eines Fremden war, sie wendete sich schnell um, weil sie nicht erkannt werden wollte — der Informator trug den Knaben weg. Nach dieser Störung unterblieben die Besuche der Königin auf die Zeit einiger Monate, aber Frau von Kauritz erschien fast täglich mit Billets an die Gräfin und zwischen meiner Herrin und mir schien eine Freundschaft zu entstehen. Jetzt, gute, gnädige Frau Baronin erlauben Sie mir gnädigst, einen Umstand zu erwähnen, der mir damals schon auffiel. Der Informator des Freiherrn von Wehrnhausen schien genau die Zeit zu wissen, wenn Frau von Kauritz meine Herrin besuchte; er verließ dann jedesmal die Wohnung des Freiherrn und die Diener machten ihre Bemerkungen darüber, daß dieser Informator bei Frau von Kauritz in großem Ansehen stehen müsse, denn sie gestattete ihm sogar, sie am Hause zu erwarten und zu begleiten; sie erschien des Abends, was sehr auffällig war, ohne Begleitung eines

Dieners. Ich schwieg über diesen Umstand gegen die gnädige Gräfin, denn, behüte mich Gott, Jemandes Ehre anzutasten. Die Königin starb, meine Herrin wurde krank vor Gram, aber Frau von Kauritz zeigte sich jetzt als wahrhafte Freundin, sie wich nicht von der Gräfin Krankenlager und es that mir im tiefsten Herzen weh, daß ich der Frau von Kauritz Unrecht gethan in meinen Gedanken — sie opferte sich selber auf, um die Gräfin nur recht sorgsam zu pflegen."

Eusebia hielt inne, sie war sehr erschöpft von der langen Erzählung.

Die Baronin unterbrach die Pause des Schweigens durch keine Bemerkung, um nicht Eusebia Anlaß zu geben, sich in ihren Erinnerungen zu stören.

Nach einer Weile hob diese wieder an:

„Das ist Alles wie ein Traum vor mir, den ich aber nicht vergessen kann. Nachdem die gnädige Gräfin sich wieder erholt hatte, äußerte sie auf einmal den Wunsch, die Residenz und das Land zu verlassen. Ich erstaunte, aber ich wagte es nicht, sie um die Ursache zu fragen. Sie stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihren Verwandten im Auslande. Wer ihr diesen Plan eingehaucht, weiß ich nicht, sie besuchte den Hof fast gar nicht mehr. Eines Tages erhielt ich Befehl, den Informator, welcher unter der Zeit seine Stelle in der Familie des Freiherrn aufgegeben, sobald er sich melden werde, vorzulassen. Dies geschah. Womit ihn die

gnädige Gräfin beauftragte, weiß ich nicht. Eines Abends nun, die Herrin war allein, erschien der Minister, Graf Western, begleitet von drei andern Herren. Als ich sie der gnädigen Gräfin meldete, erblaßte diese wie der leibhafte Tod und ich höre noch, wie sie, meinen Arm ergreifend, zu mir sagte: „Eusebia, ich ahne mein Schicksal!“ — Was nun geschah, blieb mir verborgen. Als ich gerufen wurde, sah ich, daß in dem großen Mittelzimmer Stühle um den Tisch gestellt waren, Kerzen darauf brannten, Schreibmaterial sich daselbst befand. „Ihre Herrin wird verreisen,“ sagte Graf Western zu mir, „packen Sie, so schnell als möglich, deren Garderobe und Wäsche ein. In einer Stunde hält der Reisewagen vor der Thüre.“ Ich wollte eine Frage thun, denn eine so plötzliche Reise bei Nacht und gar nicht vorher anbefohlen, befremdete mich, der Herr Minister aber herrschte mir Schweigen zu; die gute, gnädige Gräfin saß blaß, wie ein Wachsbild, im Sessel, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen. Ach, mein Gott, da war ein großes Unglück geschehen, so hatte ich sie nur gesehen, als die höchstselige Königin Majestät gestorben war. Was konnte ich thun? ich mußte dem Befehl gehorchen. Einer der Herren überwachte mich bei dem Einpacken, bei dem ich vor Angst zitterte. Als die Koffer geschlossen waren, es war schon über die zehnte Nachtstunde hinaus, entfernte sich einer der Herren und erschien bald mit einigen Leuten, welche sie hinabtrugen. „Darf ich nicht

Abschied von meinen Leuten nehmen?“ fragte die Gnädige. Dies wurde ihr abgeschlagen, ich empfing eine Summe Geldes, um die Dienerschaft auszuzahlen. „Erlauben Sie mir ein paar Zeilen zu schreiben?“ bat die Herrin. „An wen?“ fragte der Minister Eberbach. „An meine Freundin, die Baronin von Kronenhelm.“ „Frau Gräfin, nichts, was den Entschluß Ihrer plötzlichen Abreise betrifft.“ „Nein,“ antwortete diese und befahl mir, ihr Papier zu geben. Als ich ihren Schreibsekretair öffnete, sah ich, daß die Fächer rein ausgeleert waren, man hatte sich ihrer Papiere bemächtigt. Einer der Herren Minister reichte ihr ein Blatt und sie schrieb die wenigen Zeilen, die ich Euer Gnaden überbrachte. Man erinnerte sie daran, ihren Schmuck, Pretiosen und Chatoulle mitzunehmen, dann wurde mir befohlen, zwei der Herren nach den verschiedenen Zimmern zu führen, man verschloß die Ausgangsthüren, nicht die innern Verbindungsthüren zwischen den Zimmern. Hierauf bot Minister Eberbach ihr den Arm, um sie fortzuführen. Sie war bisher so still, so gehorsam gewesen, als wenn Alles, was hier vorgegangen war, ihr nichts angehe, jetzt aber brach ihr Herz gewaltsam, Thränenströme entstürzten ihren Augen — es war sehr traurig.“

Eusebia trocknete sich die Augen und sagte schluchzend:

„Ach, gute, gnädige Frau Baronin, es ist gewiß schrecklich, wenn man Alles so plötzlich verlassen muß,

wie meine arme Herrin. In dem Hause, in diesen Zimmern sogar war sie geboren, ihre gnädige Gräfin Mutter hatte bis zu ihrem Tode darin gewohnt, der gnädige Herr Graf im ersten Stocke. Und als meine arme Herrin nach so wenigen Jahren ihrer Ehe mit dem Herrn Graf von Arnsheim Witwe geworden, war sie wieder in das Vaterhaus gezogen und wohnte mit der gnädigen Gräfin Mutter, die auch Witwe geworden, zusammen — die untern Zimmer standen leer — und aus Liebe und Verehrung für die Mutter blieb sie nach deren Tod auch in den Zimmern und vermiethete, um nicht ganz allein im Hause zu wohnen, die untere Etage, die der Herr Graf Vater im Besitz gehabt, an den Freiherrn. Und jetzt alles das, was ihr lieb war, wo die höchstselige Königin Majestät so manche Stunde bei ihr verbracht, verlassen zu müssen — das muß ein großer Schmerz sein!“

Diese so natürliche Empfindung der eben nicht zur Sentimentalität geneigten Eusebia — schwerfällige und für die Gemächlichkeit eingenommene Personen entbehren öfters tiefe Empfindungen, da diese gegen ihr Naturell ankämpfen — ließ auch die Baronin nicht ohne ein Ergriffensein; aber diese Frau war zu stolz, um in Gegenwart einer unter ihrem Range Stehenden oder gar ihrer Untergebenen einen Laut des Schmerzes zu äußern — hier hielt sie die Grenze zwischen vornehm und gering, mit anscheinend starrer Herzlosigkeit fest,

obwohl sie sich Gewalt anthun mußte, dies zu können. Blos ein Schatten von Trauer überzog ihr ernstes, strenges Gesicht, dann erwartete sie ruhig die Fortsetzung der Erinnerungen Eusebia's, welche nach einer langen Weile endlich fortfuhr:

„Daß meine gnädige Gräfin große Stücke auf mich hielt, wußte ich wohl, daß sie mich aber so sehr liebte, um sich nicht zu scheuen, mir bei diesem Abschied in Gegenwart der Herren Minister um den Hals zu fallen, als ob ich ihres Gleichen sei, das werde ich nie vergessen und sollte ich das höchste Alter erreichen. Ja, gute, gnädige Frau Baronin, ich habe das Halstuch, das ich damals trug, wie den kostbarsten Schmuck aufgehoben, denn meiner unglücklichen Herrin Thränen sind darauf gefallen."

„Weiter, Eusebia," sagte die Baronin, „weiter — was geschah dann?"

„Wenig; der Herr Minister führte sie fort, ein anderer der Herren schloß die Thüre, steckte die Schlüssel zu sich und bedeutete mir, daß mein und der übrigen Dienerschaft Funktionen von nun an geendet wären; um unser eigenes Wohl willen würde es vortheilhaft für uns sein, über die unvermuthete Reise der Gräfin keine Meinung zu haben. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt im Hause hätte Jeder es zu verlassen. — Ich hörte noch das schnelle Davonrollen eines Wagens, dann — war Alles ruhig — eine That

war geschehen, deren Grund Niemand wußte; aber Thränen folgten unserer theuern Herrin nach, deren Schicksal wir nicht kannten. Ehe noch die vierwöchentliche Frist verstrich, verließen wir das Haus, an das uns nichts mehr fesselte. Auch der Freiherr von Wehrnhausen verließ es bald — an seine Stelle zog Frau von Kauritz ein und jetzt ist es ein Bethaus für die Gesellschaft der Frommen. Der Informator, von dem ich sprach, ist jetzt Schuldirector."

Eusebia schwieg.

Die Baronin ließ, als ob sie diese etwas umständliche Schilderung der alten Kammerfrau noch einmal überdenken wollte, den Kopf in die erhobene Hand sinken — es folgte mithin ein tiefes Schweigen, welches die Letztere endlich brach, indem sie zu Eusebia sagte:

„Frau von Kauritz scheint mir nicht unbetheiligt bei dem Schicksal, welches Cecilien getroffen. Sie hat sich ganz der Welt entzogen, es ist auffallend gegen ihre frühere Lebensweise. Heute Abend oder morgen früh will ich zu ihr."

Eusebia war erstaunt über diesen Entschluß.

„Cecilie lebt, es ist gewiß, daß sie das Opfer einer Bosheit geworden ist, die, wenn es gelingen sollte, sie zu entschleiern, ihr die Freiheit, ohne ihre Sicherheit zu gefährden, in der Welt, der sie entrissen wurde, erscheinen zu können, wiedergiebt. Ich habe nichts für sie

thun können — es ist vielleicht die letzte und beste That meines Lebens!“

„Ach, meine gute, gnädige Frau Baronin!“ rief Eusebia ungewöhnlich angeregt, „wenn ich alte Frau ja etwas beitragen kann, um der gnädigen Gräfin zu nützen, so befehlen Sie über mich — was nur in meinen Kräften steht, soll geschehen. O, du gütiger Gott, wer hätte das geglaubt!“

Die gute, alte Eusebia schien fast kindisch in ihrer Freude zu werden; sie küßte der Baronin wohl zehnmal die Hand und sagte dabei:

„Das ist ganz gewiß, meine gute, gnädige Frau, daß die Frau von Kauritz nicht reinen Herzens ist — das lasse ich mir nicht nehmen. Ich habe ihr einigemale mit einer jungen Dame, wahrscheinlich ihrer Tochter, auf der Promenade begegnet — sie schlug immer die Augen nieder, wenn sie mich ansichtig wurde. Das ist ein böses Gewissen und das schlägt sie jetzt.“

„Schweig gegen Jedermann,“ befahl die Baronin; „denke, jedes unbeobachtete Wort kann für mein Ziel gefährlich werden. Also Western, sagtest Du? Graf Western war an jenem Abend zugegen, als die Gräfin so schnell abreisen mußte?“

„Ja und der Herr Minister, Graf Eberbach, mit drei anderen Herren, die ich nicht kannte,“ antwortete Eusebia.

„Schon gut; laß mich jetzt allein, Eusebia, ich

will ein Billet an Graf Western schreiben; er ist vom Hofe entfernt worden, auf eine Art, die ihn bitter kränkte, wie man sagt, vielleicht ist er jetzt zugänglicher, als früher, wo er über Alles, was den Hof betraf, ein tiefes Schweigen walten ließ. Sein Ehrgeiz ist verletzt, ich kenne ihn."

Indem Eusebia sich entfernen wollte und die Baronin abermals an ihr Pult ging, um sich in dem Sessel vor demselben niederzulassen, hörte man außerhalb schnelle Schritte, von Sporenklang begleitet.

„Das ist der junge Herr Baron!" sagte Eusebia und öffnete dem Eintretenden die Thüre, durch die sie selbst sich schnell entfernte.

Die Baronin, welche sich schon niedergelassen hatte, erhob sich wieder bei dem Eintritt ihres Neffen, dessen Gesicht roth, erhitzt vom schnellen Ritte war.

„Mein Himmel, wie Du echauffirt bist, Heinrich!" sagte die Baronin; „Du übertreibst Deine Vergnügungen, schadest Dir und verursachst mir Angst."

„Es war nöthig, mir das Herz leichter zu reiten," antwortete Heinrich, „lassen Sie mir meine kleinen Zerstreuungen, gnädige Tante."

Die Baronin vermochte es nicht, einen Zug tiefen Schmerzes zu unterdrücken, der ihr ernstes Antlitz auffallend mild machte. Es herrschte ein Schweigen, das für beide Theile drückend war, das aber, wie es schien,

eben so unangenehm für Beide zu lösen war. Indeß, diesem jungen Mann gegenüber, dem Sprößling aus rein aristokratischem Blute, fand die Baronin durchaus keine Ursache, die Hülle des strengen Stolzes, den sie, wie wir bereits erwähnten, gegen Jedermann festhielt, der unter ihrem Range stand, vorzunehmen; hier war sie nur ein Weib', dessen Herz warm und lebendig pulsirt, dessen Gefühle Freude oder Schmerz, ohne hemmende Schranke, ausströmen. Für ein so ernstes Gemüth, wie das der Baronin, die nur um des Zweckes willen, den Stolz, das Selbstbewußtsein des Adels — wir meinen hiermit nicht jene blasirte Vornehmthuerei, mit der sich kopflose Adelige brüsten, als wären sie aus besserem Thon, als die übrige Menschheit, die ihr Leben durch hart arbeitet; sondern das höhere Selbstbewußtsein, als Bevorzugte durch Geburt, auch sich durch wahre Vorzüge auszuzeichnen — durch ihr Beispiel, durch ihre gesellschaftlichen Cirkel wieder erwecken wollte, weil sie hellsehend genug war, um zu erkennen, wie eben der Adel es am nöthigsten hat, in dem Strome der Zeit, die aus dem Volke so viele Geister hervorruft, eine feste Mauer der Bildung aus seinen Gliedern zu bilden — für ein solches Gemüth mußte es doppelt schmerzlich sein, einen so hoffnungsvollen, jungen Cavalier, ein Glied ihrer Familie, in einem Zustand von Zerrüttung seines geistigen Theils zu erblicken. Sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Heinrich,“ sagte sie sanft.

Sie ging nach dem Divan, er geleite sie hin und blieb vor ihr stehen.

„Du bist krank,“ hob die Baronin an, „Du bist sehr krank, Heinrich.“

„Ich wollte, Sie hätten Recht, gnädige Tante,“ antwortete der junge Baron, mit einem Lächeln, das eher verzweiflungsvoll, als ironisch genannt werden konnte.

„Mein Gott, welch ein Wunsch!“ rief die Baronin.

„Nehmen Sie ihn nicht so schwer, gnädige Tante,“ sagte der Vorige, „es ist eben nur ein Wunsch. Der Himmel hat mir eine eisenfeste Gesundheit gegeben, das ist eine Beruhigung für Sie — jeder Andere, von kränklichem Wesen, wäre zu Grunde gegangen, ich nicht — ich bin zu gesund — diese Gesundheit wird auch zur Last.“

„Die Unthätigkeit ist eine Last,“ entgegnete die Baronin ernst, „die Unthätigkeit, ich muß es Dir sagen. Wer sich ein festes Lebensziel gesetzt hat, einen Zweck, warum er lebt, der fühlt die Last der Unthätigkeit nicht und die Gewalt der Leidenschaften bricht sich an der Stärke und festen Richtung seines Geistes. Ich werde Dich auf solch ein Ziel aufmerksam machen, ich

habe dafür gesorgt, daß eine ehrenvolle Thätigkeit Dich von nun an fesseln soll."

Der junge Baron schwieg.

„Der Posten eines Gesandtschafts-Attaché in Petersburg ist frei und Deiner würdig. Ich glaube mit Gewißheit, daß man auf mein Ansuchen ihn Dir geben wird. Ein anderes Land und Klima, andere Menschen und Sitten, der Glanz eines kaiserlichen Hofes und Geschäftsthätigkeit, die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn — das sind Dinge, die ein verstimmtes Gemüth wieder herstellen."

„Sie haben eine Rechnung ohne Facit gemacht, gnädige Tante," antwortete Heinrich, „ich inclinire nicht zur Diplomatie, es fehlt mir mehr als Alles dazu — ich kann meine Natur nicht verleugnen und man bedarf dazu Leute, die mit Freuden eingestehen, daß der Tag Nacht und Nacht Tag sei."

„Du bist es Deinem Namen schuldig, Heinrich, eine Laufbahn zu erwählen, die Dir den Weg zu den höchsten Ehrenstellen im Staate öffnet," bewies die Baronin; „alle die Kronenhelms haben sich ausgezeichnet im Staatsdienst — soll ich Dir sie aufzählen?"

Das Selbstbewußtsein ihres alten Adels war die Federkraft, die sie dazu bewegte.

„Sprechen Sie mir nicht vom Adel!" rief der junge Baron fast heftig. „Wo der Adel den Kuppler macht, die Majestät nicht das Eigenthumsrecht des

Adels anerkannt und es den Eingebungen ihrer Leidenschaften opfert, da sinkt der Nimbus in Staub. Ich will nicht den Zufall ausbeuten, der mich als Sohn eines Barons geboren werden ließ."

„Heinrich!" rief die Baronin entsetzt.

„Sie sind erschrocken, gnädige Tante? ich glaube es Ihnen, Ihre Sentiments sind dafür andere, als die meinen. Sie beurtheilen den Adel nur von der glänzenden Seite, Sie wissen nicht, daß das Volk ihn haßt, daß es sich bereits im Stillen empört gegen die Unterdrückung, die es erleidet, gegen die Last der Abgaben, die ihm aufgebürdet sind, um die Verschwendungen des Hofes zu decken. Sie leben in dem Wahne, das Volk sei um des Adels willen da — ich wünsche nicht, daß Sie die Wendung erleben mögen, welche Ihnen das Gegentheil beweis't."

Die Baronin war fast unfähig, zu sprechen; so etwas zu hören, hatte sie nicht erwartet.

„Heinrich!" stammelte sie endlich mit Mühe, „was hast Du da gesprochen?"

„Die Wahrheit," erwiederte der junge Baron; „Sie haben sich trügerischen Hoffnungen hingegeben, einem Phantom nachgejagt, das nur in Ihrer Einbildungskraft besteht, und jetzt sehen Sie es sinken — die alten Götter wurden gestürzt, die Allmacht und die Gewohnheit, sie anzubeten, hörte auf — dies ist auch das

Loos des Adels — die Revolutionen liegen in der Ansteckungskraft der Luft."

Jetzt erhob sich die Baronin aus dem Diwan, sie hatte ihre volle Kraft wieder. Ihr Blick ruhte fest auf Heinrich.

„Du hast Dinge enthüllt, um welche nur der wissen kann, der dabei betheiligt ist. Mein Neffe ein Rebell! ein Kronenhelm!" —

Heinrich schien von dieser Bezeichnung ergriffen, er that einen Schritt zurück.

Die Baronin schien diesen Eindruck nicht zu bemerken.

„Was that der Römer gegen seinen verrätherischen Sohn?" rief sie, „er übergab ihn dem Tod — das war die Heldenthat eines Patriziers — ich, das Weib, aus edlem Stamme, darf den Rebellen nicht lieben, nicht schützen — seiner kleinlichen Leidenschaft der Rache will er ein Opfer bringen, das die Ruhe und das Leben von Tausenden verschlingen soll — ich opfere ihn."

Nach diesen Worten ging sie festen Schrittes an ihm vorüber nach ihrem Schreibepult, vor dem sie sich niederließ und die Feder ergriff.

Eine Pause folgte.

Heinrich war durch diese Handlungsweise wie vernichtet.

„Was wollen Sie thun?" rief er.

„Nichts, als dem König einen Empörer anzeigen,“ antwortete sie fest, „das ist meine Pflicht.“

„Sie werden sich dafür den Dank eines Königs, seines Günstlings und seiner — Maitresse erringen,“ antwortete der junge Baron mit großer Bitterkeit, „denn man hat Ursache, mich unschädlich zu machen — nun, das wissen Sie ja, gnädige Tante, man liebt Rivale nicht. Fügen Sie Ihrem großherzigen Bericht, oder wenn Sie wollen, Verrath, noch hinzu, daß diese Revolution nur auf das Volk basirt ist, der Zündstoff aber im Hotel des *** Gesandten zu finden sei, ein Staatsstreich von jenseits der Grenze her — fügen Sie das hinzu, gnädige Tante und Sie dürfen sich der größten königlichen Gnade versichert halten.“

Mit schnellen Schritten eilte der junge Baron aus dem Zimmer.

Nach dem ersten Moment der furchtbaren Ueberraschung dieses Geheimnisses, das noch so ruhig, wie ein Kind in der Wiege, schlummerte, verdeckt durch ein dichtes Gewebe, um jeden, seinen Schlummer störenden Eindruck abzuwehren, erhob sich die Baronin und eilte ihm nach bis an die Thüre; er hatte schon die des andern Gemachs erreicht.

„Bleib, Heinrich! bleib!“ rief sie ihm zu, „komm zurück!“

Er schien mit sich im Zwiespalt, ob er ihren Worten Folge leisten solle.

„Was wollen Sie noch, gnädige Tante?“ fragte er, stehen bleibend, nach ihr umgewendet; „Sie haben das Factum, die Belege söllen nicht fehlen, ich verspreche Ihnen das.“

Sein Gesicht, vor Kurzem noch roth, erhitzt von schnellem Ritte, war jetzt bleich, geisterhaft. Die Baronin durchschritt die Zimmerlänge, welche sie von ihm trennte, ergriff seine Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, zurück in ihr Gemach.

„Heinrich,“ sprach sie, „Du hast den Schleier von Dingen weggezogen, welche ich in der glücklichsten Unwissenheit nicht träumte. Nur Eins sage mir noch: ist Dein Name bereits compromittirt dabei?“

„Nein,“ antwortete der junge Cavalier, „noch war ich unthätig, aber ich weiß darum.“

Fast stürmisch umarmte ihn die Baronin, sie sprach nicht, sie hielt ihn fest umfangen, und als sie ihn aus ihren Armen ließ, bemerkte er, wie sie sich abseits wendend, mit dem Tuch über die Augen fuhr.

Fast eine Stunde später verließ Baron Heinrich ihr Zimmer. Sein Schritt war langsam, ruhig — er selbst nachdenkend, als beschäftige ihn ein eben so großer Gedanke wie der — einer Revolution, die seinem tiefverletzten Herzen den Wunsch nach Rache erfüllen konnte.

In der Restauration „zum Fischer“ wurde der Andrang der Gäste allmälig so stark, daß es Aufsehen erregen mußte, an einem Ort, der sich weder durch eine großartige Lokalität noch durch eine sehr angenehme Lage auszeichnete und im Ganzen auch nicht zu den früher sehr besuchten Vergnügungsörtern gezählt wurde, plötzlich einen so lebhaften Verkehr entstehen zu sehen, der täglich zunahm. Man bemerkte sogar Männer daselbst, welche es sich vor wenigen Monaten nicht vergeben hätten, hier gesehen zu werden, Männer aus dem höheren Bürgerstande — die Laune der Mode schien diese Restauration plötzlich begünstigt zu haben und in Aufnahme zu bringen.

Wer nur ein wenig sich auf Reflexionen befleißigte, mußte zu der Vermuthung gelangen, daß, da keine Ursache einer ganz besondern Annehmlichkeit durch ein glänzendes Etablissement hier zum Grunde lag, ein sonderbares Etwas der Magnet sein müsse. Glück und Unglück sind jederzeit Stoff der Unterhaltung und so lag es auch ganz in der Ordnung, daß dieser Gegenstand unter Denen, welche in der Nähe dieser seit Kurzem so sehr frequentirten Restauration wohnten, zur eifrigsten Besprechung führte.

Das Schulgebäude, vielleicht zweihundert Schritte davon entfernt, lag, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe, aber doch so, daß es von dem lauten Leben der die Restauration Besuchenden berührt wurde. Die sonst

einsame Straße war jetzt stets die Zeugin von geistiger Aufregung der hier in den Abend- oder Nachtstunden zu Hause Gehenden.

Der Schuldirector ahnte, daß hier nicht Alles geheuer sei und er verwendete seine Creaturen zur Nachforschung, das heißt, zum Spionirdienst. Indeß, das Resultat blieb sehr unbefriedigend. Nur Einer wollte wissen, daß eine sehr mißliebige Stimmung die Besucher beseele, daß man über die Regierung gesprochen, welche dem Bürger eine neue Abgabe aufgelegt, dagegen ihre Luxusbedürfnisse aus dem Ausland beziehe, was jedenfalls eine Verachtung der vaterländischen Gewerbtreibenden sei, die man nur als Kuh betrachte, um sie nach Möglichkeit zu melken, ohne ihr dafür Nahrungsstoff zu geben.

Dies konnte die Aeußerung eines Unzufriedenen sein, der sich durch die Abgabe gedrückt und durch die Handlungsweise der Höchsten und Allerhöchsten Personen, nur ausländische Erzeugnisse als ihrer würdig zu erkennen, verletzt fühlte, aber es warf noch keinen Schein einer größern Unzufriedenheit auf Alle. In der That war diese im höchsten Grade vorhanden.

Das königliche Schloß sollte neu meublirt werden und man hatte zu diesem Zwecke in Paris Bestellungen gemacht; Bauten waren angeordnet worden und man überging die vaterländischen Architecten. Die Höflinge folgten dem Beispiele von Oben und legten die Ver-

achtung für das eigene Vaterland unverholen an den Tag. Die Verschwendungssucht wurde mit dem Gelde der Unterthanen im Schwunge erhalten, während sie diesen nichts einbrachte — hierzu kam noch die Ueberhebung des Adels über den Bürgerstand, da letzterer durch allerlei Machinationen von den Ehrenstellen im Staatsdienst entfernt wurde.

Dies war Anlaß zu bösem Blut und der Schuldirector, klug genug, um alle diese Uebel zu erwägen und auf den Argwohn zu kommen, daß das Gewebe einer Empörung ein besonderer Magnet für Viele sein dürfte und die Restauration „zum Fischer“ wohl unter dem Schilde eines Vergnügungsortes das Gespinnst allmälig zu einem plötzlich hervortretenden Erzeugniß verarbeite. Dieser Gedanke saß zu lebhaft in dem Kopfe dieses Mannes, er beunruhigte ihn einerseits, anderseits aber gab er ihm einen gewissen Schwung.

Heuchler sind stets unruhig, wenn sie an eine offene That denken, sie widerstrebt ihrem Naturell zu sehr; eine Handlungsweise im Stillen, ohne alles Geräusch langsam herbeigeführt, und die Früchte des Resultates dann auch im Stillen genossen, das ist ihre Manier — was gegen diese läuft, scheuen sie, weil es nicht mit ihren Grundsätzen übereinstimmt.

Hätte dieser würdige Vorstand einer Lehranstalt nur irgend eine Aussicht entdeckt, die ihm einen Vortheil bei irgend einer Revolution versprochen, er würde

der eifrigste aller Patrioten geworden sein; indeß die Vernunft sagte ihm, daß er nichts auf solch eine Weise erringen könnte und ließ ihn zugleich erkennen, daß bei einem klugen Benehmen er nur gewinnen könne, wenn es ihm möglich wäre, etwas einer Conspiration Aehnliches zu entdecken.

Eine monarchische Regierung ist jederzeit dazu aufgelegt, einen Mann zu belohnen, der sie auf eine Gefahr aufmerksam macht und die schöne Aussicht, geheimer Schulrath zu werden, überwog Alles. Ein so erfinderischer Geist, welcher Alles zu seinem Vortheil benutzte, konnte nicht verlegen sein um die Wahl der Mittel, zu einer Entdeckung zu gelangen. Der junge Hülfslehrer Werner konnte als ein sehr taugliches Werkzeug dabei benutzt werden. Er ließ ihn zu sich kommen.

„Ich bin mit Ihnen jetzt zufrieden, Herr Werner,“ sagte er mit größter Freundlichkeit; „Sie haben meine Ermahnung nicht in den Wind gehen lassen, das freut mich. Ich wünsche nicht, daß Sie zu irgend einer irrigen Meinung, als wollte ich Ihre wenigen Freistunden des Abends schmälern, kommen sollen, es würde mir leid thun, wenn dies der Fall wäre. Ich weiß sehr gut, daß ein so junger Mann, wie Sie, gern einige Stündchen außer dem Hause zubringt und daß der Umgang mit Menschen auch eine Bildung unserer eigenen Ansichten werden kann, wenn wir ihn dazu benutzen wollen. Die Beschränkung, die ich Ihnen auflegte, sei

hiermit aufgehoben; gehen Sie des Abends nach Ihrem Gefallen aus, Herr Werner, zu Ihrem Ehrgefühl hege ich das Vertrauen, daß Sie sich stets unserm Institute würdig zeigen werden."

Der junge Hülfslehrer war durch diese Güte, welche in dem freundlich-lächelnden Gesicht des Directors einen Nachdruck der Wahrheit erhielt, ungemein überrascht.

„Meiner Wege sind sehr wenige," antwortete er; „meine Mutter ist des Abends bei dem Restaurateur „zum Fischer" . . ."

„Das haben Sie mir schon letzthin gesagt; der brave Mann hat Sie durch die Mittel zu Ihrem jetzigen Berufe unterstützt — sehr christlich von ihm. Betrachten Sie mein früheres Verbot, diese Wirthschaft nicht mehr zu besuchen, als eine Prüfung; der Lehrer muß gehorsam und geduldig sein, diese Ueberzeugung war mir nöthig. Jetzt gehen Sie mit Gott wieder an Ihren Beruf."

Der Director sah nach der Uhr.

„Es ist gleich Zehn, mein Guter; Sie haben um zehn Uhr Sprüchwörter — nicht wahr?"

„Zu dienen, Herr Director."

Ein freundliches Kopfnicken des würdigen Vorstandes und mit einer Verbeugung eilte der junge Hülfslehrer nach der Thüre.

„Noch eins, Herr Werner!" rief der Zurück-

bleibende, „noch einen Augenblick. Sagten Sie mir nicht, Ihre Mutter bekäme einen kleinen Gnadengehalt?“

„Nein, Herr Director,“ antwortete Werner, „obwohl mein Vater durch seine langjährigen Militairdienste Anspruch darauf hatte, daß seiner Witwe eine kleine Unterstützung zuflösse, so ignorirte man diese Ansprüche doch gänzlich, obwohl meine arme Mutter darauf antrug. Er soll sich Feinde gemacht haben, sagt man, indem er einige Mißbräuche an den Tag zog. Ich weiß das nicht; aber es mag wohl so sein, er war ein rechtschaffener Mann.“

„Hm, es kann sein, daß ich im Stande bin, etwas für Ihre arme Mutter zu thun,“ sagte der Director, vor sich hinsehend, als ob er über etwas nachsinne.

Diese Herzensgüte griff dem jungen Lehrer so sehr an's Herz, daß er in der augenblicklichen Rührung seines Vorgesetzten Hand ergriff und sie küßte.

„Mein Gott, was thun Sie?“ rief dieser.

„Ach, mein Herr Director, Ihre Güte rührt mich,“ sagte Werner; „etwas für meine arme Mutter wollten Sie thun? das lohne Ihnen Gott. Meine kleinen Ersparnisse sind zu unbedeutend, um als eine Hülfe betrachtet werden zu können; die arme, gute Mutter muß sich sehr kümmerlich durchwinden, und sie ist dabei immer kränklich, muß Manches thun, was über ihre schwachen Kräfte geht.“

„Nun, wir wollen sehen, mein guter Werner, wir

wollen sehen — wird sich vielleicht machen, soll mich freuen, aber versäumen Sie Ihre Unterrichtsstunde nicht, jetzt schlägt's Zehn."

Dabei drohte er ihm freundlich mit dem Finger; Werner eilte schnell aus dem Zimmer. Ach, er war sehr glücklich. Sein redliches Herz, ohne Falsch, ahnte nicht die Möglichkeit, daß diese Freundlichkeit seines Vorgesetzten nur erlogen sei. Der gute Mensch besitzt jederzeit einen gewissen Mangel an Klugheit und Werner war noch viel zu jung, um im Gebiete der Menschenkenntniß Erfahrungen gesammelt zu haben. Seine Seele, leicht ergriffen und rasch bewegt, neigte sich schnell allen Täuschungen zu, welche einen wohlthuenden Eindruck auf ihn bewirkten. Er war Wachs in der Hand eines Bildners, der nach Belieben es in Formen zwingt. Für alles Edle und Schöne erglühend, besaß dieser junge Lehrer einen schwärmerischen Hang, darum machte auch jeder Sonnenblick, mochte dieser wahr oder falsch sein, einen momentanen und angenehmen Eindruck auf ihn. Daher war es auch nur folgerecht, daß er die üble Meinung, welche er bis auf diese Stunde von dem Director gehegt hatte, die Abneigung gegen denselben in eine Art Verehrung umwandelte. Das war eine der wenigen Stunden voll Zufriedenheit, die er in diesem Hause des geistigen Zwanges, der Heuchelei erlebte.

Als der Mittagstisch vorbei war, suchte er Gele-

genheit, mit Minchen zu sprechen. Das konnte nur heimlich geschehen, denn man würde großes Aergerniß daran genommen haben, wenn es ruchbar geworden wäre, daß eine Art Verhältniß zwischen ihnen bestehe. Der Director hatte heute nicht zu Hause gespeis't und dadurch auch Minchen eine freie Stunde gewonnen; sie befand sich im Garten, der jetzt in voller Blüthe stand. Fast hätte Werner sie nicht gefunden, sie war ganz hinten am andern Ende des Gartens.

„Ich habe Sie gesucht, Minchen," sagte er.

„Mich? Was ist Ihnen denn, Herr Werner, Sie sind heute so heiter, wie ich Sie noch nie gesehen habe?" fragte das Mädchen.

„Wenn man glücklich ist, ist man auch heiter," antwortete Werner; er erzählte ihr nun von der Herzensgüte des Directors.

„Ja, gewiß, Sie sind sehr glücklich," sagte Minchen; „Sie können doch auf stundenlang dies Haus verlassen, ich nicht und doch wollte ich es so gern ganz und gar."

„Warum?" fragte Jener.

Minchen schwieg.

„Sehen Sie, das betrübt mich," fuhr Jener fort; „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich. Ich habe Sie schon vielemal gefragt, was Sie so traurig macht, aber Sie hüllen sich da in ein Schweigen, als hätten Sie gar kein Vertrauen zu mir."

„Ich darf und kann nicht sprechen,“ sagte das Mädchen leise; „fordern Sie das nicht, Herr Werner.“

„Aber, mein Gott, ist es Ihnen denn verboten worden? und von wem denn?“

„Sie quälen mich,“ redete die Vorige, „ich darf nichts sagen.“

Werner stutzte.

„Nun,“ sagte er nach einer Weile, „ich muß freilich darauf verzichten, da ich Sie nicht bewegen kann, Vertrauen zu mir zu fassen; — das thut mir weh, denn im ganzen Hause ist Niemand, dem ich freudiger helfen würde, als Ihnen, Minchen. Aber ich glaube, Sie werden später noch mir Alles sagen, was Ihr Herz beengt, wenn auch jetzt nicht.“

Minchen drückte ihm dankbar die Hand. Das arme Mädchen hätte das Geständniß, auf welche Weise sie von dem Director verfolgt werde, dem jungen Manne unmöglich ablegen können, sie fürchtete, in seinen Augen zu verlieren; wer gesteht auch gern eine Erniedrigung, eine Demüthigung seiner Person ein?

Werner brachte in seiner Heiterkeit das Gespräch auf seine Zukunft. Er war heute so glücklich, die Worte flossen wie ein Strom über seine Lippen. Seine Träume waren schön, sprühend von jugendlichem Muthe.

„O, denken Sie sich, Minchen, welch' ein schöner Stand der des Lehrers ist!“ rief er glühend; „der Lehrer

ist ein Gärtner, der alle seine Blumen mit gleich väterlicher und zärtlicher Sorge liebt; es ist ihm ein Glück, sie zu pflegen, sie zu erziehen. Vor seinen Augen wachsen sie auf, jede anders von Farbe und Geruch; er kennt alle ihre kleinen Eigenheiten, er behandelt sie darnach und hütet sie vor giftigem Raupenfraß. Und dankbar sind sie alle — er hat sie gepflegt, gezogen. Ach, Ihnen kann ich es wohl vertrauen, Sie lachen mich nicht aus. Wenn ich einen alten Lehrer sehe, einen Mann mit weißen Haaren, dessen Rücken von der Last der Jahre gekrümmt ist, möchte ich stets niederfallen vor ihm und seine Hände küssen aus Dankbarkeit, daß er um einen spärlichen, kaum nennenswerthen Verdienst sein ganzes Leben dem Wohle der Menschheit gewidmet hat. Ja, Minchen, das ist ein Opfer, welches der alte Mann gebracht hat. Ehe ich in dies Haus kam, hatte ich einen Freund, der ein Jahr früher, als ich, das Seminar verließ, und weil er keine Anstellung fand und doch leben wollte und mußte, als Chorsänger bei dem Hoftheater ein Unterkommen suchte und erhielt. Der Arme fühlte sich sehr unglücklich in seiner neuen Laufbahn. Als ich ihn wiedersah, bat er mich mit Thränen im Auge, nie den Gedanken zu fassen, wie auch sich mein Schicksal wenden möge, den Schritt zu thun, den er gethan. Ach, seine Schilderung war traurig. Buhlerinnen empfangen Tausende Gehalt, schaamlose Schuldenmacher, an denen so Mancher Hunderte

von Thalern verlor, entzückte das Volk von der Bühne herab — Alles ist Täuschung; aber man bezahlt sie theuer — der arme Lehrer hat oft kaum das trockene Brot mit seiner Familie und darum ist sein Leben ein schönes, schweres Opfer, weil er der Menschheit wohlthut.“

„Und doch wollen Sie dies Opfer bringen?“ fragte Minchen mit sichtbar erhöhter Theilnahme.

„Gewiß! ich denke es mir so schön, einst sagen zu können, den oder den, die oder die habe ich gelehrt, ihnen Kenntniß beigebracht, sie zu denkenden Menschen gemacht — und noch schöner, wenn das Glück Einen oder den Andern begünstigt, und in späten Jahren es heißt: „Das, was ich bin, danke ich meinem Lehrer, er war ein braver Mann.“ Sehen Sie, Minchen, das muß Glück sein, so zu bauen, zu pflegen und zu erziehen, trotzdem, daß man den Stand des Lehrers in Hinsicht zeitlicher Güter so ganz vergißt. Solch' ein rechtschaffener Lehrer will ich sein.“

„Sie sind ein guter Mensch!“ rief Minchen, und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Sie weinen?“ fragte Werner, „warum? muß man reich sein, um glücklich zu sein? Soll ich Ihnen etwas heimlich sagen, Minchen?“

„Nun, was denn?“

„Dann, wenn ich eine bessere Stelle als die jetzige habe, suche ich mir ein Herz, das so denkt und fühlt,

wie ich, das arm wie ich, nicht nach großen Dingen strebt, sondern lieber im Stillen glücklich ist."

Mit auffallend bebendem Tone fragte Minchen: „Werden Sie denn ein solches finden?"

„Ich habe es schon gefunden."

Eine Pause folgte. Das Mädchen war blutroth geworden, es wagte gar nicht, zu fragen, wo?

„Sie sind das Herz, Minchen," sagte der junge Lehrer, „Sie!"

„Ach, mein Gott!"

„Erschreckt Sie denn das?"

„Mich? nein — ich — das ist — ich —"

Aus dieser peinlich-süßen Situation wurde Minchen durch ein heftiges Geklingel an der nach der üblichen Sitte geschlossenen Hausthüre erlös't.

„Das ist der Herr — um Gotteswillen, ich muß fort." —

Mit diesen Worten entwand sich Minchen seiner Hand und floh wie ein gescheuchtes Reh den Gang dahin aus dem Garten.

„Liebt sie mich?" fragte sich Werner; „ich glaube es."

Auch er verließ den Garten, denn die Glocke schlug schon, wo abermals die Schulstunden begannen.

Der Schuldirector hatte unterdeß im Hause des Commerzienrathes einen höchst ärgerlichen Auftritt, der die Sicherheit, in welcher er sich so wohlbefand, mit Gewalt

vernichten zu wollen schien. — Commerzienrath Delhorst lebte seit dem Tage, wo er mit Athalien, seiner Gattin, jene Scene gehabt hatte, die ihn in einen Zwiespalt von Meinungen über Athaliens Schuld oder Unschuld versetzte, in einem immerwährend aufgeregten Zustande. Delhorst erstaunte über sich selber, daß er so von dieser Sache ergriffen sei; dachte er darüber nach, hielt er es fast für unmöglich, denn er liebte Athalien ja nicht, sein Herz war nur für die kalten Regungen des Ehrgeizes geschaffen, zartere Empfindungen kannte er nicht und achtete er auch nicht. Mit einem wahrhaften Sclavenaufsehergemüth, welches erbarmungslos auf Alle die herabsieht, welche ihm untergeordnet sind und welche zu tyrannisiren er die Macht in Händen hat, war es nicht möglich, daß dieser Mann auf die Liebe eines Weibes viel geben könne.

In diesen Tagen des Aergers, der Unruhe, der unbefriedigten Rache an Athalien empfing er noch einen Schlag, der ihn vollkommen traf. Alle seine ehrgeizigen Bestrebungen zielten darauf hin, Handelsminister zu werden. Diese glänzende Aussicht zerfiel jedoch in Nichts; die Art und Weise, wie die Aristokratie alle Staatszügel ergriff und jede höhere Stelle im Staate mit ihren Mitgliedern besetzte, versperrte ihm die Möglichkeit, sich auf diesem Boden zu erheben; ja man hatte selbst sein Gesuch, im Handelsministerium thätig sein zu dürfen, abgelehnt, jedenfalls, weil man die soge-

nannte Geldaristokratie beugen oder nicht aufkommen lassen wollte. Die Berechnung war sehr gut, Männer zu entfernen, deren Stimmen gewichtig in die Waagschaale fallen konnten, von denen man fürchtete, daß sie gegen den Adel und dessen Uebermacht sich auflehnen müßten, wenn man ihnen zu viel Spielraum gäbe. Das war ein Wurm, der sich tief in Delhorsts Herz eingrub, und ihn ganz zum Anhänger der ausländischen Partei machte, welcher er allerdings schon früher gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es die Umstände erfordert hätten, er ohne Bedenken ein Verräther derselben geworden wäre. Jetzt natürlich war an keinen Verrath zu denken; beleidigter Ehrgeiz ist nicht so leicht wieder zu versöhnen und ergreift alle Mittel, eine eclatante Rache herbeizuführen.

Indeß eine Veränderung war in seinem Hause vorgefallen. Unter dem Namen einer weitläufigen Verwandtschaft mit ihm war in diesen Tage eine Dame bei ihm angelangt, eine Frau von sehr kränklichem Aeußern, vielleicht eine Funfzigerin. Sie bewohnte zwei Zimmer des zweiten Stockes und, was auffallend war, nahm von nichts, was das Treiben im Hause betraf, Notiz. Sie lebte gänzlich von allem Verkehr mit Jemand abgeschlossen, nur der Commerzienrath besuchte sie zuweilen und man wollte bemerkt haben, daß er dann sein schroffes Benehmen zu einer ungeschickten Höflichkeit zwinge. Vielleicht würde man über das un=

bekannte Verhältniß, welches zwischen ihr und ihm obwaltete, sich Spötteleien erlaubt haben, frivole Anspielungen und dergleichen, doch die Dame selbst bot durchaus keinen Gegenstand zu irgend einer frivolen Vermuthung. Eine hohe, gebeugte Frauengestalt, deren Haar bereits stark in's Graue überspielte, ein von Kummer oder langjährigen Leiden abgezehrtes Antlitz, und doch bei allen diesen Mängeln eine ruhige Würde. Sie war eines Morgens frühzeitig angekommen und hatte das Haus noch mit keinem Schritt verlassen. Eins der Mädchen aus Delhorsts Hausstand war ihr zur Bedienung beigegeben. An diesem Mittag, wo der Schuldirector sich zu dem Commerzienrath begab, wurde der Wagen desselben im Hofe angespannt. Das war für den Director ein höchst ungünstiges Zeichen, indeß, da er einmal im Hause war, ließ er sich auch bei dem Commerzienrath melden.

„Ich bedaure, mein Herr Director, daß Sie eine ungünstige Stunde gewählt haben, mich mit Ihrem Besuch zu beehren," sagte Delhorst; „meine Zeit ist gemessen, ein dringendes Geschäft ruft mich vom Hause."

„Mein Anliegen, Herr Commerzienrath, ist in wenig Augenblicken beendet, wenn Sie mir nur auf einige Secunden freundliches Gehör schenken wollen."

„Einige Secunden, nun, es ist wenig verlangt; Sie sehen mich zu Ihrem Dienst, mein Herr."

„Ich beeile mich, Sie nicht aufzuhalten. Haben

Sie die Güte, diesen Aufsatz zu lesen, ich werde ihn morgen oder übermorgen persönlich abholen, um Ihre gefällige Meinung darüber zu hören."

„Was betrifft es?" fragte Delhorst.

„Die Herausgabe eines Buches für das Volk und seine Moralität; es soll nicht verkauft, sondern unentgeltlich vertheilt werden, deshalb sind Männer nöthig, die ein solches gemeinnütziges Unternehmen mit ihrem Namen sowohl, als mit einem kleinen Theil des Ueberflusses, den ihnen das Glück gegeben, unterstützen."

„Gut, ich werde sehen," antwortete Delhorst, den Aufsatz in sein Pult legend; „die beste Moralitätslehre ist für das Volk Arbeit, welche so viel abwirft, daß es nicht stehlen oder hungern muß, mein Herr Director."

Der Letztere lächelte.

„Ich bestreite das nicht, sagte er, „aber ich bin fest überzeugt, daß Warnungsbeispiele Manchen von üblen Gedanken abhalten oder vielmehr von Unmoralität. Man kann freilich und leider sagen, daß diese nicht in einer Klasse der Gesellschaft wurzele, sondern wie ein Knochenfraß am ganzen Gesellschaftskörper nage. Es ist eine traurige Wahrheit. Ich habe jetzt selbst solch' ein Beispiel erlebt, das mich sehr erschüttert hat."

Delhorst gab unverkennbare Zeichen von Ungeduld, indeß, der Director schien ein durch und durch von Pedanterie eingenommener Mann zu sein, der es nicht

begreifen kann, wie man bei dergleichem Kapitel nicht Aug' und Ohr ist.

„Ich arbeitete diese Warnungsbeispiele selbst nach dem Leben, Herr Commerzienrath; es sind Erfahrungen, nicht Dichtungen.“

„Aber, mein Herr!“ rief der Commerzienrath, „meine Zeit . . .“

„Nur fünf Secunden noch, mein Herr!“ entgegnete der Vorige mit unerschütterlichem Muthe; „Sie sollen selbst urtheilen, von welchem Gehalt die Beispiele sind, welche ich aus dem Leben nehme.“

Ohne einer, der in seiner Beispielserzählung vorkommenden Personen einen Namen beizulegen, schilderte er in Kürze das Ereigniß in Steglichs Hause, bei welchem der Commerzienrath so sehr betheiligt war. Eine Todtenblässe überzog des Letzteren Gesicht.

„Ich werde Jemand von Ihren Dienstleuten rufen, Ihnen scheint unwohl zu werden,“ sprach der Director mit Zeichen des Schreckes und eilte nach der Thüre.

„Bleiben Sie!“ rief Delhorst; „Sie kennen auch die Namen der betreffenden Personen?“

„Nur den der Dame nicht,“ war die Antwort, „aber ich werde ihn zu erforschen suchen.“

„Sie nehmen Antheil, Herr Commerzienrath?“

„Ja! erforschen Sie Alles, ich lohne es Ihnen

mit Gold — wer ist dieser Doctor? — und dieser Beinlich?"

Der Director zuckte mit den Achseln.

„Der Letztere ist mir ein Räthsel, den Ersteren will ich heute noch kennen lernen."

„Und Sie schweigen?"

„Wie das Grab!"

„Morgen sehe ich Sie wieder?"

„Zu Ihren Diensten; es ist mein Streben, Unmoralität zu entschleiern, die Gewebe des Lasters zu zerstören."

Mit einer tiefen Verneigung und dem innerlichen Vergnügen, ein Ziel erreicht zu haben, zu dem der Augenblick sehr ungünstig gewählt schien, eilte der Schuldirector nach der Thüre. In diesem Augenblick trat die Fremde herein, deren wir schon erwähnt. Da sie den Commerzienrath nicht allein sah, wollte sie wieder umkehren, indeß die kleine corpulente Figur des Directors schien ihre Augen fast magnetisch auf sich zu ziehen. Nicht geringer war die Einwirkung, welche ihr Anblick auf den Schuldirector machte. Dies kleine, wohlhäblich aussehende und mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Sauberkeit gekleidete Männlein verfärbte sich so, daß er den weißen Lilien auf dem lichtblauen Grunde der Wand hinsichtlich seiner Gesichtsfarbe ähnlich sah. Delhorst gewahrte zu seinem höchsten Erstaunen das gegenseitige Anstarren dieser beiden Personen,

jedoch, ehe er nach der Ursache fragen konnte, hörte er die Dame an der Thüre ausrufen:

„Ist es möglich? Sie sehe ich wieder, der einen so schändlichen Verrath an mir begangen hat?“

„Ich? — ich?“ stammelte der Director fast tonlos, „ich — kenne Sie nicht.“

„Soll ich Ihnen meinen Namen in's Gedächtniß rufen?“

„Nein, ich kenne Sie nicht,“ behauptete der Vorige, sich mit Mühe fassend.

„O, schändlicher Mensch!“ rief die Dame entrüstet.

„Was ist das?“ fragte Delhorst, der vollkommen von dem Wiedersehen zwischen diesen beiden Personen, welches, wie es sich wies, für keine von Beiden erfreulich war, überrascht worden. „Sie irren sich wahrscheinlich, Frau Gräfin. Dieser Herr ist Schuldirector, sein Name Schwalbach, ein ...“

„Verräther!“ rief die Gräfin; „o, ich kenne ihn wieder; dieser Elende ist Schuld an Allem, was ich litt. Sie kennen ihn, Herr Delhorst, und verabscheuen ihn nicht?“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gräfin,“ antwortete der Commerzienrath, wirklich von dem Vorfall bestürzt; „erklären Sie sich — dieser Herr ist ein sehr geachteter Mann, Jedermann spricht von seiner Redlichkeit.“

Jetzt schien plötzlich ein ganz anderer Geist über den Schuldirector zu kommen; er schlug sich vor die Stirn und geberdete sich ohngefähr wie Einer, der sich über eine selbstbegangene Thorheit nicht genug ärgern kann.

„Nein, nein!“ rief er, „sagen Sie mir, Herr Commerzienrath, ich bitte Sie um Gotteswillen, ist das ein Traum? — das die Gräfin Cecilie von Arnsheim? — Ach, wenn sie es ist, dann kenne ich sie — du guter Gott, diese Aehnlichkeit!“

Die Scene hatte sich mit diesen Worten verändert, die Gräfin wurde durch sie überrascht. Es lag so viel Gemüthliches, so viel Rührung in dem Tone, in dem er diese Worte gesprochen hatte, als wäre im Leben nichts Arges von seiner Seite geschehen gegen sie, als habe er im Gegentheil den größten Anlaß, sich über ihr Wiedersehen zu freuen. Es folgte eine kurze Pause. Der Commerzienrath schien verlegen, ob er den Namen der Gräfin nennen solle, auch sie selber schwieg. Indeß, der Schuldirector war nicht der Mann, der einen Vortheil außer Acht ließ, zumal, wenn er sich dadurch schon ein wenig Terrain gefaßt hatte, wie es hier der Fall war, in Betracht der Bestürzung, welche die ihm gegenüberstehende Gräfin bei der Wendung von seiner Seite äußerte.

„Sie schweigen?“ sagte er zu ihr; „Sie bestätigen mir nicht, ob Sie die vortreffliche Dame sind, welche

ich zu erkennen glaube — und doch habe ich ein Recht dazu, Sie um eine aufrichtige Erklärung zu bitten, da Sie mich mit lieblosen, beschimpfenden Worten angriffen, die ich von mir entschieden abweisen muß und werde, indem sie nur einem Elenden gelten können, der ich nicht bin.“

„Nun, mein Herr,“ entgegnete die Gräfin, „Sie haben mich erkannt, wie ich glaube, Sie erkannt zu haben, als einen Verräther, der mir durch eine schändliche Handlung jahrelanges Leid bereitet hat; aber ich will nicht ungerecht sein, ich will nicht verdammen, und erwarten, daß Sie sich gänzlich von der Schuld, die ich Ihnen beimesse, zu reinigen versuchen werden.“

Der Schuldirector hatte jetzt die vollkommenste Ruhe erlangt, welche dazu gehört, um eine Lüge mit der größten Frechheit zur Wahrheit umzuwandeln. Er nahte sich der Gräfin, ergriff ihre Hand und küßte sie mit Ehrfurcht.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich will nicht einen tadellosen Wandel im Angesicht meiner Mitbürger anführen, um Ihren bittern, meinen Charakter verletzenden Vorwurf zu entkräften; ich will mich nur darauf beschränken, die Thatsachen Ihnen darzulegen, wie sie damals bestanden; es scheint mir, ich darf nicht fürchten, in Gegenwart des Herrn Commerzienrathes von Dingen zu reden, die ich gegen Niemand sonst erwähnen würde.“

„Sprechen Sie!“ sagte die Gräfin.

„Als ich die Ehre hatte, Informator der Kinder des Freiherrn von Wehrnhausen zu sein, war ich sehr arm, ich leugne es nicht. Frau von Kauritz, welche ich zuweilen in Ihrem Zimmer, gnädige Frau, gesprochen hatte, wenn ich den kleinen Sohn des Freiherrn von Ihnen abholte, zeigte sich mir geneigt, und ich darf es ebenfalls nicht leugnen, daß ich als ein mittelloser Mann darnach trachtete, mir, wo es möglich sei, Protection zu erwerben. Frau von Kauritz war sehr theilnehmend, ich gestehe es, dies Benehmen that mir wohl und ich versäumte keine Aufmerksamkeit, um dieser Dame zu beweisen, daß ich kein Undankbarer sei. Durch ihre Connexionen gelang es mir, eine bessere, einträglichere Stelle, als die in der Familie des Freiherrn, zu erringen. Eines Tages sagte mir Frau von Kauritz, daß, wenn ich ihr vollkommene Dankbarkeit beweisen wolle, ich einen Auftrag ausführen müsse, welcher zugleich für mich sehr nützlich werden könne. Dieser Auftrag bestand in nichts Anderem, als das Billet, welches Sie, gnädige Frau, mir übergeben würden, um es nach dem Herrenhause Else in der Haide zu bringen, in ihre Hände abzuliefern. Ich war schwach genug, es ihr zu versprechen. Indeß in der Stunde, als ich es von Ihnen empfing, kam auch zugleich die Reue über mein Versprechen; ich wollte Sie nicht betrügen und hatte den Entschluß gefaßt, statt zu Frau von Kauritz mit

dem Billet mich zu begeben, unverzüglich die Reise anzutreten. Ich hatte die Nacht dazu bestimmt und erwartete den Abgang der Post. Als ich in den Wagen einsteigen wollte, fühlte ich mich zurückgezogen und die Stimme eines Mannes flüsterte mir zu: „Sie fahren nicht dahin, wohin Sie wollen, vermeiden Sie alles Aufsehen, folgen Sie mir.“ — Am Arm von ihm ergriffen, denn ich erkannte in ihm einen Polizisten, mußte ich gehorchen und wurde in das Hotel des Ministers Eberbach geführt. Frau von Kauritz fand ich daselbst und — Sie werden es begreiflich finden, gnädige Gräfin, daß es unter solchen Umständen mehr als thöricht gewesen wäre, da ich mich in der Gewalt eines Mächtigen befand, das Billet, welches ich von Ihnen in meiner Brieftasche bei mir trug, zu verleugnen. Man hielt mich im Hause des Ministers an sechs Tage fest. Als ich auf freien Fuß gelassen wurde, gab man mir die Weisung, Schweigen über den Vorfall zu beobachten. Beschuldigen Sie mich eines schnöden Verrathes, wenn es Ihnen möglich ist.“

„Und Frau von Kauritz?“ fragte die Dame.

„Ich fand keinen Anlaß, ihre weitere Protection zu suchen.“

„Sie sind ihr fremd geworden?“ fragte die Vorige wieder.

Nur für einen Moment schien der Schuldirector

über die zu gebende Antwort unentschlossen, dann antwortete er:

„Ja!“

Die Gräfin schien nachzudenken, dann sagte sie:

„Es ist seltsam, daß das Schicksal mich zwingt, Ihnen noch einmal zu vertrauen. Schweigen Sie darüber, daß Sie mich wiedergesehen haben; meine Gegenwart ist noch Geheimniß.“

„Erlauben Sie mir, Frau Gräfin, diesem Herrn einige Worte zuzuflüstern,“ bat Delhorst, und den Schuldirector einige Schritte abseits führend, sagte er halblaut, so daß es die Dame hören konnte:

„Mein Herr, Sie haben mir vorhin durch die Art und Weise, wie Sie Geheimnisse an den Mann zu bringen wissen, einen Beweis gegeben, daß Ihre Tugend mit Ihrer Klugheit Hand in Hand zu gehen pflegt — Sie verstehen, was ich meine. Der Zufall hat Sie diese Dame erblicken, mich aber hat er Sie erkennen lassen, Beides ist etwas werth. Von nun an werden Ihre Handlungen scharf beobachtet; versuchen Sie keine Täuschung, jede ist ein Schritt zu Ihrem Verderben.“

„Mein Herr!“ rief der Schuldirector mit sichtlicher Empörung.

„Schweigen Sie,“ fuhr Delhorst fort, „Ihre Moralität hat ein Loch. Sie sind ein treuer Freund

der Frau von Kauritz und frequentiren deren Abendandachten, ich weiß es.“

Der Schuldirector erbleichte.

„Spielen wir keine tragische Scene,“ redete Delhorst weiter. „Sie fanden es für gut, heute sich übertünchen zu wollen, mag es sein — Sie sind also feil, wie Jeder, der nach seinem Vortheil handelt. Wir fordern nichts von Ihnen als Schweigen — das ist leicht, der Lohn dafür dürfte schwer ausfallen. Ich glaube, Sie sind vielleicht ehrsüchtig — desto besser. Sie kennen das Geheimniß, das hier zu Grunde liegt oder kennen es auch nicht, es bleibt sich gleich — in jedem Falle haben Sie durch ein kluges Schweigen zu gewinnen. Morgen sehen wir uns, mein Herr, das Weitere dann.“

Delhorst bot der Gräfin den Arm und führte sie fort nach dem Wagen, der angespannt ihrer im Hofe harrte.

Der Schuldirector begleitete Beide schweigend und verabschiedete sich mit einem eben so schweigenden Bückling, als sie am Fuße der Treppe nach dem Hofe sich hinwendeten, er aber aus dem Hause ging.

So lange dieser Mann denken konnte, hatte er nie solch eine Situation erlebt, wie die, in welcher er der Gräfin und dem Commerzienrath gegenüber stand; er war sehr consternirt darüber. Der Nimbus seiner Rechtschaffenheit hatte ganz unvermuthet einen Riß be-

kommen. Wir würden sehr irren, wenn wir diesen würdigen Mann von einer Engherzigkeit befangen wähnten, die ihn verhinderte, seine Freunde zu opfern, wenn es die Nothwendigkeit erheischte und sein Vortheil dabei im Spiele war. Seine Neigungen waren nur scheinbar innig, er konnte mit ihnen wie mit einem Balle spielen, ohne sich einen Zwang anthun zu müssen. Diese schöne Eigenschaft befähigte ihn auch, über das, was er jetzt erlebt hatte, bald mit aller Ruhe nachzudenken. Obwohl es ihm sehr unangenehm war, sich erkannt zu sehen, so beruhigte er sich doch bald darüber, da er herausfand, daß eben diese Erkenntniß ihm keinen Schaden bringen könne; denn er war ja, ohne es zu wollen, Mitwisser eines Geheimnisses geworden, dessen Wichtigkeit er zwar nicht kannte, das aber, den Umständen nach zu urtheilen, gar nicht unbedeutend sein konnte. Es galt also vor allen Dingen ein kluges Benehmen und eine Geschmeidigkeit, sich zu fügen, wie es gerade erforderlich war. Verlieren konnte er nichts — wie, auf was für eine Art er gewann, war ihm auch gleichgiltig. Daß er am wenigsten gefährdet bei diesem Geheimniß sei, welches noch ein ihm unbekanntes Land war, ergab sich ja von selber aus der Nothwendigkeit, die den Besitzern desselben selber oblag, nämlich die Nothwendigkeit, zu schweigen. So wurde dieser würdige Vorstand einer Erziehungsanstalt sehr ruhig in seinem Innern, die Zukunft allein konnte ihm den

richtigen Weg leiten. Aber um etwas zu thun, begab er sich in das Haus Steglichs und zu diesem selbst. Er fand ihn, da es um die Mittagszeit war, zu Hause und es bedurfte keines scharfen Blickes, um zu bemerken, daß in Steglichs Wesen eine auffallende Aengstlichkeit vorherrsche. Dies war bei dem Charakter Steglichs um so mehr auffallend, als er sonst immer mit großer Sicherheit zu sprechen pflegte, zuweilen sogar eine kalte, herzlose Ironie durchschimmern ließ. Der Schuldirector war indeß klug genug, um es nicht zu bemerken.

„Mein Freund," sagte er zu ihm, „ich komme von dem Commerzienrath; der Mann ist zu schroff, um mit ihm schnell in's Reine zu kommen, ich werde aber nicht nachlassen. Er kennt Beinlich und kennt ihn auch nicht, es scheinen sonderbare Verhältnisse dort zu walten."

„So, so!" entgegnete Steglich, „ja, ja, es mag so sein; mein Gott, wer kann das Alles wissen!"

„Sie haben Recht, mein Freund. Jetzt eine Frage, waren Sie vielleicht glücklich in einer Ausforschung über die Geldverhältnisse unserer frommen Freundin?"

„Nein, nein," sagte Steglich fast mit Hast; „ich will mich gar nicht hineinmengen, gewiß nicht — ach, wir sind Alle arme Sünder!"

Der Andere lächelte.

„Eine sehr schöne Erkenntniß, ich freue mich, daß Sie sie haben; aber ich glaube, es ist auch Christenpflicht, das Böse zu entschleiern.“

Steglich wies sich sehr unruhig.

„Aber ich will nicht die Hand dazu reichen, ich nicht!“ rief er; „mich geht es nichts an, Sie auch nicht — wir haben es nicht gethan.“

„Nein, aber wir könnten Vortheil daraus ziehen,“ entgegnete der Director.

Steglich zeigte eine förmliche Armesünderangst, ein sonderbar krampfhaftes Wesen, das wie ein Zwiespalt zwischen Willen und Unentschlossenheit auf seinem Gesicht kämpfte; eine Pause folgte.

„Lassen Sie mich — ich will nicht — das sind fremde Sünden, ich mag nichts damit zu thun haben.“

„Seit wann sind Sie so feinfühlend?“ fragte Jener spöttisch.

„Ich? immer bin ich so gewesen — immer! ich habe mich nur nicht ausgesprochen; aber Sie — sind kein Christ, glaube ich.“

„Bringen Sie solche Alfanzereien nicht zum Vorschein, Herr Steglich,“ sagte der Director ernst; „Ihre Frömmigkeit ist lächerlich, ich kenne Sie besser.“

„Mich? Sie wollen mich beleidigen? Sie zweifeln an meiner Religiosität?“ rief der Beamte; „ich bete mehr vielleicht, als Sie; ich weine lieber über die

Sünden der Menschheit, als mich zu ihrem Richter aufzuwerfen.“

„Das gebührt Ihnen auch; denn wer armen Leuten ihre wenigen Kleinodien abschwört, wie Sie, der hat kein Recht, über Anderer Thun zu richten.“

Steglich wurde todtenbleich, er konnte nicht sprechen.

„Die goldne Dose, die Sie mir verkauften, weil ich Gefallen daran fand, ist ein unwiderlegbarer Beweis Ihrer Nichtswürdigkeit, mein Freund; sie gehörte dem armen Stubenmaler Heinitsch, ich weiß es und es hätte nur von mir abgehangen, Sie öffentlich der größten Niederträchtigkeit, des Betruges, des Diebstahls, des abscheulichsten Wuchers und eines himmelschreienden Meineids zu zeihen.“

Steglich verlor sein geistiges Gleichgewicht dermaaßen, daß er ganz wie sinnlos sich auf's Sopha warf und in einen Erguß von Verwünschungen gegen sich ausbrach und seine Haare raufte, sein Gesicht zerschlug.

Der Schuldirector betrachtete ihn mit Verachtung; es ist in der Regel, daß je raffinirter der Schurke ist, desto stolzer er auch zu sein pflegt, vorzüglich wenn er einem von Reue und Angst gefolterten Verbrecher gegenübersteht. Er ließ dem Elenden Zeit, sich selber zu beleidigen; denn als eine kleine Ruhe eintrat bei Steglich, sagte er zu ihm:

„Hören Sie mich an. Ich habe Sie in der Hand, Sie wissen es jetzt — Sie sind also mein Geschöpf, das von meinem Willen abhängig ist. Was Sie in diesen lächerlichen Zustand von Reue gebracht hat, weiß ich nicht, verlange es auch nicht zu wissen. Sie lassen die Ausforschung wegen dem Gelde unserer frommen Freundin nicht fallen, Sie betreiben dies Geschäft mit Eifer — in kurzer Zeit muß ich in den Besitz dieses Geheimnisses sein. Für das verspreche ich Ihnen Schweigen — Sie verstehen, worüber? Leben Sie jetzt wohl und — kommen Sie, wenn es möglich ist, von Ihrer tugendhaften Narrheit zurück."

Mit einem verächtlichen Lächeln entfernte sich der Schuldirector und begab sich zu dem ein Stockwerk tiefer wohnenden Doctor Pasqual, den er um diese Stunde auch zu Hause traf.

Zwischen dem Grafen Bojerström und dem Günstling des jungen Monarchen, Frederic, war eine Art Freundschaft eingetreten. Der Letztere bot Alles auf, um den Schweden von seiner herzlichen Zuneigung zu überzeugen, was ihm auch vollkommen gelang, insofern Graf Bojerström in dieser Freundschaft mit einem Cavalier, der so sehr des Königs Ohr besaß, nur eine um so größere Sicherheit für seine eigene

Stellung sah. Frederic war das Muster eines Hofmannes und indem der alte Bojerström sich schmeichelte, dessen Freundschaft zu besitzen, hegte er zugleich die eitle Ueberzeugung, daß Frederic weniger von einer aufrichtigen Zuneigung getrieben, als von der Furcht, durch Bettina's Einfluß bei dem jungen, königlichen Herrn vielleicht zu verlieren. Der Gedanke war folgerecht, zumal ein ganz ähnlicher Bojerström selbst leitete.

Das Hofleben ist ein ewig wogendes Meer von Intriguen, Eitelkeit, Hoffart und Ehrsucht. Frederic gab öfters Feste, der König liebte die Heiterkeit und den Glanz zu sehr, um diesen Festen fern zu bleiben. Des jungen Grafen Pa'ais auf der Amalienstraße war der Sammelpunkt aller Größen und Schönheiten der hohen Aristokratie. Mit wahrhafter Verschwendung wurden die Festins in diesem prächtigen Hotel gegeben; Graf Frederic war unerschöpflich in Erfindung neuer Abwechselungen und die allgemeine Stimme rühmte die feine Eleganz, die Ungezwungenheit, welche bei diesen Festen herrschten.

Ein improvisirter Ball hatte die aristokratische Welt und den größten Theil des diplomatischen Corps in den glänzenden Räumen des Feldernburg'schen Palais versammelt. Der König und Prinzeß Therese waren gegenwärtig; die Musik rauschte in lieblichen Klängen und durch die hohen, mit zahllosen Lichtern erleuchteten Säle wand sich der Polonaisenzug, mit dem der Ball

eröffnet wurde. Bettina von Bojerström war glücklich; sie schritt an der Seite des Königs dahin, ihr Auge strahlte vor Vergnügen, sie dünkte sich eine Königin zu sein, die in einem Meer von Herrlichkeit wie strahlender Sonnenschein schwebe, um die sich alle Schönheiten gruppirten, um ihr Dasein zu verschönern. Als die Polonaise geendet war, führte der König Bettina zu der Prinzeß; eine fremde Erscheinung fesselte dort sein Auge. Graf Böhlenburg stellte der Prinzeß eine junge Dame vor, die, wie er sich scherzweise ausdrückte, um so mehr eine Aufmunterung zur Freude bedürfe, da sie durch den Todesfall ihres Vaters, den sie so sehr geliebt, sich einem höchst traurigen Hange zur Einsamkeit hingegeben habe. Die junge Dame war schön, eine frischerblühte Rose mit einem etwas bleichen Teint, der ihr aber sehr gut ließ.

„Sie empfehlen uns eine Waise, die ihrer Erscheinung nach, keiner Empfehlung bedarf, Excellenz," sagte die Prinzeß, indem sie gütig Emma von Stein zu sich zog und ihr die jetzt ein wenig höher glühende Wange streichelte.

Bettina's Blick verdüsterte sich; es entging ihr nicht, wie der König, ohne sein Auge abzuwenden von der neuen, fremden Erscheinung, auf seine Umgebung zu vergessen schien.

„Wir müssen Ihnen dankbar sein, Herr Gesandter," sagte er dann, als Böhlenburg Gelegenheit ge-

nommen hatte, die junge Baronesse seiner königlichen Huld zu empfehlen; „Sie erhöhen den Glanz unseres Hofes, indem Sie demselben eine Schönheit zuführen, welche uns unwillkürlich an die Meistergebilde der Italiener erinnert. Unsere Residenz sollte Ihnen ein Anerkennungsdiplom überreichen.“

„Majestät, das Letztere würde mich ungerecht ehren,“ erwiderte der Gesandte lächelnd; „die Baronesse lebt nicht hier, sie ist eine Einsiedlerin, die die wilde, freie Natur, das Landleben den Huldigungen vorzieht, welche man ihr in der Stadt erweisen würde.“

„Wie? so viele Liebenswürdigkeit in eine Einsiedelei begraben!“ rief der König; „ist das möglich, Baronesse?“

„Majestät, ich liebe die Freiheit und die Natur,“ antwortete die Gefragte; „es ist vielleicht ein lächerlicher Hang, aber er macht mich glücklich.“

Der König schien etwas piquirt über diese Antwort; vielleicht trat ihm zum ersten Male in der Gestalt eines schönen Weibes auch ein kräftiger Wille, eine Verachtung des Glanzes, der ihn so sehr beglückte, und ein starker Charakter, der Demuth und Hingebung als seiner unwürdig betrachtete, entgegen.

Bettina beobachtete scharf jede Miene des Königs und da sie nicht bemerkte, daß die Baronesse einen sichtbaren Eindruck auf ihn machte, so glättete sich auch ihr liebliches Antlitz wieder, sie wurde heiter. „Ach,“

sagte sie zu sich, „bin ich nicht eine Thörin, daß ich eine Nebenbuhlerin fürchte? Dieses Marmorbild, kalt wie eine Heilige, die keinen irdischen Wunsch mehr in der Brust hegt, würde er nie lieben; er will eine Seele, warm und weich, und so liebe ich ihn — wie schwach war ich doch, die Eifersucht ist traurig."

Gewiß, Bettina, diese fröhliche Schönheit, geschmeidig wie die laue Luft, die sich vertraulich an die Wange schmiegt, verdunkelte die Baronesse, sie mußte sie verdunkeln, denn wer liebt denn nicht den bunt schillernden Schmetterling, im goldnen Licht gaukelnd? Aber es war doch seltsam, obwohl Bettina durchaus keinen besondern Eindruck bemerkt hatte, den vielleicht die fremde Erscheinung der Baronesse auf den jungen Monarchen hervorgebracht hatte, so wollte es ihr doch bedünken, als überraschte sie seinen Blick, wie er auf dieser ruhte. War das Zufall? das beunruhigte sie außerordentlich, sie mußte das ergründen. Deswegen nahte sie sich der Prinzeß, die sich, wie es schien, recht lebhaft mit der Baronesse unterhielt.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Gräfin," sagte die Prinzessin heiter; „ich stelle Ihnen hier eine wahrhaft liebenswürdige Seele vor, Baronesse von Stein. Ich glaube, es muß Allen so gehen, wie mir, man darf diese junge Dame nur sehen und man gewinnt sie lieb. Ich wünsche, daß Sie eine gleiche Neigung zu ihr empfinden."

„Die gnädigste Prinzeß findet mehr Lobenswerthes an mir, als ich selbst mit der größten Eitelkeit je an mir auffinden könnte," sprach die Baronesse zu Bettina; „und ich bin überzeugt, daß Sie gewiß kein so günstiges Urtheil über mich fällen werden, da mir Vieles fehlt, was Sie so in die Augen fallend auszeichnet."

Bettina fühlte sich von dieser, die leeren Höflichkeitsformeln, welche unter Leuten zu herrschen pflegen, die einander zum ersten Male sehen, weit überspringende Rede der Baronesse seltsam berührt. Es lag eine Wahrheit in derselben, vor der sie unwillkürlich erschrak. Schien es doch fast, als läse die Fremde in ihrer Seele. Das war ein ominöses Gefühl für Bettina, das sie überwinden mußte, wollte sie nicht bei der Baronesse in einem sonderbaren Lichte erscheinen.

„Sie urtheilen sehr — sehr streng," sagte sie, ein Lächeln erzwingend, „und machen meiner Eitelkeit einen Vorwurf, den ich, will ich nicht ungerecht gegen mich selber sein, als unbegründet von mir weisen muß."

Die Baronesse lächelte auch; aber dies Lächeln schien nicht mehr ironischer Natur zu sein.

„Wenn es ein Vorwurf ist, dann habe ich ihn nur lediglich auf mich gerichtet," entgegnete sie; „Sie gleichen der schönen Lebensfülle, der nichts mangelt, welche überall Augen zu ihrer Bewunderung findet, weil Alles an Ihnen heiter ist und deswegen, meine ich, dürfte Ihr Urtheil über mich, der dieser wunderbare

Reiz der Heiterkeit mangelt, strenger sein, als das der gnädigsten Prinzessin. Für eine feurige Seele muß die Ruhe abstoßend sein.“

Bettina fühlte sich sonderbar verwirrt, ja, sie glaubte sich verletzt, ohne sich doch Rechenschaft geben zu können, wie? Und sie gestand sich's auch zu, daß eine eigenthümliche Ruhe und Klarheit der Baronesse Antlitz beherrschte, als ob ein höherer, durchgebildeter Geist sie über die Leidenschaften erhebe oder als ob sie anderen Stoffes sei. Dies Gefühl beengte Bettina, es hing mit einer unbestimmten und wenigstens für jetzt ganz gestaltlosen Ahnung zusammen, welche ihr eine Furcht einhauchte, als wenn, eben von der Baronesse aus, ihr viel Böses zugefügt werden würde, ihr bisher so glänzendes, mit den lieblichsten Hoffnungen geschmücktes Dasein durch ein Zusammentreffen mit ihr ein Ziel gefunden, einen Markstein, vor dem es versinken müsse.

Während sich Bettina dieser so unerklärlichen Empfindung, die ihr die Freude dieses Abends so sehr verdüsterte, hingab; fragte der König den Grafen Frederic, wie die Baronesse ihm gefiele?

„Majestät,“ antwortete dieser, „Frauenschönheit ist dem Geschmacke unterworfen; ein Urtheil darüber auszusprechen, bleibt jederzeit schwer, obwohl ich sonst in diesem Artikel mich eines ziemlich sicheren Blickes rühmen darf.“

Diese Antwort stellte den jungen Monarchen durchaus nicht zufrieden.

„Du hüllst Dich in einen Wortschwall ein, Frederic,“ sagte er etwas unmuthig; „ich will nicht die Schale, sondern den Kern, Deine Ansicht will ich.“

„Ich finde die Baronesse sehr schön, sehr liebenswürdig und etwas marmorartig,“ entgegnete Frederic; „es muß schön sein, sie zu erobern und den kalten Stein zum Glühen zu bringen. Sie liebt die Freiheit, also wäre es ein Versuch, ihr Fesseln anzulegen, sie zur Sclavin, den Stolz zu beugen, der sich gegen die natürliche Herrschaft des Mannes auflehnt.“

Nach einer Weile sagte der König:

„Aber Bettina ist schöner, Frederic — sieh nur, wie sie gleich einem glänzenden Gestirn überall Heiterkeit erweckt.“

„Der offenbaren Schönheit huldigt Jeder, Majestät.“

„Wie meinst Du das, Frederic?“

„Ich meine, daß die Baronesse, wenn nicht Neigung sie zwingt, auch der Liebe eines Königs trotzen würde; sie ist, glaube ich, eine Ausnahme unter den Frauen.“

„Du bist ein Närrchen, Frederic.“

Dies Gespräch wurde geendet; der König schwieg, Graf Frederic fand keinen Anlaß, über dies Thema weiter zu sprechen; aber er bemerkte mit geheimem

Lächeln, daß des jungen Monarchen Blicke auf die Baronesse hingewendet waren. Frederic hatte einen Verrath gegen die Bojerströms eingefädelt und fühlte sich sehr zufrieden bei der Bemerkung, daß eben der Widerstand, von dem er gegen den jungen, lebelustigen König in Bezug auf die Baronesse gesprochen, diesem als etwas Fremdes, Ungewohntes entgegentrete und reize. Graf Frederic fürchtete in der That den Einfluß Bettina's, da er wohl erkannt hatte, daß sie durch ihren Vater beherrscht werde. Bettina allein war ihm ungefährlich; ihre Wünsche waren dann nur die, eines jeden andern liebenden Weibes, Auszeichnung und Erwiederung ihrer Leidenschaft. Ihr Vater aber nährte Pläne; Frederic hatte ihn durchschaut und deswegen mußten alle Minen in Bewegung gesetzt werden, um den Boden wankend zu machen, auf welchen die Bojerströms schon so sicher zu stehen meinten. Einem scharfblickenden Hofmann, wie Graf Frederic, konnte es nicht entgehen, daß der Gesandte Graf Böhlenburg, obwohl er dem Anscheine nach Freund des Grafen Bojerström war, demohngeachtet diesen fürchtete. Hier ließ sich Frederic täuschen oder täuschte sich selbst; er ahnte nicht, welch ein Geheimniß sowohl die Freundschaft, als auch die Furcht des Gesandten vor dem schwedischen Grafen nothwendig machte. Frederic glaubte, daß nur politische Beziehungen die Ursache Beider wären; da aber seine eigene Befürchtung, Bojerström könne ein schlagendes

Uebergewicht bei Hofe erringen, was auch unausbleiblich erfolgen mußte, wenn die Leidenschaft des Königs nicht auf einen andern Gegenstand gelenkt werden konnte, mit der des Gesandten übereinstimmte, so galt es, einen solchen zu suchen und in die Nähe des Königs zu bringen. Der Gesandte übernahm diese Aufgabe und es blieb nun der Klugheit Frederics überlassen, sie auszuarbeiten. Er kannte die Neigung des Königs zu genau, um zu wissen, daß, wenn es nur erst einmal gelungen war, ihn zu reizen, seinen leicht empfänglichen Sinn für einen andern Gegenstand nur in etwas zu entzünden, dann bedurfte es nur einer richtigen Leitung dieses königlichen, sinnlichen Neigungen sich schnell hingebenden Herzens, um demselben den Reiz des Wechsels angenehm und wünschenswerth zu machen — dann waren auch die Bojerströms gestürzt. Frederic hatte sich durchaus nicht getäuscht, wenn er annahm, daß die Baronesse einen Eindruck auf den jungen Monarchen gemacht hatte. Dieser Eindruck wich freilich in seiner Wesenheit gänzlich von dem ab, als er Bettina, diese offenbare Schönheit, wie Frederic sie bezeichnete, zum ersten Male gesehen hatte. Der Baronesse Schönheit war auch ganz anderer Natur, sie war keine hervortretende, sich selbst Bahn brechende, wie die Bettina's, welche augenblicklich ihren Zauber anwendet, um Herzen zu fesseln — sie glich vielmehr jener unnachahmlichen, plastischen Anmuth, die das

Körperliche mit einem Reiz geistiger Klarheit durchdringt und sinnliche Gemüther wenn auch durch die edlen Formen anzieht, doch in einer gewissen Entfernung von sich abhält, also kalt läßt. So sinnlich auch das Gemüth des Königs war, so besaß er doch jenen scharfen, noch nicht durch Uebersättigung der Leidenschaften entkräfteten Blick, um die Baronesse als eine Schönheit eigenthümlichen Reizes zu erkennen. Sie liebte die Freiheit — ihr Geist war also stolz und ungebeugt, indem er die Formen, die leider die Menschen zu Sclaven machen, verachtete und floh. Diese Erscheinung war dem König neu und obwohl er sich anfänglich gegen ihren Ausspruch der Freiheitsliebe eingenommen fühlte, so war doch der Eindruck von der Art, daß er einen ziemlich starken Nachhall in des Königs Herzen erweckte, welcher von Frederics Urtheil über die Baronesse noch mehr verstärkt wurde. Die Selbstliebe und das Neue, Fremde sind mächtige Hebel. „Sie sollte auch der Liebe eines Königs trotzen? ich glaube es nicht!" sagte der junge Monarch zu sich und eben dieser Gedanke, der ihn reizte und zugleich beschäftigte, war ein Nachtheil für Bettina von Bojerström. Sie war eine leichte Eroberung, die sich willenlos in seine Gewalt gab.

„Frederic!" flüsterte er, als er um Mitternacht den Ball verließ, „ich wünsche die Verhältnisse der Baronesse zu kennen — forsche nach."

„Majestät sollen mit meinem Eifer zufrieden sein,“ antwortete der Graf.

Auf Bettina hatte dieses Fest einen sehr unangenehmen Eindruck hervorgebracht. Es war ihr nicht entgangen, daß der König, was sonst durchaus nicht seine Gewohnheit war, öfters zerstreut schien und dann wie planlos seinen Blick auf die Baronesse hingleiten ließ. Was sollte ihn, der den Glanz so sehr liebte, dessen Dasein eigentlich nur für den Glanz geschaffen schien, anders beschäftigen können, als eben die neue Erscheinung der Baronesse? Für ein liebeglühendes Herz ist die Eifersucht eine der furchtbarsten Qualen. Sie erschöpft sich in Bildern und Gedanken, die die Nacht an Dunkelheit übertreffen, im Geiste liegt eine unendliche Zeugungskraft von Ideen, der Leidenschaftliche wendet sie zu seiner Qual an. Bettina fühlte sich sehr unglücklich; unter andern Umständen würde ein süßer Morgenschlaf nach einer Ballnacht sie erquickt haben, diesmal floh sie der Schlaf. Ihr Vater zerstreute den sie so beängstigenden Wahn von einem möglichen Wankelmuth des Königs, er lachte ihre Befürchtungen hinweg und Bettina wurde wieder heiter und machte sich Vorwürfe, daß sie thöricht gewesen sei, Zweifel und Angst über etwas — Gestaltloses in ihrem Herzen überhand nehmen zu lassen.

Graf Bojerström selbst fand es für das Einzige, was er thun konnte, seiner schönen Tochter die Eifer-

sucht auszureden, obwohl er eben so, wie sie, die gleichen Bemerkungen gemacht hatte. Seine eigenen Wahrnehmungen mußte er unterdrücken, um Bettina nicht muthlos, traurig zu machen. Der König liebte die Heiterkeit, das Gegentheil konnte also nur unangenehm auf ihn einwirken und mußte, hatte wirklich die Fremde einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht, nur zu deren Vortheil ausfallen. Graf Bojerström nahm sich vor, auch die geringste Wahrnehmung nicht unbeachtet oder gleichgiltig zu lassen; der Ausbruch eines Zahnes in dem Rade einer großen Maschine wirkt, wenn auch anfänglich vielleicht nicht gleich bemerkbar, doch nach und nach stockend auf dieselbe ein; es springen mehrere Räderzähne, als eine nur ganz regelrechte Folge zu starken Drucks auf dieselben, und das Werk zerstört sich im Innern, bis es stillsteht und vielleicht ganz unbrauchbar ist.

Graf Frederic hegte natürlich andere Ansichten; er war mit dem Resultate seines Bestrebens vollkommen zufrieden, die letzten Worte des Königs hatten ihm die Gewißheit verschafft, daß der Grund zu einer den gefürchteten Einfluß der Bojerströms vernichtenden Intrigue gelegt sei und es jetzt nur der Klugheit bedürfe, um den begonnenen Bau weiter zu führen. Frederic hatte durch seine Stellung bei dem Könige einen so hohen Grad des Ehrgeizes in sich aufgenährt, daß ihm

der Gedanke schon unerträglich war, je durch irgend eine Person oder ein Ereigniß verdrängt zu werden.

Der König hatte Niemand um sich, der es vortheilhafter gefunden hätte, seinem eben so für Edleres als für Sinnliches empfänglichen Geist eine andere Richtung zu geben, ihn aufmerksam zu machen, daß die Bestimmungen eines Regenten nicht allein sei, sich zu amüsiren, der Vergnügungssucht zu huldigen, sondern kräftig zum Wohle seiner Unterthanen das Regiment zu führen. Den König zu einer Puppe zu machen, die einen Namen, aber keinen Willen, vielmehr Abneigung hatte, sich selber der Last des Regierens zu unterziehen, das war Graf Frederics Streben und deswegen überwachte er sorgsam jede Leidenschaft, jede Neigung seines königlichen Herrn, um sie zu erfüllen und jeden vielleicht in ihm auftauchenden, ernsteren Gedanken im Keime zu ersticken.

Frederic war ein kaltes, herzloses Gemüth, der höchste Grad des Egoismus sein Eigenthum; er liebte nichts, außer sich, und betrachtete Alles mit Geringschätzung, was einer Leidenschaft huldigte, die nicht, wie die Selbstliebe, in sich allein ihre Nahrung fand. Frederic hatte eine glänzende Erziehung genossen, eine königliche, konnte man sagen, denn er und Heinrich von Kronenhelm waren ja des Königsohnes Gespielen gewesen; diese Erziehung hatte ihm den Spiegel verliehen, den eine von Schnee gesäuberte Eisfläche zeigt, er war

in der That spiegelglatt und kalt wie Eis. Im Besitz der feinsten Manieren, der brillantesten Tournure, einem angenehmen Aeußern und der Gabe, herzlich zu scheinen, war er in der vornehmen Welt ein Glanzstern, der sich selber bewunderte. Daß er herzlos war, bewies sein Verrath an Heinrich von Kronenhelm, er lächelte über den Letzteren und spöttelte über die zu zarte Empfindlichkeit. Nur etwas beunruhigte ihn. Oswald Ehrenhaupt war verschwunden, keine Spur war trotz der eifrigsten Nachforschungen, die auf Befehl Frederics angestellt wurden, von demselben aufzufinden. Dieser junge Mensch allein machte Frederic oft bange Stunden des Nachdenkens.

Insgeheim waren an alle Behörden im Königreiche Anweisungen erlassen worden, Oswald, wo er sich nur blicken lasse, so viel als möglich ohne Aufsehen, aufzuheben und ihn nach der Residenz zu liefern.

Alle diese Anordnungen blieben fruchtlos, wie sich leicht denken läßt, da Oswald im Hause der Frau von Kauritz verborgen lebte. Der spurlos Entschwundene war für Frederic ein wahrhaft quälendes Gespenst; er wagte es aus sehr triftigen Gründen nicht, ihn öffentlich zu verfolgen, der König wollte es nicht, daher mußte diese Verfolgung nur geheim gehalten werden, selbst der Name Oswalds Ehrenhaupt wurde nicht bei seiner Personalbezeichnung erwähnt.

Der Graf befand sich einige Tage später allein

in seinem Hotel, als ein Eilbote von dem Festungscommandanten, Baron Schiller, mit einer Depesche sich bei ihm melden ließ. Er wurde sogleich hereingelassen, es war ein Offizier. Er überreichte dem Grafen die Depesche, der nicht wenig erstaunt war, daß der Commandant gerade einen Offizier gewählt habe, wo doch jedenfalls ein Unteroffizier denselben Dienst geleistet hätte. Indeß Frederic gab seinem Erstaunen keine Worte; er erbrach, an ein Fenster tretend, das Couvert und nahm die Depesche heraus.

Der Inhalt derselben lautete folgendermaaßen:

„Mein Herr Graf!

„Indem ich Ihnen dies schreibe, bin ich der Verzweiflung nahe. Zwanzig Jahre einer treuen Dienstpflicht verwischen eine Nachlässigkeit nicht, die mir zur Schuld fällt, obwohl ich vor mir selber mich davon freisprechen kann, wenn ich es auch vor dem Gesetz nicht im Stande bin. Gräfin Arnsheim ist entflohen."

Frederic ließ auf einige Augenblicke das verhängnißvolle Blatt niedersinken. Diese Nachricht machte ihn bestürzt. Nach einer Weile las er weiter:

„Ich schildere Ihnen in Kürze den Vorfall, urtheilen Sie dann selbst. Die Gräfin begann vor einiger Zeit zu kränkeln. Der Arzt bestand darauf, daß ihr andere Zimmer angewiesen werden sollten. Da sie sehr schwach und leidend erschien, als ich ihr einen Besuch machte, der Arzt mir versicherte, daß nur die Ver-

änderung der Wohnung sie dem Leben erhalten könnte, in meiner Instruction die Gräfin blos als eine auf unbestimmte Zeit Gefangene aufgeführt ist, der also jeder Tag die Freiheit zurückgeben kann, übrigens keine Ordre mir mitgetheilt worden, die Dame besonders streng zu beaufsichtigen und über deren etwaige Wünsche erst nach Hof zu berichten, so bewilligte ich das Gesuch und noch am selben Tag siedelte sie in die allerdings freier gelegenen Zimmer des rothen Thurmes um. Vielleicht würde ich der Gräfin mehr Aufmerksamkeit hinsichtlich öfterer Besuche erwiesen haben, wenn sie nicht so abstoßend gewesen und offenbar die Einsamkeit liebend sich gezeigt hätte. Die Bitte des Arztes, ihr durchaus Ruhe zu gönnen, da sie wohl mehr geistig als körperlich krank sei, hielten mich thörichter Weise von jeder persönlichen Ueberzeugung ihres Befindens ab. Aber eines Tages meldete mir der wachthabende Offizier, der Arzt sei verschwunden, man könne ihn nirgends finden. Diese Nachsuchung ergab auch die Entdeckung, daß die Gräfin verschwunden sei. Den Nachforschungen zufolge ergab es sich, daß Gräfin Arnsheim schon eher geflüchtet war, als der Arzt, der noch mehrere Tage sich in der Festung aufhielt, um durch Täuschung ihre Flucht zu decken, dann aber mit dem ihr zur Bedienung gegebenen Mädchen selbst entflohen war. Die Nachforschungen brachten zugleich den Umstand an den Tag, daß diese Flucht nicht ein im Kopf der Gräfin allein gereifter Entschluß,

sondern durch Hilfe von Außen, also durch ein Complott, bewerkstelligt worden sei. In einem Dorfe, kaum eine Stunde von der Festung entfernt, war eines Abends eine mit vier Pferden bespannte, geschlossene Kutsche angelangt. Die Wirthin des Gasthofs wußte, daß keine Dame, sondern nur ein Herr in derselben angekommen sei und war nicht wenig erstaunt, als am Morgen, wo der Fremde abfuhr, eine Dame mit in den Wagen gehoben wurde, welche, der Beschreibung nach, die die Wirthin von ihr machte, Niemand Anderes, als die Gräfin Arnsheim gewesen sein kann. Die Spur der Equipage ist auf der geraden Straße nach der Hauptstadt hin verfolgt worden. Lieutenant von Rothenfels dürfte vielleicht nützlich bei der Entdeckung, so sie noch in der Hauptstadt weilt, zu verwenden sein; er kennt die Gräfin genau. Ich empfehle Ihnen, Herr Graf, diesen jungen Mann, der gewiß auf's Angelegentlichste bestrebt sein wird, sich Ihres hohen Vertrauens würdig zu machen. Für mich erwarte ich keine Verzeihung, obwohl es sehr schmerzlich für einen alten Soldaten ist, seinen Ruf, seine Ehre auf solch eine Weise vernichtet zu sehen — ich erwarte mein Geschick.

(L. S.)

Friedrich Baron Schiller v. Schillersthal,
Commandant der königl. Festung Trauenstein."

Als Graf Frederic dies Schreiben durchgelesen, blieb er eine Zeit lang, auf dasselbe starrend, als lese er

noch eifrig, im Nachsinnen versunken sitzen. Es hatte einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht; sein kalter — für Calcül ganz geeigneter Geist berechnete flüchtig, wie es möglich sei, jeder Entdeckung zuvorzukommen, welche die Entflohene und die mit ihr Verbündeten, ihre Helfer, die ihm unbekannt waren und die er fürchtete, von dem Geheimnisse machen konnten, um welches für immer zu begraben, die Gräfin vor einer Reihe von Jahren ihrer persönlichen Freiheit entrissen worden war. Seine sonst so glatte, immer heitere Stirne faltete sich finster; durch die Flucht der Gräfin war ein großer Schlag zu erwarten, und das Schlimmste blieb, er wußte nicht, von welcher Seite dieser Schlag kommen werde, er konnte auch keine Spur irgend einer ihrer Anhänger, ihrer Freunde entdecken, so sehr er auch nachsann. Der Gräfin Name war gänzlich verschollen, Niemand gedachte ihrer mehr, der Name Arnsheim schien ausgestorben aus dem Gedächtnisse der Generation und doch war es nicht so — die Flucht der Gräfin bezeugte ja das Gegentheil.

In diesem höchst unangenehmen Zustande zwischen Aerger, Zweifel und Unruhe erhob sich der Graf; die Erinnerung an Oswald Ehrenhaupt, welche sich mit der Flucht der Gräfin auf's innigste vereinte, wurde ihm furchtbar.

Der Offizier war unweit der Thüre stehen geblieben und erwartete die Befehle des Grafen, welcher ganz

auf seine Anwesenheit vergessen zu haben schien, denn er durchmaaß mit langsamen, zuweilen plötzlich-hastigen Schritten das Gemach, so daß der Harrende, ohne besondere Menschenkenntniß zu besitzen, abnehmen konnte, wie der Graf in großer Unruhe sich befand. Plötzlich blieb Frederic vor dem Offizier stehen und musterte ihn.

„Sie sind Lieutenant von Rothenfels?“

„Zu dienen, Herr Graf.“

„Sind Sie in der Residenz bekannt?“

„Ja.“

„Der Commandant meldet mir ein sehr unangenehmes Ereigniß; Sie sind davon unterrichtet. Der alte Degen thut mir leid, aber das Gesetz kann nicht umgangen, Fahrlässigkeit muß bestraft werden. Kennen Sie die Ursache, weshalb diese Dame eine Bewohnerin der Festung war?“

„Nein, Herr Graf.“

„Sie ist eine gefährliche, politische Verschwörerin; ihre Wiedererlangung, sollen nicht Unruhen im Staate ausbrechen, von der höchsten Nothwendigkeit. Ich selbst bin der Meinung, daß sie sich hier verbirgt, ja, ich glaube es mit Gewißheit. Ich nehme Ihr Anerbieten an, ihre Spur zu suchen, aber diese Uniform taugt nicht dazu, sie ist nicht die der hier garnisonirenden Truppen, sie würde die Aufmerksamkeit Derer beschäftigen, die die Gräfin verborgen halten und ihre Vorsichtsmaaßregeln schärfen.“

„Verlangen der Herr Graf, daß ich in Civilkleidung vielleicht?“

„Nein, in der einer der hier stehenden Truppen; ich werde das arrangiren. Davon später. Ihre Aufmerksamkeit hat nicht nur die Spur der Gräfin zu verfolgen, ich gebe Ihnen noch einen zweiten Gegenstand an, der vorzüglich auf diese Spur leiten könnte, hier vor einigen Wochen unsichtbar wurde und mit Gewißheit bei der Flucht der Dame betheiligt ist.“

„Herr Graf, ich bitte um diese Notiz.“

„Es ist ein junger Mensch, mit langen, gelben Locken, die ihn besonders kenntlich machen, sein Name, wenn er ihn nicht etwa verändert hat, Oswald Ehrenhaupt.“

„Oswald Ehrenhaupt?“ rief der Lieutenant, im höchsten Grade erstaunt, „der Sohn eines Magisters dieses Namens, der bei dem Freiherrn Anselm von Thonradel, meinem verstorbenen Vetter, lebte und den dieser zum Universalerben einsetzte, was wir, die Verwandten, als eine an uns verübte Ungerechtigkeit nicht gelten ließen?“

Graf Frederic fühlte sich etwas unangenehm überrascht.

„Sie kennen diesen jungen Menschen?“ fragte er zögernd.

„Gewiß, Herr Graf; wenn ihn der Satan nicht beschützt hätte, würde ihn vor fünf Monaten meine

Kugel als Wilddieb niedergestreckt haben. Er ist ein Halbwilder, der weder etwas von Gesetz, noch Recht weiß; ich glaube, er ist ein gefährlicher Mensch."

„Das ist er," bestätigte Frederic, „so gefährlich, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß, wenn Sie sich seiner bemächtigen, Sie in Frist von zwei kleinen Jahren das Patent eines Obersten besitzen sollen."

„Herr Graf, wenn es in meiner Macht steht, soll es geschehen," betheuerte der Offizier.

„Jedoch muß alles Aufsehen dabei vermieden werden, ich schärfe Ihnen das ein," redete Frederic; „Sie haben an keine andere Behörde hier sich zu wenden, als nur an mich; es ist eine Sache des Hofes, verstehen Sie, Herr Lieutenant? Meine Kasse steht Ihnen zu diesem Zweck frei, auch werde ich Sie für den Nothfall mit einem Verhaftsbefehl ausrüsten, bei dessen Vorzeigung jede Behörde, welche es auch sei, Ihnen Unterstützung gewähren muß. Alles übrige Nöthige werde ich arrangiren. Ruhen Sie jetzt aus — heute Nachmittag beginnt Ihre Aufgabe, zu der ich Ihnen im Voraus Glück wünsche. Um zwei Uhr erwarte ich Sie."

Herr von Rothenfels, sehr vergnügt, entfernte sich, sein rother Bart schien von der Freude, die auf dem mit einem Ausdruck unverkennbarer Brutalität begabten Antlitz sich lagerte, höheren Schimmerreflex zurückzuwerfen.

Der Graf durchschritt jetzt abermals sein Zimmer und überdachte Alles, was zu dem Zwecke beitragen könne, sich dieser beiden Personen und wo möglich auch derer zu bemächtigen, die mit ihnen verbunden waren.

Obwohl Graf Frederic längst Kunde eingezogen, daß der Magister das Herrenhaus Else verlassen, so war es ihm doch bis jetzt nicht geglückt, den Aufenthalt dieses würdigen Mannes zu entdecken, aus der einfachen Ursache, weil die letzten Häuser der Vorstadt, wo Magister Ehrenhaupt sein Domicil aufgeschlagen hatte, nicht unter die Jurisdiction des städtischen Magistrats, sondern unter die des Amtes gehörte, indem der Grund und Boden, auf dem diese Häuser standen, von Alters her der Gerichtsbarkeit des letzteren angehörte. Dieser geringfügige Umstand hatte bisher die Entdeckung des Aufenthalts des Magisters verhindert; in den Registern der Stadtbehörde fand sich sein Name nicht eingetragen und da das Viertel, wo der ehrwürdige Geistliche ein Asyl gesucht hatte, unter der eben nicht glänzenden Rubrik des Proletariats bekannt war, so hielt man es nicht für möglich, dort eine nähere Untersuchung anzustellen, welche jedenfalls ein gewünschtes Resultat ergeben hätte, ein Resultat, das mit einem Male das Geheimniß enthüllt haben würde, welches jetzt den Aufenthalt Oswalds im Hause der Frau von Kauritz umschleierte.

Am Nachmittage desselben Tages rollte eine königliche Equipage den Weg nach dem Lustschloß, welches,

auf der anmuthigen Hügelkette gelegen, von welcher der Blick das wundervolle Panorama des Flußthales überschaute, in dem die Stadt mit ihrem im Sonnenscheine zahllos glänzenden Fensterheere eine eigenthümliche, zauberische Ansicht gewährte. Der König und Graf Frederic saßen im Fond der Equipage und von beiden Seiten waltete ein tiefes Schweigen.

Sie hatten so die Tour schweigend über die Hälfte zurückgelegt; der Weg, welcher sich, wie wir schon früher erwähnten, lehnan hob, ließ es nicht zu, immer im Trab zu fahren und so wurde, da der Wagen langsam bergauf rollte, das Schweigen lästig. Der König brach es plötzlich.

„Woran glaubst Du, Frederic, daß ich jetzt denke?" fragte er.

„Das ist eine schwere Aufgabe, Majestät, es gehört Allwissenheit dazu," antwortete Frederic lächelnd; „sollte es nicht die Baronesse sein, welche Ew. Majestät Phantasie beschäftigt?"

„Nein, Frederic," entgegnete der König fast ernst, „ich dachte jetzt wirklich nicht an die Baronesse, obwohl sie allein der Zweck ist, der mich diesen Weg führt. Der junge Mensch, mit den gelben Locken, stand mir augenblicklich so lebhaft vor der Seele, als sähe ich ihn lebendig aus dieser Tannennacht heraustreten. Es ist seltsam, daß mich zuweilen die Erinnerung an ihn über-

rascht, ich rufe sie nicht, sie kommt ungeheißen, sie drängt sich mir auf."

„Ew. Majestät wissen, daß auf solche Spiele einer raschen, von Jugendfeuer glühenden Phantasie nicht viel zu geben ist. Der Geist ist stets geschäftig, er ist sogar hartnäckig, wenn es gilt, sich selber zu ängstigen."

„Nun, Frederic, im Ernst, es ist kein ängstigendes Bild," sprach der König, „im Gegentheil, es dünkt mir freundlich, als könne mir nie etwas Schlimmes von diesem Wolfsfänger kommen. Du lächelst? ah, Du siehst immer schwarz, Frederic."

„Das mag die Sorge für Ew. Majestät Wohl und Sicherheit machen," antwortete der Graf.

Der König veranlaßte keine weitere Fortsetzung dieses Gespräches und das frühere Schweigen trat wieder ein, was Frederic sehr unangenehm zu sein schien, denn nach einer sehr langen Weile begann er zu sprechen:

„Erlauben mir Ew. Majestät, ein Thema zu berühren, welches mich, obwohl ich bisher Schweigen darüber beobachtete, doch jederzeit sehr beschäftigte."

„Nun, Frederic, ich habe Dir noch nie Zwang aufgelegt," sagte der König lächelnd; „rede, was beschäftigt Dich?"

„Ich kann mich nicht des Gedankens entschlagen, daß Gräfin Bettina das Geheimniß des jungen Haidebewohners kennt."

In der That schien diese Bemerkung den jungen Monarchen sehr unangenehm zu berühren.

„Du bist ein Feind Bettina's," entgegnete er, „ich weiß das."

„Ich bin ein Feind aller Derer, die es nicht aufrichtig mit Ew. Majestät meinen; wenn das ein Verbrechen ist, so will ich frohen Muthes ein Verbrecher sein — ich werde diesen Namen für die größte Ehre des Unterthans halten."

„Du klagst die Schönheit eines Verrathes an," sprach der König, „und machst mich neugierig, zu erfahren, welchen Verrath Du ihr als Schuld anrechnest?"

„Finden Ew. Majestät es nicht auffallend, daß ein Mensch, der Jemand nur einmal gesehen und gesprochen hat, den fast verzweifelnden Entschluß faßt, mit Umgehung aller Vernunftgründe, aller Hindernisse, sich dennoch einen Weg sucht, um ....."

„Schweig davon!" fiel ihm der König in's Wort; „Bettina ist schuldlos, Du bist ein Polyp, der nicht nachläßt, eine Idee zu umklammern."

„Nun," antwortete Frederic, „es ist dies eine Wahrheit, Majestät, die ich nicht abläugnen kann, wenigstens hat sich diese Idee fest in meinen Kopf gesetzt — jede Untreue erschüttert den Glauben an die Aufrichtigkeit der Gesinnung."

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Frederic!" rief der König, mehr angeregt, während sein schönes Antlitz

fast momentan eine dunklere Färbung wies; „Du willst Bettina verdächtigen, weil Du sie hassest.“

„Ich bewundere ihre Schönheit, Jeder wird sie bewundern, aber ich zweifle, daß sie einer wahren Liebe fähig ist, ohne den Hebel einer andern Leidenschaft. Sie gab leichten Herzens den ihr Verlobten auf, ich meine Heinrich von Kronenhelm, da ihr Glanz und — lassen mich Ew. Majestät das Wort unumwunden aussprechen — Macht, vielleicht der Gedanke, einen gewissen Einfluß zu erringen, winkten.“

Von diesem Augenblick an herrschte ein fast düsteres Schweigen zwischen dem König und dem Grafen. Dem Letzteren konnte unmöglich der unangenehme Eindruck entgehen, den diese Bemerkungen auf den jungen Monarchen hervorgebracht hatten; das sonst so heitere Antlitz des Königs sah sehr finster aus und er lehnte in der Ecke, die Arme über die Brust verschränkt, die Augen geschlossen, die Lippen fest auf einander gepreßt.

Frederics Gesicht überflog für die Dauer eines Moments ein fast boshaftes Lächeln; er wußte, er hatte in dies nur dem Vergnügen gewidmete Herz einen Funken geworfen, welcher nicht so leicht verlöschen würde; ein Gemüth, dem bisher aller Ernst zuwider war, mußte für ein solches Saamenkorn des Zweifels einen außerordentlich empfänglichen Boden bieten; das tiefe Schweigen war auch das günstigste, untrüglichste Zei-

chen einer schnell erfolgenden Wirkung dieses Argwohns und Frederic hütete sich, es zu unterbrechen.

In dieser unangenehmen Stimmung kam der König im Lustschloß an; Niemand wußte etwas von seiner Ankunft und deshalb waren die Zimmer auch nicht in dem Stande, in denen sie unter anderen Umständen wohl hätten sein müssen.

Der alte Castellan schien fast zur Leiche zu werden; so einen Ueberfall hatte er nicht vermuthet und gestand, daß die Majestät sich eben nicht sehr ergötzen werde, indem wegen Renovation, da die Zeit der Sommersaison so dicht vor der Thüre sei, Alles im Schloß drunter und drüber läge. In der That, das Vorhaben des Besuchs, den der König hier machte, war ein flüchtiger Gedanke gewesen, der durch Frederic schnelle Ausführung erhalten hatte.

Es schien, als ob dem König diese Ueberraschung und der damit in unmittelbarer Verbindung stehende Schreck des alten Castellans Vergnügen mache; er wurde heiterer, die Angst des alten Mannes war auch possierlich. Der König durchstrich die Zimmer, dann verließ er das Schloß, der Castellan begleitete ihn.

„Wenn Ew. Majestät morgen oder übermorgen Befehl geben, die Sommersaison hier zu beginnen, so wird es mit einem Male hier lebendig werden,“ sagte der Castellan; „jetzt ist's freilich gar öde hier oben; die Landhäuser stehen leer, als wäre Alles in ihnen ausge-

storben und wir haben eigentlich nichts, als das Ansehen der Gegend von oben herab, was freilich recht schön ist, weil's Tausende nicht haben, aber mit der Zeit wird's doch langweilig und wir freuen uns allemal, daß der Frühling bald den Sommer bringt und wir hier oben wieder unter Menschen kommen."

„Alle Landhäuser stehen leer?" fragte der König.

„Alle? Hm, — 's ist nur eins bewohnt," antwortete der Castellan, „von einer jungen, bildschönen Dame, Ew. Majestät — 's ist aber höchst sonderbar mit derselben. Sie ist so schön, wie ein junger Lenzmorgen, daß Einem 's Herz im Leibe lacht, wenn man sie ansieht und dabei ist sie eine Einsiedlerin, der es hier sehr zu gefallen scheint."

„Ihr meint die junge Baronesse von Stein?" fragte der König.

„Ja, ganz recht, Ew. Majestät," bestätigte der Alte, etwas frappirt, daß der König doch einige Lokalkenntnisse zu haben schien; „sie geht immer in schwarzer Tracht, aber diese läßt ihr sehr wohl. Wir denken so, daß sie viel Kummer haben muß und vielleicht fehlts auch am Vermögen, daß sie sich so zurückzieht. Wer kann das so genau wissen."

Eine entlassende Handbewegung entfernte den alten, geschwätzigen Castellan; der König, von Frederic begleitet durchschritt das Rondell, welches vor dem Lustschloß einen natürlichen Vorhof bildete, dann wendeten sie sich

nach der Seitenallee, durch welche man nach dem kleinen, aber etwas versteckten Landhause führte, das von der Baronesse bewohnt wurde.

Eine wahrhaft philosophische Ruhe umgab diesen Sitz der Einsiedelei. Der Luftstrom selbst schien hier seine Kraft geändert zu haben, die hohen Kastanienbäume fingen ihn in ihren reichbelaubten Aesten und Zweigen auf und nur ein leichtes, angenehmes Rauschen flüsterte bei Luftbewegungen aus der Blätternacht. Das saftige, frische Grün des jungen Laubes glich einem Smaragdfluß, der sich um einen Diamant windet, dieser Letztere war das kleine Landhaus selber. Sein einfacher, weißer Anstrich machte sich zu dieser ungekünstelten Naturumgebung trefflich. Pracht und Schnörkel war daran vermieden, die Kunst hatte keine Hand angelegt, um es einer solchen Bewohnerin würdig zu schmücken. Daß dieser Aufenthalt zu einem stillen, beschaulichen Leben ganz geeignet war, trat gewiß lebhaft vor Jedes Geist, der sich dieser einfachen Villa näherte.

Der Contrast, welcher sich so unwillkürlich dem an Flimmer und Glanz gewöhnten jungen Monarchen hier aufdrängte, war zu groß, als daß er ohne jene Einwirkung, welche ein neuer, uns bisher fremd gebliebener Reiz gewöhnlich hervorzubringen pflegt, bleiben sollte. Schon die tiefe Ruhe rings umher war ihm, welcher die laute Freude bis auf diese Stunde als den

Ausdruck des Glückes hielt, etwas Neues, Ungewöhnliches, aber nichts Unangenehmes, nichts Abstoßendes.

„Frederic," sagte der König, sich zu diesem wendend, und es war das erste Wort, das er wieder an ihn richtete, „die Baronesse ist gewiß sehr arm."

„Woraus schließen Ew. Majestät das?

„Wie kannst Du fragen!" war die Entgegnung; „wer reich ist, liebt den Glanz, die Freude, vergräbt sich nicht in die Einsamkeit."

„Majestät, meine Ansicht ist anders. Obwohl ich annehme, daß die Baronesse nicht sonderlich mit Glücksgütern ausgerüstet ist und Graf Böhlenburg deutete darauf hin, wenn ich nicht ganz falsch verstanden habe, so glaube ich doch, daß selbst in dem Falle, wenn die Baronesse so reich wäre, als sie schön ist, sie diese Einsamkeit lieben würde. Ihr Geist ist stolz, sie liebt ihre Freiheit und verachtet jede Fessel, die ihr Verhältnisse auflegen könnten. Graf Böhlenburg betheuerte, daß es ihm viel Ueberredung gekostet habe, sie zu bewegen, auf dem Balle zu erscheinen."

„Sie weiß nicht, wie schön sie ist!" rief der König etwas angeregt; „die Schönheit sollte sich nie verbergen."

Das Landhaus war geschlossen, Frederic klingelte; ein Diener ohne Livree ließ sie ein und geleitete sie zu der Baronesse.

Der Empfang von ihrer Seite war so ungezwun-

gen, daß es den Anschein hatte, als wäre sie gewöhnt, die Huldigung der Könige zu empfangen.

Zu seinem Erstaunen bemerkte der König, daß ihr durchaus jene tiefe Demuth mangle, jene Hingebung, welche ihn an Bettina so entzückt hatte; das war ein Contrast, der ihn anfänglich fast abstieß, er sah sich der Huldigung beraubt, welche ihm Jeder, der ihm nahte, brachte und diese Entbehrung wollte ihn fast verletzen. Indeß allmälig verschwand dieser unangenehme Eindruck und wich einem Gefühle von Bewunderung; die Baronesse entfaltete im Flusse der Unterhaltung den Reichthum eines edlen Geistes, der sich über die Masse erhob. Was sie sprach, war ernst, aber die Anmuth ihres Wesens, die Weise, in der sie sprach, gaben jedem ihrer Worte einen lieblichen Eindruck.

Graf Frederic hatte unter dem Vorwande, nöthige Befehle für die im Schlosse zu treffenden Anordnungen zu ertheilen, das Landhaus verlassen.

„Sie lieben die Freiheit, Baronesse,“ sagte der König, „aber ich glaube, Sie haben den Platz, frei zu sein, übel gewählt. Der Sommer bringt hier ein fast zu lebendiges Treiben in Ihre Nähe.“

„Wer frei sein will, Majestät, bleibt unberührt mitten im Getümmel der großen Welt,“ antwortete die Baronesse.

„Was nennen Sie eigentlich frei?“ fragte der junge Monarch; „das Wort ist mir fremd, ich glaube

nicht, daß ich es je gehört habe — ja, man hat mir sogar gesagt, daß die Freiheit mehr Schaden als Nutzen stifte."

Ein Lächeln überschwebte Emma's Gesicht. „Es ist die Weise Jedes, der selbst nicht frei ist, die Freiheit zu verdächtigen," antwortete sie, „und es ist das Unglück der Völker, daß ihre Fürsten die Freiheit fürchten, die Freiheit der Geister, die Erhebung des Bewußtseins, Menschen zu sein, die wohl der gesellschaftlichen Ordnung willen sich Gesetzen unterwerfen, aber dabei fühlen, daß selbst diese Gesetze einer Verbesserung bedürfen. Ich möchte kein Fürst sein, dessen Volk im Stillen über den Raub an seinem geistigen, unveräußerlichen Rechte, frei zu denken, seufzt."

„Halten Sie mich für einen solchen Fürsten?" fragte der König.

„Majestät," redete die Baronesse nach kurzem Schweigen, „die Wahrheit ist der Freiheit Kind, die Lüge der Sprößling des Sclaventhums — ich liebe die Freiheit, mithin dit Wahrheit, also antworte ich Ja."

„Wie? Baronesse?" rief der König aufstehend.

„Denken Ew. Majestät nach, ob irgend Jemand in Ihrer Umgebung es je gewagt hat, so zu sprechen!" entgegnete Emma mit Ruhe; „ich zähle diese Stunde zu den schönsten meines Lebens, denn mein Wort trifft ein Fürstenherz."

Eine Pause folgte.

Der König befand sich in der That in einer Situation, welche ihm gänzlich fremd war. Ein Mann hätte vielleicht seine persönliche Freiheit auf das Spiel gesetzt, solche Worte gegen ihn auszusprechen, eine so schöne, anmuthige Vertheidigerin der Freiheit wagte nichts.

„Sie haben Recht, Baronesse," sagte der König nach einer Weile; „Ihre Worte treffen ein Fürstenherz — und ich bewundere Sie, weil Sie die Wahrheit so sehr lieben, daß Sie sogar jede Spur einer Schmeichelei von sich werfen."

„Zürnen Ew. Majestät?" fragte die Baronesse.

„Nein, nur das Neue überrascht mich; aber dieser Wechsel spricht mich an, weil er mir ganz fremd ist und ich will Ihnen in der Wahrheitsliebe nicht nachstehen, Baronesse — weil ich kein Fürst sein will, dessen Volk im Stillen über ihn seufzt."

Die Baronesse schien von diesem Ausdruck einer wahrhaft königlichen Empfindung so im tiefsten Herzen ergriffen, daß sie vor ihm niedersank, seine Hand ergriff und sie mit Küssen bedeckte, ohne daß er es verhindern konnte.

„Was thun Sie, Baronesse," rief der junge Monarch erstaunt, indem er zugleich sich bemühte, sie emporzuhalten.

„Ich danke Ew. Majestät für dies großherzige

Wort!“ antwortete Emma und ihre schönen Augen glänzten feucht.

„Mein Gott,“ sprach der König nach einer Pause, in der er kaum im Stande war, das so unbedeutend scheinende Ereigniß der verwichenen Minute ganz zu fassen; „Sie haben mich erschüttert, Baronesse, überrascht, Sie haben mich mir selbst entrissen, ohne daß ich sagen kann, wie Sie es angefangen haben, eine solche Bewegung in mir aufzurufen!“

„Ich sprach zu Ew. Majestät Herzen und das ist ein königliches Herz — es hat noch Niemand zu diesem edlen Herzen gesprochen, darum regt es sich auch jetzt so plötzlich und wunderbar.“

„So muß es sein!“ antwortete der König nachdenkend; „ich glaube, Sie haben Recht. Aber es ist seltsam — ich kam her, um ein schönes Weib zu bewundern und — zu meinem Eigenthum zu machen, Sie aber üben eine mir fremde Macht aus, der ich zum Eigenthum verfalle. Baronesse, Sie sind eine Zaubrerin, Sie schlagen Könige in Fesseln.“

Wie ein Sonnenblick überflog die heiterste Freude das schöne, ernste Gesicht Emma's, es verklärte sich in diesem Zauber zu einem wahrhaft kindlich-frommen Ausdrucke, ihre Schönheit schien sich zu erhöhen.

Sie deutete auf ihr schwarzes Gewand.

„Heute trage ich es zum letzten Male,“ sagte sie.

„Warum?“ fragte der König.

„Warum? Weil ich heute so glücklich bin,“ lächelte sie; „ich will stolz sein, wie eine Königin, und meinem Traume will ich's erzählen, daß ein Fürst sein Herz durch mich fand.“

„Sie sollen meine Lehrerin sein und es wird keinen aufmerksameren Schüler geben, als mich.“

Als der junge Monarch eine Stunde später auf dem Wege nach der Residenz in seiner glänzenden Equipage zurückrollte, trugen seine Züge das Gepräge einer großen, innern Bewegung. Graf Frederic beobachtete ihn scharf, es war eine Aufregung, die er sah und nicht verstand, er urtheilte nach dem Schein und war entzückt über das Resultat dieses Ausfluges.

„Die Bojerströms sind gestürzt!“ sagte er zu sich; „diese kleine Baronesse hat gesiegt!“

Der König schwieg den ganzen Weg entlang und Frederic fand es nicht für zweckmäßig, den Eindruck zu stören, den die Baronesse auf den jungen Monarchen gemacht und der ihn augenscheinlich so sehr beschäftigte. —

Wir wenden uns zu dem Schuldirector zurück. Nie im Leben hatte er so sehr Anlaß gefunden, seinen Scharfsinn anzustrengen, als eben jetzt. Die Situation,

in welcher er sich befand, war eine so eigenthümlich unangenehme, daß er sehr lange mit sich zu Rathe ging, wie er sich derselben entziehen oder, was ihm noch mehr zusagte, auf welche nützliche Weise er dieselbe ausbeuten könne. Seine Klugheit sagte ihm, daß ein Verrath des Hierseins der Gräfin einen sehr einträglichen Vortheil abwerfen müsse, aber dieser Verrath konnte ebensowohl unglücklich für ihn ausfallen; er kannte seine Feinde in diesem Falle nicht, daß heißt, die Freunde der Gräfin. Er rief sich die Vergangenheit zurück, jene Zeit, in welcher er eine Niederträchtigkeit an der Gräfin begangen hatte. Man würde sich sehr irren, wenn man sich dem Wahne hingäbe, daß dieser gewissenhafte Mann irgend eine Spur von Reue darüber empfunden hätte; im Gegentheil, er bereute nur, daß er sich damals, wo er so unbedeutend war, nur zum Werkzeug von Frau von Kauritz hatte brauchen lassen und nicht sich selbst durch irgend einen leicht herbeigeführten Umstand zum Herrn oder Mitwisser des Geheimnisses gemacht hatte; aber, wie gesagt, er war damals noch so unbedeutend gewesen und wenn ihm auch nicht die Anlage zu schlechten Streichen fehlte — diese Fähigkeiten waren noch nicht zur vollen Thätigkeit bei ihm erweckt — so mangelte ihm doch der Muth. Die abhängige Stellung als Lehrer, das Submisse, Willenlose war durchaus nicht geeignet gewesen, einer schnellen Entwickelung des Muthes Vorschub zu leisten; damals fühlte er sich noch sehr

klein, sehr gering — jetzt combinirte er anders. Frau von Kauritz hatte ihn zum Werkzeug gebraucht und daß das Geheimniß nicht in die Kategorie des Unbedeutenden gehörte, daß es in den höchsten Regionen wurzele, davon war der Schuldirector überzeugt, er selbst war ja ein lebendiger Beweis dieser Ueberzeugung — die Begünstigungen aller Art, die man ihm von jener Zeit an hatte zu Theil werden lassen, sprachen dafür: die Ursache muß wichtig sein, warum man einen armen, unbekannten Lehrer emporhilft. Der Minister, Graf Eberbach, war gestorben und die Protection hörte allmälig auf, aber der Schuldirector hatte bereits bis dahin seine jetzige Stellung erworben und er fühlte den Verlust seines Protektors daher um so weniger. Indeß jetzt empfand er ihn doppelt.

„Wenn dieser Minister noch lebte!“ sagte er zu sich.

So wie er auch nachsann, so fand er doch kein anderes Mittel heraus, als sich der Situation zu fügen, in welche ihn der Zufall gebracht hatte, Schweigen zu beobachten und zu sondiren. Er durfte nicht hoffen, bei Frau von Kauritz glücklich mit irgend einer Entdeckung zu sein, sie hatte keine Ursache, offenherzig gegen ihn zu werden.

„Also Geheimniß muß es bleiben,“ sagte er zu sich; „hm, ich kann es nicht ändern. Ueber dem ein Schwert hängt, der muß sich ruhig verhalten, will er keine Er=

schütterung herbeiführen, die ihm das Schwert in den Nacken fallen läßt."

Dieser philosophische Schluß war eine Art Beruhigung für diesen gewissenhaften Mann. Er hatte sich zu Doctor Pasqual begeben, der sich nicht wenig überrascht zeigte, daß an ihn das Verlangen gestellt wurde, den Herrn und die Dame zu nennen, welche Letztere, als erkrankt, vor wenigen Tagen von ihm aus in einer Sänfte fortgebracht worden sei. Doctor Pasqual drohte, ihn zur Thüre hinauswerfen zu lassen. Diesen unzweideutigen Beweis von Abneigung abzuwarten, trug der Schuldirector kein Verlangen, aber er befand sich in einem sonderbaren Zwiespalt. Die äußere Erscheinung des Doctors war ihm nicht ganz fremd, obwohl er sich durchaus nicht besinnen konnte, wo und ob er ihn wirklich irgend im Leben gesehen habe. Bereits war er unter der Thüre, als er sich zurückwendete, um die auffällige Gestalt dieses Mannes, der sich so feindlich gegen ihn zeigte, noch einmal scharf in's Auge zu fassen. Der Doctor hatte ihm den Rücken gewendet und der Schuldirector bemerkte, in dem, der Thüre gegenüber hängenden Wandspiegel, wie der Erstere bemüht war, eine schwarze Locke unter seine rothe Haartour zu verbergen. Der Schuldirector besaß so viel Geistesgegenwart, daß er die Thüre wieder anzog und ruhig an der Schwelle stehen blieb.

„Diesen Schurken kenne ich," sagte der Doctor

fast laut zu sich, da er sich allein wähnte; „er ist gefährlicher als Gift, das tödtet schnell — die Hölle verschlinge ihn.“

„Ein schlechter Wunsch, Doctor Pasqual,“ sagte der Schuldirector plötzlich von seinem Standpunkt, der Thüre aus; „hätten Sie gesagt, die Hölle verschlinge jedes schwarze Haar Ihres Kopfes, daß es nicht zum Verräther an Ihnen wird, es würde besser gewesen sein, als diesen zärtlichen Wunsch für m e i n Wohl zu äußern.“

Die Ueberraschung des Doctors war zu groß, um ihn diese Worte des an der Thüre Stehenden unterbrechen zu lassen — eine Pause folgte, dann schritt der Schuldirector, dessen kleine, corpulente Gestalt gegen die lange, hagere Figur des Arztes fast lächerlich abstach, auf ihn zu und sagte mit der größten Freundlichkeit:

„Es freut mich, Sie wieder zu sehen, Meinhart; es ist lange her, daß wir uns nicht sahen — wie lange ist es wohl her?“

Er schien nachzusinnen.

„Sie irren sich, mein Herr,“ entgegnete Pasqual; „ich heiße nicht Meinhart — was wollen Sie mit diesem fremden Namen?“

„Ich weiß, jetzt ist Ihnen der Name fremd, früher war das nicht so, früher nannte man Sie Doctor Meinhart, damals waren Sie auch jünger und Ihre schwarze Haare hatten noch nicht die Ahnung, daß sie

in spätern Zeiten roth, statt grau, wie bei andern Leuten, werden würden — das ist lustig genug, Doctor Meinhart, und gäbe Anlaß zum Lachen, wenn Sie es nicht vorzögen, eine Maske vorzubehalten, die ich durchschaut habe."

Pasqual schien noch immer in Zwiespalt zu sein, ob er diese Bekanntschaft von ehedem anerkennen sollte oder nicht. Sein Schweigen schien den Schuldirector indeß nicht sehr zu stören, er redete weiter:

„Sie hatten damals eine bedeutende Praxis und waren bei Hofe angestellt; es ist schlimm, daß mit Ihrem Namen auch zugleich die Erinnerung an Ihre frühere Carrière bei Ihnen verschwunden ist."

„Mein Herr!" rief der Doctor.

„Enden Sie diese Maskerade, Meinhart, sie ist albern zwischen zwei Männern, die sich kennen, wenn ich auch damals ein sehr unbedeutendes Menschenkind war und Ihre Bekanntschaft für eine besondere Ehre schätzte. Enden Sie diese kindische Vermummung."

„Nun denn, ich kann mich nicht vor Ihnen verbergen," sprach der Doctor; „ja, ich bin Meinhart."

„Ich danke Gott für meine gesunden Augen, sie treffen den Kern in der Schaale!" lächelte der Schuldirector; „denken Sie nicht etwa, daß ich mich in Ihre Geheimnisse drängen werde — was gehen mich diese an? Jeder hat seine Ursache, warum er so und nicht

anders handelt, nicht wahr? Aber ich freue mich, Ihnen nützlich zu werden, meine Stellung ist darnach."

„Sie kennen mich, es wäre lächerlich, noch die Maske vorzubehalten," sprach Jener; „es hat einen besondern Grund, weshalb ich hier unter fremdem Namen bin."

„Ich mag ihn nicht wissen, guter Doctor, Geheimnisse ängstigen. Sie werden jetzt keinen Anstand nehmen, mir die Frage zu beantworten, weshalb ich zu Ihnen kam — wegen der Dame — Sie wissen."

„Ja," war die Antwort; „ihren Namen weiß ich nicht, aber der des Herren heißt Beinlich, Notar."

„Das wußte ich," sagte der Vorige gleichgiltig, als wäre hier gar kein Zweifel möglich; „die Dame ist die Hauptperson."

Der Doctor schien sich zu besinnen.

„Sie kennen ihre Handschrift?" fragte er.

„Ja," antwortete Jener.

„Folgen Sie mir in mein Cabinet."

Der Schuldirector trat in jenes Gemach, dessen Hauptzierde die Schränke mit den Gerippen waren; dieser Anblick erschreckte ihn, er prallte zurück.

„Wo führen Sie mich hin?" rief er.

„Sie sind in meinem Cabinet," sagte der Doctor ruhig; „diese Gerüste menschlicher Körper thun Niemand etwas zu Leide — setzen Sie sich."

Fast mechanisch gehorchte der Schuldirector; dieser

Anblick machte ihn scheu, er wagte kaum die Augen aufzuschlagen, wo er hinsah, blickte ihn ein Todtenkopf an, ein Skelett. Es schien dem Doctor Freude zu machen, durch verzögerten Aufenthalt den kleinen Mann so viel als möglich zu ängstigen, er suchte in den Papieren seines Pultes eine lange Zeit, dann trat er zu ihm und überreichte ihm eins.

„Hier, die Dame schrieb an eine Freundin, aber ihre Thränen verwischten einen Theil der Schrift und sie schob das Blatt bei Seite, ohne daran zu denken, es zu vernichten, ich fand es, als sie fort war und hob es auf.“

„Geben Sie, Doctor,“ sagte der Andere leise und schüchtern; „ich brauche nicht mehr.“

Bei diesen Worten schob er das Blatt in die Tasche.

„Lassen Sie uns aus diesem Zimmer gehen,“ fuhr er dann fort; „ich bin kein Freund von unheimlichen Dingen.“

„Warten Sie noch einen Augenblick, noch eine Frage, die Sie gewiß zu meiner Zufriedenheit beantworten können.“

Der Doctor hielt ihn bei diesen Worten zurück.

„Ich erinnere mich, Sie zuletzt bei Frau von Kauritz gesehen zu haben, es sind viele Jahre her — es war eine Freundin von Ihnen.“

„O nein, nein!“ entgegnete der Schuldirector.

„Sie war es, ich weiß das genau," redete der Doctor mit Ueberzeugung; „wo ist sie jetzt?"

„Ich weiß es nicht."

„Das ist schlimm," sagte der Andere; „ich glaubte, Ihre Freundschaft würde länger dauern."

„Warum das? Sie protegirte mich, ich wurde mit Leuten bekannt, die —"

„Jeden Verrath mit Gold zu lohnen wußten oder mit Protection, das weiß ich," fiel ihm der Doctor in's Wort; „der Minister Eberbach verstand das besonders gut."

Des Schuldirectors Verwirrung stieg zum höchsten Grade.

„Nun, mein Herr, Sie sehen, meine Erinnerungskraft ist sehr gut, ich kenne Sie, der ohne Maske geht. Hüten Sie sich, zu verlauten, daß Doctor Meinhart zurückgekehrt ist, warnen Sie Ihre Freundin, Frau von Kauritz nicht, sie ist hier, ich weiß es und weiß auch, was ich von Ihnen, der ihr Hiersein verleugnete, zu halten habe."

Ohne eine Antwort des fast niedergeschmetterten Schuldirectors zu erwarten, öffnete er die Thüre und ließ ihn in das Empfangzimmer hinaustreten. Der kleine, gewissenhafte Mann blieb wie angewurzelt stehen, seine Augen suchten am Boden umher — dieser Tag war ein besonders merkwürdiger in seinem Leben. Entdeckung von Geheimnissen, die er nicht kannte und zu-

gleich Entdeckung seiner eigenen Nichtswürdigkeit, Sieg und Niederlage unmittelbar hintereinander folgend. Aber ein so zäher, heuchlerischer Charakter, der geschmeidig, wie eine Schlingpflanze, sich in alle Lagen fügt, war unmöglich so schnell und so ganz zu vernichten, daß er jede Hoffnung auf irgend eine andere Stellung denen gegenüber, von denen er sich erkannt sah, aufgeben sollte. Als er sich ein wenig gefaßt hatte, streifte ein leichtes, flüchtiges Lächeln über sein volles Gesicht — dies Lächeln war der Zeuge, daß er sich erhoben hatte von der Demüthigung, in welche sein Gegner ihn so unvermuthet versetzt hatte.

„Finden Sie es gelegner, daß wir uns gegenseitig zu Tode hetzen, Doctor Meinhart, oder scheint es Ihnen vortheilhafter, daß wir gegenseitig Discretion beobachten? — ich glaube im Vortheil zu sein — meinen Sie nicht?“

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Wäre es denn nicht lächerlich, Doctor, wenn es Ihnen einfiele, über meine Handlungen abzuurteln, als stände es Ihnen zu, darüber zu richten? Sie sehen das ein. Verständigen wir uns, der Vortheil ist für uns Beide größer. Ich kann schweigen, wenn es vortheilhafter ist, als reden, und weswegen trügen Sie eine Maske, wenn Sie nicht wünschten, unerkannt zu bleiben?“

Der Doctor sann nach und dann entspann sich

zwischen diesen beiden Männern eine lange Unterhaltung.

Ehe wir das Haus Steglichs verlassen, werfen wir noch einen Blick auf den Lumpenschneider, der Diener des Doctors geworden war, wie wir bereits erwähnten. Dieser Dienst war mit mancherlei Beschwerden verknüpft, indem derselbe zu öfteren Malen bei Kranken als Nachtwache von dem Doctor beordert wurde. Indeß obwohl diese Anstrengung den Mann, dessen Gesundheit ohnehin durch den vorher ausgestandenen Kummer und die furchtbaren Entbehrungen der Armuth, Hunger und Kälte ein sehr siecher war, nicht zu sichtbar angriff, da die jetzige Lebensweise ihm eine temporaire Kraft gab, so schien es doch nicht, als ob er sich glücklich fühle. Frau Katharina fand bald, daß er zuweilen Anwandlungen tiefer Schwermuth habe. War das der rasche Wechsel der Lebensweise oder machte sich jetzt die schreckliche Vergangenheit erst geltend, und peinigte ihn vielleicht die Furcht, daß dies Glück, welches er jetzt genoß, denn für einen solchen Armen ist die Stillung des rasenden Hungers schon ein großes Glück, nicht von langer Dauer sein könnte und er dem vorigen entsetzlichen Schicksal wieder verfallen könne? Dies trübte das Glück der armen Frau außerordentlich. Sie hatte öfter zu ihrem Erstaunen bemerkt, wie ihr Mann das Kind, wenn er sich ungesehen glaubt, auf seine Kniee nahm und es unter Thränen küßte. Sie hatte ihn

sogar sagen gehört: „Ach, mein Kind, was thue ich für Dich!“

Diese Worte befremdeten sie nicht wenig und doch wagte sie es nicht, zu fragen, sie fürchtete sich, obwohl sie nicht wußte, was eigentlich. Der Doctor besaß einen rauhen, harten Charakter, seine Wohlthätigkeit und Erbarmen gegen sie blieb ein Räthsel. Und doch hatte sie bemerkt, daß Pasqual seit kurzer Zeit, wenn auch nicht leutselig gegen ihren Mann, doch minder barsch als früher war.

Eines Morgens, der Mann war von einer Nachtwache zurückgekehrt und befand sich in der Kammer, um zu schlafen, das Kind saß bei ihm im Bette. Frau Katharina war in der Stube geblieben, sie verhielt sich ganz ruhig, um ihn nicht zu stören.

„Schlaf doch, Vater, Du machst ja immer wieder die Augen auf!“ hörte sie das Kind sagen.

„Ich kann nicht,“ war die Antwort; „aber bleib noch bei mir, mein gutes Kind, leg Deine Händchen auf mein Herz — so, vielleicht werde ich jetzt ruhiger.“

Die arme Frau horchte mit zurückgehaltenen Athemzügen und öffnete nach einer langen Weile leise die Thür. Da saß das Kind im Bett aufrecht und hielt eines seiner Händchen auf das Herz des Mannes, der eben erst eingeschlafen war. Das Kind hatte den Ellnbogen auf das Kissen gestützt und ließ sein kleines Köpf-

chen in der hohlen Hand ruhen, bereit, dem Schlummer als Beute zu verfallen.

Dieser Anblick des schlafenden Mannes, dem die Kindeshand auf dem Herzen lag, und des Kindes selbst, mit den geschlossenen Augen und den rothen Wangen, die von einer schönen Gesundheit strahlten, ergriff das Herz der armen Frau so sehr, daß sie, um diese Beiden nicht zu stören, die Thüre wieder leise zuzog und sich in der Stube dem vollen Schmerze ihres Mutterherzens hingab. Auch jetzt noch verfolgte sie das Unglück, jetzt, wo sie nicht mehr hungerte, wo sie die Freude genoß, ihr geliebtes Kind, das noch vor wenigen Wochen eine sichere Beute des Todes schien, durch Wärme, Speise und Pflege schnell wieder dem Leben und der Gesundheit zurückgegeben zu sehen — jetzt nahte ihr das Unglück in Gestalt eines Kummers, dem sie keinen Namen geben konnte und er betraf ihren Mann, den Armen, der so viel Elend ausgestanden. Was nagte an ihm? Welches Unglück störte seine Ruhe? — Es mußte ein großes Unglück sein, denn zuweilen wollte es ihr fast bedünken, als zeige er eine Scheu, eine Furcht, ihr und dem Kinde zu nahen. Vergebens sann sie vor sich hin, was wohl die Ursache sein könne, sie vermochte keine herauszufinden und dies beunruhigte sie um so mehr, weil sie auch den Trost vermißte, der einem bestimmten Kummer wenigstens ein Ende verheißt.

Als der Mann nach kurzer Ruhe aufgestanden war, trat er in die Stube, das Kind mit ihm.

„Du kannst noch nicht ausgeschlafen haben, Julius,“ sagte sie.

„O ja — ja, ich kann auch nicht mehr schlafen.“

„Du bist krank.“

„Ich? Ha, Du träumst, sehr gesund.“

„Nein, Du willst mich nur beruhigen, Julius, ich sehe das ja. Wir waren so arm, so hungrig und hatten kein Bett, Du aber schliefst, trotz Allem, ruhig.“

Der Mann warf den Blick zur Seite, er schien es nicht zu wagen, sie anzusehen.

„Es ist keine Kunst, zu schlafen, wenn man nichts hat, nichts in der Gegenwart, nichts für die Zukunft,“ sagte er in einem Tone, der scherzend sein sollte, es aber nicht war; „jetzt ist es anders, jetzt werden wir wohlhabend werden — ach, mein Dienst bringt viel Geld ein.“

Bei diesen Worten warf er einen Thaler auf den Tisch.

„Wofür hast Du das?“ fragte die Frau.

„Wofür? Für die Nachtwache — wie kannst Du nur so fragen! Heb's auf, leg's an, trag's in die Sparkasse, 's ist für das Kind, daß es später einmal nicht so hungern muß, wie wir gehungert haben.“

„Und das Geld ängstet Dich, Julius?“

„Wie so? Ich bin nicht so ängstlich — bewahre; ich denke nur manchmal über etwas nach. Du bist

unausstehlich mit Deinem ewigen Jammer, Katharina — gieb'n Glas her, das ist mehr werth, ich habe mir ein Schnäpschen mitgebracht zum Frühstück — man muß sich stärken, nicht wahr?"

Ein Todesschreck schien die Frau zu überkommen.

„Du willst Schnaps trinken? Julius, um Gotteswillen, denke, was Du thun willst!"

Der Mann machte ein finsteres Gesicht und wendete sich dann nach einer Kommode, um ein Glas von derselben zu nehmen. Er hatte es schon in der Hand, die Frau trat rasch näher und hielt seine Hand fest.

„Julius!" rief sie, „trink nicht — der Branntwein ist Gift für Dich und —" fügte sie langsam hinzu, „— für uns. Durch ein Wunder sind wir unsrer entsetzlichen Armuth entrissen worden, wir hungern nicht mehr und wir frieren auch nicht mehr; aber Du bist nicht Dein eigener Herr, der Doctor ist Dein Herr; wenn er Dich betrunken sieht, wenn er den Branntwein an Dir riecht, stößt er uns wieder hinaus, dann sind wir noch elender."

„Meinst Du?" fragte der Mann mit einer ihm ganz fremden Wildheit und ein kurzes, grelles Gelächter folgte; „oh, der Doctor, der Herr, schickt mich nicht mehr fort — mich nicht — das ist fest, das weiß ich — und ich muß trinken, ich will trinken, das ist zu unserm Wohle — wenn ich nicht trinke, dann —" er murmelte Einiges vor sich hin, was die vor Angst

bebende Frau nicht verstand, dann rief er: „laß meine Hand los, Katharine — laß los, sage ich Dir!“

„Nein! nein!“ rief die Frau; „schlag mich, Du hast mich noch nie geschlagen und wir haben so viel Unglück miteinander ausgestanden, woran nur ich allein Schuld bin, aber ich lasse Dich nicht trinken. Die Menschen nannten Dich einen Trunkenbold, ach, sie wußten nicht, daß der Genuß eines einzigen Glases Schnaps Deine epileptischen Zufälle zuwege brachte. Wenn man Dich auf der Straße liegend fand, verachtete man Dich und sah Dich für einen Säufer an. Hier auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, Julius, gieb den entsetzlichen Gedanken auf, stürze Dich und uns nicht in's Elend.“

Der Mann stierte vor sich hin.

„Es muß weg hier,“ sagte er, auf die Stirn deutend; „da kann nur der Schnaps helfen — ich muß trinken, sonst wird's nicht gut — da, behalt das Glas, ich brauch kein Glas, 's geht aus der Buttell eben so gut.“

„Mein Gott!“ schrie die Frau; „welch ein neues Elend!“

Der Mann hörte nicht darauf, er war an die Thüre hingetreten, wo sein Rock an einen Nagel hing. Aus der Brusttasche zog er eine kleine, platte Flasche, entkorkte sie und nahm einen derben Schluck.

„Du machst Dein Kind, Dein Weib unglücklich!“ jammerte Katharine.

„Nein, ich mach Euch erst glücklich, Ihr wißt's nicht, wie? Ihr braucht's auch nicht zu wissen, wenn ich's nur weiß! Und ich möcht's auch nicht wissen, deshalb trinke ich, — deshalb — deshalb!“

Er that noch einen langen Zug.

Die Aufregung in seiner Stimmung, der rasch hinuntergegossene Branntwein und vor allem seine immer herrschend bleibende körperliche Schwäche ließen bald eine Wirkung dieses schrecklichen Getränkes an ihm sichtbar werden. Seine Augen schienen sich zu vergrößern, sie wurden glänzender, eine jähe, dunkle Röthe überzog sein blasses Gesicht, dessen Züge fiebrisch sich bewegten.

„Siehst, Katharinel, nun wird mir wohl, warm im Kopfe — jetzt werd' ich lustig — lache, Katharinel — lach mich aus. Bin ich nicht ein Narr, daß ich mich fürchte vor'm jüngsten Gericht — 's giebt gar keins — 's ist ganz gleich, was man thut, wenn man nur hier lebt und nicht hungert — nicht wahr? Und 's ist für mein Kind — wo ist denn die kleine Krabbe? — komm her, wollen tanzen, ich bin lustig — wollen schön tanzen mitsammen.“

„Herr Gott im Himmel!“ weinte die arme Frau vor sich hin, da sie sah, wie ihr Mann noch einen

Schluck nahm aus der Buttell und dann nach dem Kinde hinschwankte.

„Tanzen, mein Püppchen — schön tanzen!“

Er nahm das Kind an den Händen und drehte sich pfeifend mit ihm herum. Aber diese Bewegung im Kreise steigerte den Zustand, in den ihn der Branntwein bereits versetzt hatte, schnell zu einem vollkommenen Dusel, er war seiner Sinne bald nicht mehr mächtig, der Schwindel erfaßte ihn und er taumelte an den Tisch an und flog dabei zu Boden — das Kind klatschte in die Händchen, daß der Vater hingefallen war. Aber dieser Fall, obwohl er sich nicht dabei beschädigte, rief eine solche Erschütterung seines ganzen Organismus plötzlich hervor, daß Frau Katharina mit Mühe und Kraftanstrengung kaum im Stande, die epileptischen Zuckungen, die seinen Körper von einer Seite zur andern warf, durch Ausbrechen der fest in die Faust eingeklemmten Daumen zu bewältigen.

Wir enden hiermit diese Scene, deren weitere Schilderung nur verletzend auf das Gefühl des Lesers wirken müßte.

Wenn auch die Lage dieser armen Familie sich im Aeußeren verbessert hatte, so war doch ein neues und weit größeres Unglück, von dem Frau Katharina gar nichts wußte, über sie hereingebrochen; der Seelenfriede war entflohen aus dem Herzen dieses Mannes, der von Grund aus ein guter Mensch war und nur dem Schwer=

gewichte des Elends erlag, das er durch so manche Jahre hatte kennen lernen. —

Der Schuldirector übergab dem Commerzienrath das Blatt, welches er von Doctor Pasqual erhalten, und Delhorst erkannte die Handschrift seiner Gattin — das Verbrechen war somit enthüllt, aber der beleidigte Gatte hatte besondere Ursache, dies Document nicht als gültigen Beweis gegen Athalie zu gebrauchen; er fürchtete Beinlich und dieser alleinige Grund wog bei ihm schwerer, als das lebendige Verlangen, Athalie bis zum Bekenntniß ihres Verbrechens zu treiben, sie zu demüthigen. Er sah vor sich ein Complott, dessen Urheber Beinlich war, er glaubte ihn unmittelbar dabei betheiligt und doch hielt ihn der Gedanke ab, daß er die Rache dieses Mannes — denn er hielt dessen Betheiligung bei dem Verhältniß Athaliens mit dem jungen Offizier für ein Werk der Rache — warum hätte er sie sonst gerettet? — noch mehr herausfordern würde, wenn er gradezu angreife. Wie gern hätte er ihn vernichtet! ihn, der der Einzige war, welcher eine Kenntniß seiner Thaten besaß. Er suchte einen Weg, ein Mittel, dies zu vollbringen. In dem Schuldirector hatte er wohl ein Werkzeug, welches ohne Bedenken Alles gethan haben würde, was erforderlich war, um Beinlich in unangenehme Collisionen zu verwickeln, aber das war nicht genug, unangenehme Conflikte beseitigen einen Feind nicht. Die Ehrsucht Delhorsts hatte durch das Be-

wußtsein, daß Beinlich um seine ihm durch Athalie zugefügte Schande wisse, durch die Vermuthung, daß dieser vielleicht dies Verbrechen geleitet, um ihm einen Stoß zu versetzen, in der That eine solche Erschütterung erhalten, daß er sich nicht leugnen konnte, die Rache seines Feindes wandle einen sichern Weg, da sie zuerst ihn in seiner häuslichen Ruhe bedrohe und diese vernichtet habe. Die geschäftige Phantasie Delhorsts schuf sich zur eigenen Qual diese Bilder, welche der Wahrheit so sehr entbehrten. Um jedoch klar zu sehen, mußte er auch thätig sein. Die Wechsel des jungen Offiziers waren eingelös't und es galt nun, diesen, die Hauptperson, zu einem Geständniß zu bringen.

Eines Tages begab er sich zu diesem in's Haus. Birown war nicht wenig überrascht, den Commerzienrath bei sich eintreten zu sehen.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Commerzienrath?“

„Eine Kleinigkeit, Herr Lieutenant,“ antwortete dieser, „ich bin im Besitz der Wechsel, welche Sie ausgestellt haben und die übermorgen fällig sind; Sie werden sich daran erinnern, mein Herr?“

„Gewiß, warum sollte ich nicht? Wenn Sie nur deshalb zu mir gekommen sind, um mich auf diesen Termin aufmerksam zu machen, so bedaure ich die Mühe, welche Sie sich gegeben haben; ich habe nicht darauf vergessen.“

„Sind Sie so bei Kasse?“ fragte der Commerzienrath.

„Hm, ich weiß nicht, ob Sie ein Recht haben, Einsicht in meine finanziellen Verhältnisse zu fordern,“ antwortete der Andere; „ich glaube das nicht.“

„Werden Sie zahlen können?“ rief Delhorst.

„Fragen Sie das übermorgen, und Sie werden dann eine klare Antwort erhalten, mein Herr.“

„Sie werden nicht zahlen können, Herr Lieutenant,“ sprach Delhorst bestimmt.

„Und wer giebt Ihnen diese Gewißheit?“

„Wer? Sie sind ruinirt, ich weiß es; in meiner Hand liegt die Macht, Sie Ihrer Freiheit zu berauben.“

„Nun, und weshalb kommen Sie da zwei Tage früher, mein Herr — das ist auffallend.“

„Es wird Ihnen weniger auffallend erscheinen, wenn Sie sich an meinen früheren Besuch erinnern.“

„Ich finde in demselben keinen Anlaß zu dem heutigen.“

„Sie werden ihn finden. Ich bin im Besitz der von Ihnen ausgestellten Wechsel, mithin auch Ihrer Freiheit, Sie in dem Besitz eines Geheimnisses, welches ein Verbrechen an meiner Ehre ist. Tauschen wir diese Besitzthümer gegenseitig.“

„Mein Herr!“ rief der Offizier.

„Nun, mein Herr?“ fragte Delhorst zurück, „erschreckt Sie das so sehr? Es wäre thöricht, wenn Sie

den Namen Ehre vorschieben wollten, wo die Ehre eines Anderen mit Füßen getreten wird. Ich verlange nichts, als ein Geständniß von Ihnen."

„Ich werde mich nicht zu solch einer Ehrlosigkeit verstehen!"

„Dann," sagte Delhorst aufstehend, „sind Sie übermorgen im Schuldenarrest, und da ich reich genug bin, um die Kosten nicht zu scheuen, werde ich Sie so lange darin festhalten, bis Ihr Haar ergraut ist. Wer kann es mir wehren? Ich brauche nur mein Recht, welches die Gesetze mir zusprechen."

„Sie sind ein Schändlicher!" rief der Lieutenant empört; „Sie verlangen eine Ehrlosigkeit von mir, aber ich trotze Ihnen."

„Und verlieren Ihre Freiheit; nun, Sie sind Ihr eigener Herr."

Dieser Gedanke, ein Gefangener in der Gewalt dieses Mannes zu sein, schien auf das Gemüth des jungen Offiziers einen sehr düstern Eindruck zu machen. Delhorst blieb, ein Bild betrachtend, stehen. Es klingelte draußen. Der Bursche öffnete, man hörte ihn mit Jemand reden, die Stimme des Fremden, der Einlaß forderte, schien auf Delhorst einen höchst unangenehmen Eindruck zu machen, sein Gesicht verzog sich etwas krampfhaft. Der Bursche trat ein und meldete den Notar Beinlich.

„Lassen Sie mich in ein anderes Zimmer treten," verlangte Delhorst dringend.

„Nein, mein Herr, Ihr Benehmen war nicht darnach, Ihnen gefällig sein zu können," schlug der Lieutenant ab und befahl dem Burschen, den Fremden einzulassen.

Beinlich trat in's Zimmer; der Commerzienrath hatte sich so gestellt, daß ihn der Eintretende nicht gleich sehen konnte. Birown ging ihm einige Schritte entgegen, er kannte ihn nicht.

„Was führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Ich bringe Ihnen die Summe, die Sie bedürfen, um Ihre außenstehenden und übermorgen verfallenen Wechsel einzulösen," war die Antwort Beinlichs.

„Wie? mein Herr! wer sind Sie, daß Sie —"

„Ich übersandte Ihnen vor einigen Wochen schon ein Billet mit diesem Troste," sagte Beinlich, „mein Name stand freilich nicht darunter."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich schon auf keine Erfüllung dieses mir anonym gegebenen Versprechens mehr hoffte, mein Herr."

„Sie bedurften das Geld nicht eher," antwortete Beinlich, „der Commerzienrath Delhorst hat Ihre Wechsel eingelös't, ich weiß es."

„Um desto angenehmer ist es dann, dies üble Geschäft auf der Stelle abzumachen," sagte der junge Offizier mit Lachen; „der Herr Commerzienrath hat sich

mir soeben als einzigen Gläubiger angekündigt und mir zugleich alle Maaßregeln geschildert, die er nehmen wird, wenn ich außer Stand wäre, die Wechsel zu honoriren. Hier sehen Sie den Herrn Commerzienrath."

„Freut mich sehr, mein Herr, dies Geschäft, welches Ihnen so viel Mühe verursachte, jetzt beendigen zu können — Sie haben doch die Wechsel bei sich?"

Der Commerzienrath war bleich vor Zorn und Ueberraschung, er war unfähig zu antworten.

„Haben Sie die fraglichen Wechsel bei sich, Herr Commerzienrath?" frug Beinlich nochmals.

„Ja!"

„Haben Sie die Güte, sie mir zu präsentiren."

Delhorst riß seine Brieftasche aus der Brust. Er zitterte an den Händen.

„Ich glaube, Sie haben einige hundert Thaler bei der Einlösung dieser Wechsel verdient, Herr Commerzienrath," redete Beinlich fast scherzend; „allerdings, man war froh, sie für einen civilen Preis losschlagen zu können und Ihr Buchhalter weiß die rechte Manier, die Gelegenheit zu benutzen. Sie sind sehr glücklich, solche gewandte Leute zu besitzen."

Delhorst warf ihm einen furchtbaren Blick zu, er legte wortlos die Wechsel auf den Tisch hin; Beinlich öffnete dagegen seine Brieftasche und erwiederte die Präsentation des Commerzienrathes durch Ueberreichung zweier Staatspapiere, indem er dabei sagte:

„Dies Geschäft zwischen uns ist glücklich abgemacht, ich hoffe, daß es nicht das letzte ist, Herr Commerzienrath."

Delhorst sah ihn einige Augenblicke finster an, dann ergriff er seinen Hut und verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Wohnung Birowns, der in der That ganz perplex war.

„Mein Herr, wer sind Sie?" fragte er.

„Notar Beinlich!" war die Antwort, dann erhob sich dieser und sagte mit der größten Ruhe:

„Mein Geschäft ist zu Ende, es galt, ein armes Weib zu retten."

„Fürchteten Sie, daß ich so ehrlos sein könnte, Athalien zu verrathen?"

Ein flüchtiges, zweifelhaftes Lächeln überstrich das blasse Gesicht Beinlichs und verlor sich unter dessen blauen Brillengläsern.

„Die Ehre ist ein Phantom, welches leicht verfliegt, wenn der Mensch in Noth ist," antwortete Beinlich; „sie drohten in Ihren Briefen mit Verrath und wer bürgte dafür, daß es nur bei der Drohung bleiben würde?"

Birown schwieg beschämt.

„Mein Herr," fuhr der Vorige fort, „ich verachte die Menschen und ihre Ehre ist mir ein Spott; aber das Weib, welches von Ihnen mit Verrath bedroht wurde, habe ich als einen gefallenen Engel erkannt, der

selbst in seiner Sündhaftigkeit noch edel ist; wenn Ihre Ehre eine Wahrheit ist, so werden Sie nie wieder ihren Namen aussprechen und ihr nie wieder nahen."

Beinlich ergriff seinen Hut, verneigte sich ein wenig vor dem jungen Offizier und verließ dessen Wohnung.

Im Hause der Baronin von Kronenhelm hatte sich ein Besuch eingefunden, Herr von Rothenfels. Dieser junge Cavalier besaß nicht jene gewandten und geschmeidigen Formen, welche die Cavaliere der großstädtischen Cirkel so ausschließlich zu ihrem Eigenthum machen. Er hatte die starren, brutalen Manieren der Militairs, die, fern von der Geselligkeit größerer Vereine, nur auf den Umgang mit ihres Gleiches beschränkt sind und in einer gewissen Rohheit gegenseitig wetteifern. Herr von Rothenfels zeichnete sich durch Poltronerie aus, die gern an Allem, was ihm entgegentrat, sich versuchte. Obwohl die Baronin diesen Uebelstand an einem Gesellschafter ihres Sohnes nicht eben mit Freuden bemerkte, so war sie doch froh, daß Heinrich an ihm ein Werkzeug, sich zu zerstreuen, fand. Herr von Rothenfels war ein weitläufiger Verwandter der Baronin und daher auch jetzt in ihrem Hause aufgenommen, bis er sich selber in der Residenz eingerichtet haben würde.

So sehr das brutale Wesen dieses Verwandten auch dem jungen Baron öfters unangenehm war, so bildete doch der Umgang desselben eine große Zerstreuung für ihn; freilich über das, was Gefühl hieß und natürlich auf höherer Bildung des Geistes beruhte, durfte Heinrich von Kronenhelm mit seinem neuen Gesellschafter nicht sprechen; entweder spottete Herr von Rothenfels über solche Sentimentalität, wie er dergleichen zu benennen pflegte, oder er wies ein verächtliches Lächeln. Niemand im Hause ahnte die Mission dieses Cavaliers. Die Baronin war daher auch sehr aufrichtig gegen ihn, sie theilte ihm die Ursache mit, weshalb sich Heinrich so von allen Vergnügungen, welche seiner Jugend doch nur gemäß waren, zurückgezogen.

So vorsichtig auch die Baronin in ihren Urtheilen war, so war sie doch zu sehr angeregt, um über Graf Frederic von Feldernburg ihr Urtheil zurückzuhalten. Daß dem Festungsoffizier das fast klösterliche Leben im Hause der Baronin eben nicht sehr behagte, bedarf keiner weiteren Versicherung, indeß, die Weisung Feldernburgs hielt ihn fest in demselben. Nicht mit Unrecht vermuthete der Graf, daß dies Haus am ersten ein gefährliches Geheimniß bergen könne, denn er hatte in Erfahrung gebracht, daß Gräfin Arnsheim eine intime Freundin der Baronin gewesen, und diese Erfahrung, nebst der Ueberzeugung, daß Heinrich von Kronenhelm nun sein eben so großer Feind, wie ehedem sein Freund

sei, war das Motiv, einen Spion, wie Herrn von Rothenfels, daselbst sich aufhalten zu lassen, um so mehr, als er das strenge, stolze Wesen der Baronin kannte, welches jede Verletzung der Adelswürde mit Verachtung betrachtete.

So also hatte Herr von Rothenfels die Ordre erhalten, daß er so lange, als es sich nur ohne Argwohn thun ließe, seine eigene Einrichtung, das heißt Möblirung und Decorirung einer eigenen Wohnung für seinen Bedarf, zu verzögern. Die Zeit war ihm dazu besonders günstig, da Ostern bereits vorüber war, die Quartiere, welche ihm angeboten wurden, ihm nicht zu gefallen schienen, und er in Unterhandlung über eine Gartenwohnung, welche aber erst zu Johanni bezogen werden konnte, sich einließ. Herr von Rothenfels unterwarf sich also dem Zwange, sich dem strengen Wesen der Baronin zu fügen, welches so ganz gegen seine Gewohnheiten lief. Indeß, er lernte bald erkennen, daß eben dieser Zwang für ihn und seine Aufgabe von Vortheil sein werde.

Die Baronin und Heinrich waren eines Tages ausgefahren, die alte Eusebia desgleichen nicht zu Hause. Von der Stadtpost kam ein Billet an die Baronin, Joachim, der Lakai, nahm es dem Briefträger ab und legte es in den Wandschrank, welcher im Vorzimmer sich befand. Rothenfels war durch Zufall gegenwärtig, er wollte Joachim einen Auftrag ertheilen. Dieser,

von der Baronin einstweilen zur Verfügung des Offiziers gestellt, eilte fort, um den Auftrag zu besorgen. Rothenfels langte in den Wandschrank, um den Brief zu betrachten, welcher vor wenig Augenblicken von dem Lakai hineingelegt worden war. Ein einfaches Couvert mit einem eben so einfachen Siegel, die Adresse von einer Frauenhand geschrieben — je länger Rothenfels diese Schriftzüge betrachtete, um desto bekannter erschienen sie ihm und doch wußte er sich nicht zu entsinnen, wo? Die schnelle Zurückkunft Joachims hätte ihn fast überrascht. Flüchtig schob er das Billet in die Brusttasche seiner Uniform, drückte den Flügel des Wandschranks wieder an und schlüpfte in das nächste Zimmer. Er war im Besitze eines Briefes an die Baronin und wußte wahrhaftig nicht, was er mit demselben beginnen sollte, ja, er ärgerte sich über seine eigene Handlung. Wozu sollte ihm der Brief nützen? — die Handschrift der Adresse war oder schien ihm vielmehr bekannt zu sein; aber das war immer keine Ursache, eine Neugier so weit zu treiben, denselben sich zuzueignen, und eine heimliche Correspondenz konnte es ebenfalls nicht sein, denn man würde jedenfalls zu derselben einen andern Weg, ihn der Baronin in die Hand zu bringen, gewählt haben. Rothenfels beschloß, das Billet wieder an den Platz zu legen; indeß, die Gelegenheit war sehr ungünstig; die Baronin und Heinrich kamen zurück, das Vorzimmer blieb jetzt nie ganz leer; einer der beiden Diener

oder die alte Eusebia hielten sich, wenn die Herrin zu Hause, stets darin auf. Joachim kam in Todesangst zu Rothenfels.

„Gnädiger Herr, haben Sie nicht gesehen, wo ich den Brief an die Frau Baronin hingelegt habe? — Sie waren gegenwärtig — ich finde ihn nirgends.“

„Alberner Mensch, meint Er etwa, ich habe den Brief?“ fuhr Rothenfels auf.

„Ach, um's Himmelswillen, Ew. Gnaden, das meine ich nicht, solch ein Gedanke kommt mir gar nicht in den Sinn — bewahre Gott! aber vielleicht haben Ew. Gnaden bemerkt, wo ich ihn hingelegt habe — ich habe der gnädigen Frau Baronin bereits davon gesagt und jetzt finde ich ihn nirgends.“

„Er machte einen Schrank auf, wenn ich nicht ganz irre,“ sagte Rothenfels nachdenkend; „ich glaube wenigstens, ich gab nicht Acht darauf.“

„Mein Gott! mein Gott! wenn ich den Brief nicht finde! Die gnädige Frau Baronin ist sehr streng, jede Nachlässigkeit von unserer Seite wird scharf gerügt und ich komme vielleicht gar deswegen aus dem Dienste.“

„Es ist auch eine unverzeihliche Gedankenlosigkeit, die Er sich da hat zu Schulden kommen lassen,“ entgegnete Rothenfels; „es ist mir sehr unangenehm, daß ich Ihm gerade zu derselben Zeit einen Auftrag gab, ich werde mich bei der Frau Baronin entschuldigen, ich

konnte nicht wissen, daß er nicht die Sinne bei sich habe.“

Joachim ging, hier hatte er nur noch Vorwürfe dazu erhalten. Den Brief in der Brusttasche seiner Uniform begab sich Rothenfels zur Baronin, er drückte ihr das unangenehme Gefühl aus, welches er bei dem Verlorengehen des Briefes empfinde, da er zufällig eine mittelbare Ursache dabei sei.

„Es ist mir nur deswegen unangenehm, weil ich den Absender nicht weiß,“ sagte die Baronin, „in meinem Hause ein Brief zu verschwinden! Es ist eine unerhörte Nachlässigkeit!“

„Dieser Mensch wollte mich fast zur Verantwortung ziehen, wenigstens schien es so,“ bemerkte Rothenfels lächelnd.

„Der Joachim ist sonst ein braver Mensch, der sich selten eines Fehlers schuldig macht,“ wandte Heinrich ein; „aber freilich, er ängstet sich des Verlustes wegen.“

Die Baronin war sehr verstört, man sah es ihr an, sie veranlaßte Heinrich, bei einer nochmaligen Durchsuchung des Vorzimmers gegenwärtig zu sein, auch Rothenfels schloß sich dieser Durchsuchung an; sie blieb ohne Erfolg. Rothenfels hatte bemerkt, daß die Baronin sehr unangenehm von diesem Verluste berührt war, und der Gedanke erschien also nur folgerecht, wenn er sich überzeugt glaubte, daß die Baronin eine Correspondenz führen müsse, welche vielen Werth für sie

habe. Wäre sie eine junge Dame gewesen, würde er auf ein Liebesverhältniß geschlossen haben, doch sie war eine Frau hoch in den Jahren und dieser Umstand veränderte natürlich solch' eine Idee augenblicklich.

Als Rothenfels sich allein in seinem Zimmer sah, nahm er den Brief heraus, an ein Zurückgeben desselben dachte er nicht mehr, seine Gewissenhaftigkeit machte ihm keine Vorwürfe darüber; er erbrach den Brief mit dem Vorsatze, ihn nach dem Lesen sogleich der Flamme zu übergeben. Indeß, dieser Entschluß verflog augenblicklich, so wie Rothenfels den Inhalt kennen gelernt hatte. Es war ein Billet von der Gräfin Arnsheim, welche der Baronin schrieb, daß sie in der Nähe lebe, aber sich ihr nicht entdecken könne, da Lieutenant Rothenfels bei ihr im Hause sei und es wohl zu vermuthen stehe, daß dieser Offizier nicht ohne Absicht jetzt in der Residenz sich aufhalte, vielleicht um ihre Spur zu suchen, denn sie sei von der Festung, wo sie an zwölf Jahre Gefangene gewesen, entwichen. Schließlich folgte noch eine Warnung der Gräfin an die Baronin, nie ihren Namen vor demselben auszusprechen, damit dieser, der zur Zeit ihrer Flucht noch im Festungsdienst gewesen, keinen Anlaß zur weiteren Nachforschung nach ihr fände. — Mit diesem wichtigen Funde eilte Rothenfels zu dem Grafen Feldernburg.

„Es ist ein Glücksfall,“ sagte dieser, nachdem er Alles von dem Offizier erfahren und den Brief gelesen

hatte, „wir müssen ihn benutzen, so weit es in unserer Macht steht. Sie dürfen das Haus der Baronin jetzt nicht eher verlassen, als Sie es entschlossen waren; es könnte später Verdacht erwecken und den Argwohn auf Sie werfen, als wären Sie in den Besitz des Billets gekommen. Haben Sie schon je von der Gräfin mit der Baronin gesprochen?“

„Nie, Herr Graf.“

„Sie werden leicht Veranlassung dazu finden, wenn Sie, so gut es gehen will, eine Schilderung des Festungslebens entwerfen, das Glück aussprechen, jetzt sich frei zu fühlen. Man weiß es, die Herren Offiziere lieben die Einförmigkeit des Festungsdienstes nicht sehr, er bietet ihnen keine Annehmlichkeiten, vielmehr eine drückende Fessel; man wird daher nichts Auffallenderes darin finden, wenn Sie froh sind, dieser Fessel los zu sein. Bei dieser Gelegenheit dürfte es Ihnen leicht sein, der Gräfin zu erwähnen, unter vier Augen es der Baronin anzuvertrauen, daß Sie ihr im Stillen glückliche Flucht gewünscht haben und diese auch für Sie ein Glück geworden sei, indem Sie Ihres Dienstes in der Festung enthoben worden wären, jedoch aus Vergünstigung unter eine hier garnisonirende Truppenabtheilung die Erlaubniß empfangen hätten. Ich überlasse das Ihrem Geschick, Herr von Rothenfels, die Freundschaft wirkt oft Wunder.“

Diese Ordre befolgte der Offizier pünktlich und

hatte die Freude, die Baronin sich näher kommen zu sehen. Bisher hatte diese sich in einer Entfernung von ihm gehalten; seine Manieren waren für eine feingebildete Dame nicht anlockend, jedoch die Ueberzeugung, die sie empfing, daß unter diesen etwas rüden Aeußerlichkeiten ein theilnehmendes Herz schlage, versöhnte sie mit dem Benehmen Rothenfels'; die Freundschaft zu ihrer unglücklichen Freundin machte ihr Herz und Mund rege, sie hatte kein Geheimniß vor ihm. Ach, die Schilderung der Gefangenschaft Ceciliens durch so lange Jahre, die gänzliche Abgeschlossenheit derselben von allem Umgange mit ihres Gleichen, die Leiden, welche ein zartfühlendes Frauenherz, wie Cecilie besaß, in diesem Zustande hatte erdulden müssen, entlockten der Baronin Thränen.

„Herr von Rothenfels," sagte sie, dem Offizier die Hand reichend, „ich habe an Ihnen gesündigt. Ich hielt Sie keines Zartgefühls fähig und doch entfalten Sie in diesem schönen Mitleid mit dem Leiden dieser Aermsten ein solches — vergeben Sie mir! Die harte, rauhe Schale der militairischen Manieren, die Sie sich durch den Umgang mit jungen Männern, welche vielleicht eine Kraft oder einen Stolz darin finden, sich auszuzeichnen durch ein schroffes Benehmen, angeeignet haben, hat mich getäuscht."

Rothenfels lachte.

„Gnädige Frau, es mag etwas an dem sein, wie

Sie sagen; die Salons-Manieren verlernt man allerdings, vorzüglich wenn man das Vergnügen hat, mehrere Jahre lang Offizier in einer Festung zu sein, wie es der Treuenstein ist, wo es keine Bälle, keine Assembleen, keine Soireen, sondern nur Soldaten und Gefangene giebt. So etwas geht in Fleisch und Blut über und rottet sich schwer aus; aber, auf Ehre, meine Gnädige, ich werde mich bestmöglichst zu formiren suchen. Die Gräfin ist die Ursache, daß man mich nicht für geeignet hielt, länger auf dem Treuenstein zu dienen und das ist mir gar nicht unlieb, die Langeweile da oben war mir mehr als zu lästig."

„Ach, die arme Cecilie!" seufzte die Baronin; „sprach man nicht darüber, welches Verbrechen sie begangen haben sollte?"

„Nein, gnädige Frau, ich zweifle, daß es selbst unser alter Commandant wußte, nur die Instruction, auf welche Zeitdauer der Gefangene zu sitzen hat und welche Vergünstigungen oder Beschränkungen bei seiner Haft zu beobachten sind, werden ihm schriftlich zuertheilt. Die Gräfin war auf unbestimmte Zeit zur Festungshaft verurtheilt, was ohngefähr so viel als Zeitlebens sagen will und in der Regel das Urtheil großer Staatsverbrecher zu sein pflegt."

„Mein Gott! Cecilie kann kein Verbrechen begangen haben!" sagte die Baronin.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Rothenfels, „ich halte es auch für unmöglich."

„Würden Sie die Gräfin, wenn sie Ihnen hier erschiene, verrathen, Herr von Rothenfels?" fragte die Baronin.

„Ich hatte nur auf dem Treuenstein die Pflicht, sie zu bewachen," redete der Offizier; „im Gegentheil, ich würde ihr behilflich sein, sich zu verbergen."

Die Baronin drückte ihm dankbar die Hand und sagte leise:

„Vielleicht bietet sich Ihnen noch die Gelegenheit, der Aermsten, die gewiß nie ein Verbrechen auf sich geladen, nützlich sein zu können."

Seit dieser Stunde war Rothenfels bei der Baronin hoch im Ansehen gestiegen und in ihrem Benehmen sprach sich dies vorzüglich aus; selbst Eusebia, welche eine große Apathie gegen diesen Cavalier an den Tag gelegt hatte, weil er immer nach Rauchtabak duftete und kurz und rauh sich gegen sie wies, legte von nun an eine gewisse Art dankbarer Aufmerksamkeit für ihn an den Tag.

„Du wirst mich heute bei einem Besuch begleiten, Heinrich," sagte die Baronin eines Tages.

„Befehlen Sie über mich, gnädige Tante!" war die Antwort; „darf ich wissen, wohin?"

„Zu Frau von Kauritz."

„Ich kenne diese Dame nicht."

„Auch ich kenne sie nicht,“ antwortete die Baronin, „obwohl ich sie in früherer Zeit öfterer gesehen habe.“

„Das ist doppelsinnig, gnädige Tante, Sie kennen sie nicht und haben sie doch in früherer Zeit öfterer gesehen?“

„In dem Aeußeren täuscht man sich,“ sprach die Baronin; „ich habe es an Herrn von Rothenfels erfahren und werde mich nie mehr einem Urtheile über Andere hingeben.“

In jenen Stunden, die Baron Heinrich auf seinem Zimmer zuzubringen pflegte und sich daselbst der Lectüre überließ, durchstrich Herr von Rothenfels gewöhnlich die Straßen der Stadt oder besuchte die Conditoreien oder Restaurationen, um die ihn peinigende Langeweile zu tödten. An schönen Tagen ritt er gewöhnlich spatzieren; Heinrich hatte eins seiner Reitpferde zu seiner Verfügung gestellt, und Rothenfels machte in diesen Stunden, wo er sich auf seine eigene Person beschränkt sah, Gebrauch davon, wenn es das Wetter zuließ.

An demselben Tage, als die Baronin ihren Neffen zur Begleitung bei dem bei Frau von Kauritz zu machenden Besuche aufforderte, kehrte Herr von Rothenfels von einem ziemlich weiten Spatzierritt in den Spätstunden des Nachmittags in die Stadt zurück. Das kräftige und schlankgebaute Thier, welches er ritt, wies

trotzdem, daß es eine bedeutende Strecke in Carrière zurückgelegt hatte, keine Ermattung; es tanzte noch so stolz, als wäre ihm gar keine Anstrengung zugemuthet worden, die Straße daher, die Nüstern weit aufblasend und mit gespitzten Ohren. Ein hochbeladener Frachtwagen, mit sechs Rossen bespannt, kam dem Reiter entgegen. Der Frachter knallte plötzlich über sein Sechsgespann mit der Peitsche hin, das Pferd des Offiziers schrak zusammen, die Sicherheit des Reiters, gepaart mit der bäuerisch-stolzen Brutalität seines Charakters, riß das Thier, indem er einen Fluch über den Frachter herabdonnerte, mit einem zu heftigen Rucke des Zügels zurück, ganz vergessend, daß es sehr weichfühlend sei und es nur eines leisen Anzugs des Zügels bedurfte, um es zu leiten. Das Thier bäumte hoch auf, es saß auf den Hinterbeinen; Rothenfels, in Wuth, verlor die Geistesgegenwart, wie er zugleich den Sitz im Sattel verlor; ein abermaliger, unwillkürlicher Ruck des Zügels, an dem er sich noch festhielt, und das Pferd schlug über mit ihm, ein Glück, daß seine Füße bügellos geworden waren. Die Straße war hier nicht sehr belebt; es waren die äußersten Häuser der Vorstadt, wo das lebhafte Treiben gewöhnlich schon den Endpunkt vorher erreicht hat. Das Roß schlug um sich, sprang auf und jagte, wie im Sturmwind, davon, der Reiter blieb jedoch liegen. Dieser Vorfall rief die Bewohner der Häuser auf die Straße;

man debattirte, wohin man den vornehmen Herrn bringen solle?

„Nehmt ihn doch in Euer Quartier, Meister, da ist er am besten aufgehoben, bis man weiß, wer er ist.“

„Ja, 's ist wahr, bei Euch wohnt ja der alte Herr, den die Kinder immer Großvater nennen, der wird so 'n Cavalier schon 'n paar Stunden Aufenthalt geben bei sich — schaffen wir ihn dahin.“

Der Meister, ein ehrlicher Schuhmacher, wandte zwar Verschiedenes dagegen ein, ob es auch dem alten Herrn recht sein würde, und was dergleichen mehr war, indeß, die Nachbarn gaben nicht viel auf diese Einwendungen, die Majorität der Stimmen gab den Ausschlag und so brachte man den Gestürzten in das einstöckige Häuschen des Schusters, der immer zu sich sagte:

„Was wird der alte Herr für Augen machen! — na, ich sehe nicht hin.“

Und diese Vermuthung war gar nicht so ungegründet, denn Magister Ehrenhaupt war es, der diesen unerwarteten Besuch empfing und sich in der Angst gar nicht zu helfen wußte und mit fast kindischer Einfalt auf den Offizier hinstarrte, den ihm die mitleidigen Nachbarn, ohne erst lange um Erlaubniß anzufragen, auf's Sopha hinlegten.

„Ist denn Thoms nicht da?“ fragte der Magister in größter Verlegenheit; „der weiß mit verwundeten Leuten, oder gar mit Todten, besser umzugehen, hat so

viele Hirsche geschossen und so viele Hasen — der Thoms weiß Bescheid.“

Thoms und Valentin kamen erst später, sie waren ausgegangen. Als Thoms den Offizier, welchen der Schuster die Uniform aufgeknöpft und die Halsbinde abgenommen hatte, erblickte, rief er:

„Alle Hagel, das ist ja — — —“

„Was denn, Thoms? was denn?“ fragte der Magister zitternd, denn Thoms erschien ihm in so kritischen Fällen wie ein Orakel.

„Das ist derselbe Offizier, der unsern Oswald damals, als der alte Herr Anselm gestorben war, bei der Jagd fast erschossen hätten!“

„Ach, du mein guter Gott!“ rief der Magister, dem jetzt erst die Augen aufgingen und sich des hochtrabenden Rothbarts erinnerte.

Der Gestürzte, welcher bis jetzt die Augen festgeschlossen hatte, schlug sie nun auf wie ein Träumender. Sein etwas gläserner und wirrer Blick fiel auf den Magister und auf Thoms, zwei Gestalten, die man nur einmal im Leben zu sehen brauchte, um sie nach Jahren wieder zu erkennen. —

Wir wenden uns zu Oswald Ehrenhaupt zurück, den wir, das Bild der blauen Dame in der Hand, vor dem Portrait der Königin verließen. Der grellrothe Morgenschimmer, der durch die schweren Gardinen hereindrang und alle Gegenstände im Zimmer mit einem

schwachen, dunströthlichen Anstrich überzog, war der einzige, lebendige Zeuge seiner außerordentlichen Ueberraschung; er stand lange so in der Anschauung beider Bilder vertieft, die Gedanken waren nicht klar in seinem Kopfe, vielmehr konnte er sich selber keine Rechenschaft von dem geben, was er dachte, oder vielmehr, was er empfand, denn in ihm war eine gewaltige, große Aufregung, die ihn beherrschte. Als dieser Sturm sich etwas gemindert hatte, suchte er vergeblich nach einem Anhaltepunkte, um diese sonderbare Gleichheit der Personen, bei welcher er betheiligt war, zu enträthseln — aber wie wäre ihm das möglich gewesen — das war wie ein Traum, der noch vor der Seele eines schon Erwachten schwebt und diesen noch vermittelst eines allzulebhaften Eindruckes gefangen hält. Die Gestalten des Traumes sind noch so lebendig, so frisch, so vorschwebend, als sähe sie der Erwachte jetzt noch, und doch vermag er es nicht, sich zu erklären, wie sein Geist sie in dem Chaos der Träume hineinverwebt, wie er sie sich gleichsam als Eigenthum angeeignet hat. Auch Oswald fand keinen andern Haltpunkt zwischen dem Blick der blauen Dame und dem Portrait der Königin, als daß sie ein und dieselbe Person vorstellten; wie aber das zusammenhing, konnte er sich nicht enträthseln. Aber schon der Anblick der ihm bekannten und theuern Personen war ein Glück für ihn, dem er sich jetzt gänzlich überließ. Seine Kinderzeit kehrte

lebendig vor seine Seele zurück — hier hatte er ja den vollkommensten Anlaß zu dieser schönen Erinnerung, er küßte das Bild, er drückte es an sein Herz, er würde noch lange sich der Beschäftigung, es zu betrachten, hingegeben haben, wenn ihn nicht das Rollen von Wagen auf der Straße erinnert hätte, daß es Zeit sei sich zu entfernen. Dies Zimmer betrachtete er wie ein Heiligthum; mit Ehrfurcht hing er das Bild wieder hinter den Vorhang und verließ dann dies Gemach, beschwert mit einem Geheimniß, das er erschaut hatte, dessen Inhalt er aber nicht kannte. Aber das Bewußtsein dieses Geheimnisses, in welchem er eine Hauptperson sei, wie ihm seine innere Stimme sagte, verließ ihn nicht mehr.

Es war schon heller Tag, die Sonne schon ganz emporgestiegen, als er sein Zimmer wieder betrat. Welche Erfahrungen hatte er in dieser Nacht gemacht! in dem kurzen Raum so weniger Stunden war ihm ein ganz neues Leben aufgegangen. Mit tiefer Beschämung gestand er es sich, daß er in der Fessel einer niedrigen Leidenschaft gelebt, sie hatte seinen Geist erstickt, seinen Muth, seinen Freiheitsdrang. Welch einen Abscheu hegte er nun gegen die Bewohner dieses Hauses, indem er an Eva, das arme, mißhandelte Mädchen, dachte. Und er dachte viel und lange an sie, da sie die einzige Ursache der großen Ueberraschung war, welche ihn so glücklich machte. Er sann über den Entschluß nach, sie zu retten, denn der

Gedanke, allein ohne sie dies Haus der Heuchelei zu verlassen, was er ohne Schwierigkeit hätte in's Werk setzen können, kam gar nicht in seine Seele. Um sich bei diesem Vorsatze nicht selbst im Lichte zu stehen, mußte er nothwendig über Alles schweigen, was er in dieser Nacht erfahren — das war für ein so leicht entflammtes und empörtes Herz keine kleine Aufgabe — es erheischte Verstellung. Aber die Nothwendigkeit verlangte es. Wenn man geahnt hätte, daß Eva's Aufenthalt von ihm entdeckt, die Niederträchtigkeit somit an den Tag gekommen, würde man nicht jedenfalls auf Mittel gedacht haben, die Unglückliche zu entfernen? das mußte vermieden werden. Man rief ihn zum Frühstück.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Frau von Kauritz, „Sie sehen übernächtig aus."

Oswald entschuldigte sich mit einer fast schlaflosen Nacht.

Therese lächelte. Sie glaubte die Ursache zu kennen, welche ihm den Schlaf in dieser Nacht verscheucht hatte, sie drückte ihm die Hand.

„Ruhen Sie am Tage, guter Oswald," sagte die Gnädige, „auch ich habe schlecht geschlafen, sehr schlecht."

In der That, Frau von Kauritz sah etwas verstört aus, wie wenn große Furcht Jemandes Züge entstellt. Das Mädchen kam und meldete der Gnädigen, daß der Herr Diaconus sich bald hier befinden würde.

Dies Frühstück war sehr unlustig, Frau von Kauritz wies sich ungemein wortkarg, nachdenkend; Oswald schien ganz mit ihr zu sympathisiren, Therese führte allein die Unterhaltung, so gut als es nur möglich ist in einer Umgebung, wo Niemand zum Sprechen aufgelegt ist, wo Jeder, dem Anschein nach, mit sich selber zu thun hat oder sich der Ermattung ohne Hinderniß hingiebt. Der Diaconus kam, so früh war seine Besuchsstunde für gewöhnlich nicht, mithin mußte etwas Besonderes dazu bewogen haben. Frau von Kauritz schien Muth zu schöpfen, als sie ihn sah, die trübe Wolke des Mißmuths, die bis jetzt ihr Gesicht bedeckte, lichtete sich ein wenig. Oswald bemerkte, daß der Diaconus, ohne sich besonders um ihn oder Theresen zu kümmern, fast ausschließlich Frau von Kauritz fixirte, als wäre er Arzt, der die Krankheit des Patienten aus dessen Gesicht zu lesen pflegt und darüber Reflexionen anstellt. Das Frühstück war beinahe geendet, als er kam; aber er setzte sich mit an den Tisch, auf's Sopha zu der Gnädigen, er hatte ihre Hand ergriffen und schien unvermerkt die Schläge ihres Pulses zu zählen. Es ist gewiß eine sehr schöne Kenntniß, aus dem Gange des Pulses den mehr oder minder aufgeregten Zustand eines Menschen zu beurtheilen; der Diaconus hatte so seine Leute, denen er jederzeit erst an den Puls fühlte, ehe er seine sehr trefflichen Ansichten über Dies und Jenes ihnen mittheilte — Frau von

Kauritz gehörte zu diesen Glücklichen, die sich dieser doppelten Eigenschaft ihres geistlichen Freundes rühmen konnten. Die Unterhaltung berührte blos gleichgiltige Dinge, indeß sie wendete sich schnell zu sehr ernsten Dingen, als Oswald und Therese das Zimmer verlassen und das Mädchen das Kaffeeservice weggetragen hatte.

„Sie sind sehr aufgeregt, Freundin der Seele — was ist denn geschehen?“ fragte der Diaconus; „Sie haben mich zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde rufen lassen — sprechen Sie doch.“

Frau von Kauritz bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche; der Diaconus zog ihr die Hand mit dem Tuche weg.

„Wozu dieses Schweigen? Es nützt zu nichts, es verdirbt mehr, als es gut macht; ich liebe es nicht, wenn Leute, die keine Geheimnisse vor einander haben, sich gegenseitig mit Nerventand langweilen — sprechen Sie.“

Diese Art und Weise, welche der fromme Herr der Gnädigen gegenüber annahm, um sie zu einer Entdeckung der Ursache, weshalb sie ihn so früh zu sich beschieden habe, zu treiben, bewies, wie er sie als untergeordnet betrachtete und eine Herrschaft über sie besitze.

Frau von Kauritz zögerte nicht länger — sie schilderte mit allen Zeichen wiederkehrender Furcht, wie sie in dieser Nacht durch ein seltsames Geräusch von

Schritten in der über ihren Zimmern liegenden Etage gestört worden sei, als wäre diese bewohnt, wie vor Jahren.

Der Diaconus lächelte.

„Ihre Nerven sind sehr schwach, meine Gnädige,“ sagte er, „glauben Sie vielleicht gar an Gespenster?“

„Es war keine Phantasie,“ betheuerte Frau von Kauritz, „ich habe nicht geschlafen, die ganze Nacht kein Auge zugethan — gegen Morgen kehrten diese seltsamen Schritte wieder; glauben Sie mir, es war fürchterlich, ich hörte sie über meinem Haupte, sie drangen mir durch Mark und Bein.“

„Und doch ist es nur eine Täuschung der Sinne gewesen,“ entgegnete der Diaconus bestimmt, „Sie sind sehr leicht aufgeregt, ich kenne das.“

„Es mag sein,“ gab die Dame zu, „aber diese Furcht kann ich nicht unterdrücken. Sie glauben sie nicht, Sie verspotten mich darum. Ach, ich beschwöre Sie, mein Freund, lassen Sie mich den Gedanken ausführen, an dem ich so oft denke, lassen Sie mich fort von hier, dieses Haus, diese Stadt, dieses Land verlassen.“

„Nein, es wäre Narrheit,“ entgegnete der Diaconus; „warum? was haben Sie zu fürchten? ich wüßte nichts.“

„Wie sind Sie glücklich, ein so starkes Herz zu haben, das keinen Vorwurf kennt, keine Furcht!“ rief

Jene; „aber bedenken Sie, ich bin ein Weib, die Furcht peinigt mich, die nicht weichende Ahnung, daß einst eine Entdeckung alles dessen, was ich mir bewußt bin, sich ereignen könnte, tritt immer lebhafter und gräßlicher vor meine Seele — o hätte ich nie gesündigt!"

„Dann wären Sie auch der Gnade nicht theilhaftig geworden," redete der Diaconus entgegen; „das ist ein großer Trost."

„Lassen Sie uns nicht gegeneinander heucheln," sprach die Vorige mit einem so bitteren Lächeln, daß es dem frommen Herrn sehr einleuchtend werden mußte, wie die schändlichen Theorien einer so verabscheuungswürdigen Frömmigkeit, deren Muster und Beispiel er war, vor den regen Gewissensbissen, eines schuldbeladenen Herzens zerstiebten; „der Gedanke wäre entsetzlich, wenn man erst Verbrechen begehen müßte, um der Gnade des Himmels theilhaftig zu werden."

Der Diaconus lächelte.

„Ich sehe eine Abtrünnige vor mir," sagte er und fügte nach einer Weile hinzu: „Die Abtrünnigen sind gewöhnlich Verräther."

„Lassen Sie mich dies Haus, diese Stadt, dieses Land verlassen," rief Frau von Kauritz flehend.

„Nein," antwortete Jener bestimmt, „Sie bleiben hier, — Sie müssen bleiben, Sie bedürfen eines leitenden Freundes und dieser bin ich, kein Anderer."

„Wir besitzen Vermögen, es ist in Ihrer Hand, theilen wir es.“

„Nein, schaffen wir vielmehr das Hinderniß aus dem Wege, welches Sie quält, so lange es existirt.“

Frau von Kauritz schauerte zusammen.

„Eva tödten?“ fragte sie leise.

Der Diaconus schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie haben ein sehr kurzes Gedächtniß, ich muß Ihnen zu Hülfe kommen,“ sagte er; „ich glaube den Augenblicke nahe, wo sie irrsinnig wird — ihr Gesicht ist gebleicht, die Züge liegen tief, die Augen glänzen nicht mehr — eine kurze Zeit noch und wir haben das Ziel erreicht, wir können ruhig sein. Ich werde dafür Sorge tragen, daß sie alsdann eine Aufnahme in einer Irrenanstalt findet, in der man Kranke durch starke, drastische Mittel heilt. Wir dürfen uns dann der Ueberzeugung hingeben, daß sie uns nicht mehr genirt.“

Frau von Kauritz schwieg; aber es war ein Schweigen des Entsetzens.

„Denken Sie über diese Dinge nicht lange nach, überlassen Sie das mir — lassen Sie uns lieber sehen, inwieweit diese unsere Aussicht gegründet ist. Begleiten Sie mich zu ihr.“

Er hob Frau von Kauritz aus dem Sopha in die Höhe, sie leistete keinen Widerstand, sie war willenlos — dieses Weib stellte vollkommen das traurige Bild eines Verbrechers dar, welcher so tief in Laster versun-

ken ist, daß er, um sich vor Entdeckung zu sichern, seinen Genossen, die stärkeren Geistes sind, als er, planlos, gleichgiltig Folge leistet. Der Diaconus war ein starker Geist, der über die Bedenklichkeiten ängstlicher Seelen ein verächtliches Lächeln hatte.

„Wo haben Sie die Schlüssel?“ fragte er.

Frau von Kauritz deutete auf einen Schub ihres Schreibsecretairs. Jener nahm sie heraus, dann verließen sie das Zimmer. Er führte sie, sie gingen beim Betsaal vorüber, dann einen langen Gang hinter, den eine Glasthüre im Hintergrunde schloß. Der Diaconus öffnete sie vermittelst eines der Schlüssel; als sie eingetreten waren in das längliche Gemach, welches die Glasthüre von dem Gange trennte, riegelte sie der Diaconus hinter sich zu und sie durchschritten zwei kleine, anhängende Zimmer, die abermals in einen, obwohl sehr kurzen Gang mündeten. Der letztere bildete zugleich eine kleine Flur zwischen zwei Wohnungen, indem eine starke Bohlenthüre an einer Seite desselben zu der in den engen Hof führenden Treppe führte, jetzt aber fest verschlossen war. Ehedem waren diese Wohnungen für die Stallbedienten und die Treppe die von ihnen benutzte Passage um in den Hof zu kommen. Der Diaconus öffnete die zweite der Wohnungen, welche jetzt der traurige Aufenthalt der unglücklichen Eva war, die sonach, entfernt von aller Berührung mit Menschen, in diesem, von Niemand besuchten Winkel des Hauses

ein elendes Dasein lebte. Sie fanden die Aermste hingestreckt auf ihrem Lager, nicht schlafend und doch auch nicht wachend, in dem Zustande einer heftigen Fieberbetäubung — sie schien den Eintritt ihrer Peiniger nicht zu bemerken, ihre blauen Augen waren starr auf den Boden vor ihrem Lager gerichtet, das aufgelös'te Haar, von dem wilden Umherwälzen verwirrt zu einem auseinandergezerrten Gespinnste, deckte fast die eine Hälfte ihres Gesichtes. Sie hatte sich nicht entkleidet, der Fieberzustand hatte ihr keine Zeit gelassen, wie es schien, er hatte also, wie der Diaconus bemerkte, schon von gestern gegen Abend an in ihr gewüthet und dauerte noch immer fort. Er raubte ihr die Sinne. So lag sie da, zuweilen plötzlich glühendroth im Gesichte werdend, dann wieder von eisigen Schauern geschüttelt und bleich wie eine Leiche mit zusammenklappernden Zähnen, die Lippen fast weißblau. Frau von Kauritz blieb am Eingang stehen, der Diaconus aber trat dem armen Mädchen näher, er fühlte den Pulsschlag.

„Der Puls ras't," sagte er beobachtend, „diesem Fieber folgt gewiß eine lange Ruhe."

Die kalte Gleichgiltigkeit, mit welcher der geistliche Herr von dieser langen Ruhe sprach, wirkte auf die Gnädige ergreifend, als ob ihr ein Strom Eiswasser plötzlich über Haupt und Rücken gegossen worden wäre. Der Diaconus trat dann zurück und beobachtete noch eine Weile lang die schwerathmende Kranke — es war

ein junges Dasein, das hier dem Erlöschen sich näherte, die Lebenskraft in demselben neigte sich sichtbar zu Ende.

„Nun, theuere Freundin,“ sagte der fromme Mann, „wir haben hier nichts mehr zu thun; der weitere Verlauf dieses Fiebers geht ohne uns weiter — gehen wir.“

„Sie stirbt!“ sprach Frau von Kauritz leise und zitternd.

„Ja, aber ohne es zu wissen; das Fieber betäubt das Gefühl. Es ist nur ein Fall möglich, wo ihre Lebenskraft dies Fieber überwältigt.“

„Und dann?“ fragte die Vorige.

„Dann ist sie wahnsinnig — in beiden Fällen muß man ihr Ruhe lassen. Heute Abend werden wir sehen, wie sich der Verlauf gewendet hat.“

Mit diesen Worten führte der Diaconus Frau von Kauritz fort. Welch furchtbare Grausamkeit gehörte dazu, um ein so junges Wesen, ohne einen Rettungsversuch zu machen, dem Tod oder dem Wahnsinn in die Hände zu liefern — die raffinirteste Bosheit nur vermochte eine solche erbarmungslose Schändlichkeit zu vollbringen. Aber der Anblick schien Frau von Kauritz zu sehr angegriffen zu haben, sie wies sich fast hinfällig.

„Ich hoffe, Sie werden der Vernunft Gehör geben,“ sprach der Diaconus leise, aber ernst und eindringlich zu ihr; „es muß sein; haben sie keinen andern

Gedanken, meine Gnädige, bringen Sie mich nicht zu dem Vorwurf, den ich Ihnen mit Recht machen müßte: „wie kommt's, daß Sie früher bei ähnlichen Anlässen nicht so zartfühlend gewesen sind?“

„Sie sind entsetzlich!“

„Aber vernünftig — werden Sie es auch.“

So führte der Diaconus seine theuere Freundin auf ihr Zimmer zurück; er war ihr Teufel, dessen Gewalt Sie haßte und verabscheute, dem sie sich aber nicht mehr entziehen konnte.

So wie für diese Frau dieser Tag ein um so furchtbarerer war, als vor ihrem Geist das Bild der armen, ohne Hilfe verlassenen Eva stand, wie diese kämpfte mit den Schauern des Todes, so wurde dieser Tag auch ein unerträglich langer für Oswald Ehrenhaupt; eine unerklärbare Angst überfiel ihn wegen Eva; und doch wagte er, ihrer Sicherheit willen nicht, am Tage den geheimen Weg zu ihr einzuschlagen; aber als der Abend hereindämmerte und die Schatten der hohen Brandmauern seinem Fenster gegenüber immer düsterer und länger wurden, hielt ihn nichts mehr ab; er verließ sein Zimmer und wandelte durch die verlassenen Gemächer desselben Stockwerkes.

Vor dem Hause unten fuhr fast zur selben Zeit die Equipage der Baronin von Kronenhelm vor. Heinrich und der Lakai hoben die Baronin heraus; der Letztere eilte voraus, um seine Herrschaft anzumelden,

während Heinrich seiner Tante den Arm bot und sie langsam in's Haus führte.

„Mein Gott, wie viele Jahre sind verflossen, als ich dies Haus zum letzten Male besuchte!“ sagte die Baronin leise und ergriffen.

Frau von Kauritz war ganz allein und nicht wenig überrascht, als sie die Anmeldung dieses Besuches vernahm. Abweisen konnte sie denselben nicht, obwohl sie es gern gethan hätte. Ihr Gemüthszustand war durchaus nicht geeignet, Besuche zu empfangen, die sie ängstigten, und ein solcher war der der Baronin, an die sie seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gedacht und deren strenge Tugend so wenig mit ihrer Lebensweise harmonirt hatte, daß kaum eine kalte, formelle, äußere Höflichkeit zwischen ihnen bestand. Nicht diese Gedanken allein, sondern Erinnerungen anderer Art überstürzten Frau von Kauritz dermaaßen, daß sie kaum die nöthige Fassung zum Empfang der Baronin erringen konnte. Diese trat ein, auf Heinrich sich stützend.

„Die Ehre Ihres Besuches überrascht mich, Frau Baronin,“ sagte Frau von Kauritz; „seit einer Reihe von Jahren lebe ich zurückgezogen von der Welt und ich glaubte, diese habe der Einsiedlerin vergessen.“

„Erlauben Sie mir, daß ich mich erst sammle; der Eintritt in dies Haus hat eine Aufregung über mich gerufen, daß ich einer Erholung nöthig bedarf.“

Die Baronin nahm in dem Lehnsessel Platz, den ihr Frau von Kauritz angeboten, und eine kurze Pause folgte, dann hob die Erstere an:

„Sie sind im Irrthume, Frau von Kauritz, wenn Sie glauben, daß Ihr Name vergessen ist; man weiß es, daß Sie sich einer besondern Frömmigkeit zugewendet haben und man wundert sich heute noch eben so darüber, als damals, wo Sie sich dieser Richtung in die Arme warfen.“

Die Verwirrung der Frau von Kauritz schien kaum unter einem Lächeln sich verstecken zu lassen.

„Es ist unmöglich die Absicht Ihres Besuches, Frau Baronin, über meine Gesinnungen den Stab brechen zu wollen,“ antwortete sie; „ich bitte also, mir die Ursache Ihrer, mir sehr erfreulichen Gegenwart gefälligst mitzutheilen.“

„Ich wünsche mich in dem Besitz dieses Hauses zu sehen,“ sprach die Baronin; „betrachten Sie diesen Wunsch als eine Pietät gegen die frühere Besitzerin desselben, meine Freundin, die Gräfin von Arnsheim.“

„Es ist mir sehr unangenehm, daß ich aus gleichen Gründen diesen Wunsch, den ich unter anderen Umständen vielleicht aus Achtung für Sie, Frau Baronin, erfüllen würde, abschlagen muß. Gräfin Arnsheim war auch meine Freundin.“

„Wirklich?“ fragte die Baronin mit einem so scharfen Lächeln, daß Frau von Kauritz die Augen nie-

verschlug; „ich wußte das nicht; Cecilie hat sich nie gegen mich darüber ausgesprochen.“

„Ich dürfte vielleicht mit größerem Rechte den Zweifel aufstellen, ob die Frau Baronin eine so innige Freundin der Gräfin gewesen, da Sie es in den langen Jahren nicht der Mühe werth fanden, dies Haus zu betreten?“

„Es würde nur schmerzliche Erinnerungen in mir hervorgerufen haben,“ sagte die Baronin, und fragte dann: „Kennen Sie das Schicksal dieser Freundin?“

„Nein!“ antwortete Jene mit unsicherem Tone.

„So freut es mich, daß mein Besuch wenigstens nicht vergebens war, indem ich Ihnen einige Mittheilungen darüber zu machen im Stande bin,“ fuhr die Baronin fort; „die Gräfin kam von hier aus auf eine Festung, als Staatsgefangene, wo sie noch weilt — bedenken Sie, zwölf Jahre!“

„Mein Gott!“ rief Frau von Kauritz unwillkürlich, auf einen Sessel sinkend.

„Das erschüttert Sie — gewiß, Sie haben ein sehr theilnehmendes Herz und da ich mich erinnere, daß Sie als Freundin ihr zu jener Zeit, als die Aermste mitten in der Nacht diesem Hause entrissen wurde, doch nahe gestanden haben müssen, so dürfte ich von Ihnen vielleicht etwas Näheres erfahren, vielleicht Andeutungen, die ein Licht über dies Geheimniß verbreiten können, denn Sie sollen es wissen, daß ich mir die Ent-

hüllung desselben als die letzte Aufgabe meines Lebens gestellt habe. Das Glück hat mich bereits in dieser Absicht so weit begünstigt, daß ich bereits die Spur einer schändlichen Verrätherei an dem Herzen dieser beklagenswerthen Freundin entdeckt habe."

Der Muth, die Fassung, welche Frau von Kauritz bis jetzt mit Mühe festgehalten hatte, wichen nun plötzlich von ihr; sie erkannte die Ursache dieses Besuches, sie fühlte die nahende Nemesis und die Kraft der Verstellung, welche sie bis zur Meisterschaft trieb, verließ sie in diesem Augenblicke, wo sie deren so sehr bedurfte. Sie war so ergriffen, daß sie kein Wort zu einer Entgegnung hatte, sie war leichenbleich geworden.

Die Baronin wechselte mit ihrem Neffen einen bedeutungsvollen Blick und erhob sich, von ihm unterstützt.

In diesem Moment, wo Frau von Kauritz eine große Demüthigung bevorstand, erhob sich außerhalb des Vorzimmers ein wüthender Lärm — man hörte die kräftige Stimme eines jungen Mannes donnern: „Aus dem Wege, schändliche Mörderbrut! Ihr habt ihr das Leben genommen, Gesindel der Hölle! Aber ich breche euch Allen das Genick!"

„Mein Himmel!" rief die Baronin entsetzt, „was geht da vor?"

Heinrich eilte an die Thüre; indem er sie öffnete, stürzte Oswald Ehrenhaupt herein, den Diaconus beim

Halstuch hinter sich herschleifend, Therese folgte ihm — und diesen drei Personen folgte etwas später noch eine — es war Steglich, der seitwärts der innern Thüre schlüpfte und so zum unbemerkten Zeugen dieser Scene wurde. Oswald Ehrenhaupt bekümmerte sich um Niemand der Anwesenden, er schleuderte den kreischenden Diaconus zu Boden. Der Anzug dieses jungen Mannes war dermaaßen derangirt, daß sich deutlich abnehmen ließ, er habe so eben einen Kampf durchgemacht; sein langes, gelbes Lockenhaar hing wirr um Nacken und Gesicht; sein Antlitz glühte, Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Athemzüge waren heftig schnaubend.

„Oswald!“ rief Frau von Kauritz, von diesem unerwarteten Auftritt zum höchsten Grade des Entsetzens erschreckt.

„Schweigen Sie!“ rief ihr dieser zu, „schweigen Sie — Sie sind eine Mörderin! — Eva! Eva! Ihre Nichte ist todt! Dieser Schurke hier und Sie und Therese haben sie zu Tode gemißhandelt — ich weiß es! ich weiß es! aber alle Welt soll dies Haus, diese Mördergrube kennen lernen, wo sie beten und heucheln und ein armes, schwaches Mädchen zu Tode quälen!“

„Was bedeutet das Alles?“ rief Heinrich von Kronenhelm, der, von starrem Erstaunen gefesselt, an der Seite seiner Tante stand und nun einen Schritt vortrat; „mein Himmel, ist das nicht der junge Wolfs=

fänger aus dem Herrenhause zu Else in der Haide? Er ist es, so wahr Gott lebt!"

Diese Unterbrechung hatte der junge Wüthende allerdings nicht erwartet; er starrte den Sprechenden an, er erkannte ihn.

„Ja, Oswald Ehrenhaupt!" rief er; „Sie kennen mich ja."

„Ja, ich erkenne Sie," antwortete Heinrich von Kronenhelm, „ich schätze Sie, denn ich glaube nicht, daß Sie lügen können. Was ging hier vor? sprechen Sie."

Der Diaconus, den der Fall zu Boden betäubt und die Stirne blutig aufgeschlagen hatte, erhob sich; Frau von Kauritz lehnte geisterbleich an der Wand; Therese, eben so, wie Oswald und der Diaconus, in ihrer Kleidung auf's Aeußerste derangirt, schien gänzlich ohne Besinnung zu sein, sie lag, wie eine Ohnmächtige, über die Seitenkissen eines Sophas gebeugt — ganz im Hintergrunde lauerten zwei Augen auf Alles, was sich hier noch ereignen würde — Niemand beachtete Steglichs Gegenwart.

Ende des zweiten Theils.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.